# NEUE MÄRCHEN UND GESCHICHTEN

Hans Christian Andersen

# Neue
# Märchen und Geschichten.

Von

**H. C. Andersen.**

Zweite Auflage.

**Leipzig.**
Verlag von Joh. Fr. Hartknoch.
1875.

# H. C. Andersen's

# Gesammelte Werke.

Vom

Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

Vierundvierzigster Band.

---

## Neue Märchen und Geschichten.

Zweite Auflage.

Leipzig.

Verlag von Joh. Fr. Hartknoch.

1875.

# Inhalt.

# Neue Märchen und Geschichten.

# Die Eisjungfrau.

## I.

### Der kleine Rudy.

Besuchen wir die Schweiz, durchwandern wir das herrliche Bergland, wo die Wälder die jähen Felsenwände hinanwachsen; steigen wir hinauf in die blendenden Schneefelder und wieder hinab in die grünen Wiesen, durch welche Flüsse und Bäche dahinbrausen mit einer Eile, als könnten sie nicht schnell genug das Meer erreichen und verschwinden. Sengend steht die Sonne über dem tiefen Thale, und auch oben, auf die schweren Schneemassen sengt sie, daß diese mit den Jahren zusammenschmelzen zu schimmernden Eisblöcken und sich in rollende Lawinen, in aufgethürmte Gletscher gestalten. Zwei solche Gletscher liegen in den breiten Felsenschluchten unter dem „Schreckhorn" und „Wetterhorn", bei dem Bergstädtchen Grindelwald; sie sind merkwürdig anzuschauen, und deshalb kommen auch bei Sommerzeit viele Fremde aus aller Welt hierher; sie kommen über die hohen, schneebedeckten Berge, sie kommen auch aus den tiefen Thälern, und alsdann müssen

sie mehrere Stunden steigen, und während sie steigen, senkt sich das Thal immer tiefer; sie blicken in dasselbe hinab, als schauten sie aus einem Luftballon. Ueber ihnen hängen oft die Wolken als dicke, schwere Schleier um die Bergspitzen, während unten im Thale, wo die vielen braunen, hölzernen Häuser zerstreut stehen, noch ein Sonnenstrahl leuchtet und ein Fleckchen in strahlendem Grün hervorhebt, als sei es transparent. Dort unten summt und saust und braust das Wasser, dort oben rieselt und klingt es, es sieht aus als flatterten Silberbänder über den Felsen hinab.

Zu beiden Seiten des Weges, welcher bergan führt, stehen Balkenhäuser, jedes Haus hat seinen Kartoffelgarten, und dieser ist unentbehrlich, denn viele Mäuler stecken d'rin in den Hütten, Kinder giebt es hier vollauf, die ihr Futter schon verzehren können; allerwärts kommen sie zum Vorschein und schaaren sich um den Reisenden, mag dieser zu Fuß oder zu Wagen sein; die ganze Kinderschaar treibt hier Handel, die Kleinen bieten hübsch geschnitzte Häuserchen feil, in der Form derjenigen, die man hier im Gebirge baut. Mag es Regen oder Sonnenschein sein, die Kinderschaar ist da mit ihrer Waare.

Vor einigen zwanzig Jahren stand hier oftmals, aber stets etwas fern von den anderen Kindern, ein kleiner Knabe, der auch Handel treiben wollte, er stand da und machte ein sehr ernstes Gesicht, und hielt seine Schachtel mit den geschnitzten Waaren so fest mit beiden Händen, als sei er eigentlich gar nicht

willens, sie hinzugeben, allein gerade dieser Ernst und, daß das Bürschchen so sehr klein war, machte, daß es in die Augen fiel, oftmals von den Fremden herbei gerufen wurde und oft den größten Absatz für seine Waare fand; der Knabe selbst wußte nicht weshalb. Eine Stunde höher hinauf, auch im Gebirge, wohnte sein Großvater, der die feinen, hübschen Häuserchen schnitzte, und dort bei dem Alten in der Stube stand ein großer Schrank mit dergleichen geschnitzten Sachen in Hülle und Fülle, Nußknackern, Messern und Gabeln, Schachteln mit Laubwerk und springenden Gemsen, so recht ein Inhalt zur Freude aller Kinderaugen, aber der Knabe, Rudy hieß er, blickte mit größerer Lust und Sehnsucht auf die alte Büchse, die unter dem Balken an der Stubendecke hing, der Großvater hatte ihm versprochen, er solle sie späterhin bekommen, aber er müsse erst groß und stark werden, um sie handhaben zu können.

So klein der Knabe auch war, er mußte doch die Ziegen hüten, und wenn derjenige ein guter Hüter ist, der mit ihnen zu klettern weiß, so war Rudy ein solcher; er kletterte sogar ein wenig höher als die Ziegen, er liebte es, die Vogelnester hoch oben aus den Bäumen auszunehmen; er war verwegen und dreist, aber lächeln sah man ihn nur, wenn er an dem brausenden Wasserfalle stand, oder das Hinabrollen einer Lawine hörte. Er spielte nie mit den anderen Kindern; er kam nur dann mit diesen zusammen, wenn der Großvater ihn bergab sandte, um zu han-

deln, und den Handel liebte Rudy gerade nicht besonders, er kletterte lieber allein auf den Bergen umher, oder saß beim Großvater und hörte diesen von der alten Zeit und von den Leuten in dem nahen Meiringen, seinem Geburtsort, erzählen. Die Leute dort, sagte der Alte, seien nicht von Alters her dort gewesen, sie seien eingewandert, seien aus dem hohen Norden gekommen, wo ihre Stammväter wohnen und Schweden hießen. Und Rudy that sich was zu Gut' darauf, das zu wissen; aber er lernte auch durch andern guten Umgang, und einen solchen hatte er an den Hausgenossen, die der Thiergattung angehörten. Es war ein großer Hund da, der Ajola hieß und Rudy's Vater angehört hatte, und auch ein Kater war da; dieser Kater namentlich stand in hohen Ehren bei Rudy; der hatte ihn das Klettern gelehrt.

„Komm nur mit hinaus aufs Dach!" hatte der Kater gesagt, und zwar ganz deutlich und verständlich, denn wenn man ein Kind ist und noch nicht sprechen kann, versteht man sehr gut die Hühner und Enten; die Katzen und Hunde, sie sprechen uns ebenso verständlich wie Vater und Mutter, nur muß man eben recht klein sein; selbst Großvaters Stock kann alsdann wiehern, zu einem ganzen Pferde werden mit Kopf und Beinen und Schweif. Bei einigen Kindern hört dieses Verständniß später als bei anderen auf, und von solchen sagt man dann, daß sie weit zurück, gar lange Kinder geblieben sind. Was sagt man nicht Alles!

„Komm mit mir hinaus aufs Dach, Rudy!" war wohl etwa das Erste, was der Kater gesagt und Rudy verstanden hatte. „Was die Leute vom Herunterfallen reden, ist eitel Einbildung, man fällt nicht, wenn man sich nicht davor fürchtet. Komm du nur, setze deine eine Pfote so, die andere so! fühle vor mit den Vorderpfoten! Mußt Augen im Kopfe und geschmeidige Glieder haben! Kommt irgend so 'ne Kluft, so springe nur, und halte dich fest, so thu' ich's!"

Und so that es Rudy denn auch; deshalb saß er so oft auf dem Dachfirste bei dem Kater, saß mit ihm in den Baumwipfeln, ja hoch auf dem Felsenrande, wo der Kater nicht hinauf kann.

„Höher herauf!" sagten Baum und Gebüsch. „Siehst du, wie wir klettern: Wie hoch wir reichen, wie wir uns festhalten, selbst an dem äußersten, schmalen Felsenrand!"

Und Rudy erreichte die Bergesspitze, oftmals noch ehe die Sonne dorthin gelangte, und dort schlürfte er seinen Morgentrank, die frische kräftigende Bergluft, den Trank, den nur der liebe Gott zu brauen versteht und von dem die Menschen nur das Recept zu lesen vermögen, in dem geschrieben steht: der frische Duft von den Kräutern des Berges, von der Krausemünze und dem Thymian des Thales. — Alles, was schwer ist, saugen die hangenden Wolken ein, und der Wind schleift und reibt sie über die Tannenwipfel dahin, der Geist des Duftes wird Luft,

leicht und frisch, immer frischer, — diese war Rudy's Morgentrank.

Die Sonnenstrahlen, die segenbringenden Töchter der Sonne, küßten seine Wangen, und der Schwindel stand auf der Lauer, wagte es aber nicht, sich ihm zu nähern, und die Schwalben vom Hause des Großvaters, an dem nicht weniger als sieben Nester waren, flogen zu ihm und den Ziegen hinauf und sangen: „Wir und Ihr! Ihr und Wir!" Sie brachten Grüße vom Hause, vom Großvater, ja selbst von den beiden Hühnern, die einzigen Vögel im Hause, mit welchen Rudy sich jedoch niemals einließ.

So klein er war, er war doch gereist, und für so ein kleines Bürschchen gerade keine kurze Reise; er war geboren drüben im Canton Wallis und hierher über die Berge getragen; kürzlich hatte er zu Fuße den nahen Staubbach besucht, der wie ein Silberflor vor dem schneebedeckten, blendend weißen Berg „die Jungfrau" in der Luft flatterte. Auch in Grindelwald bei dem großen Gletscher war er gewesen; aber das war eine traurige Geschichte: dort fand seine Mutter den Tod, dort sei die Kinderfröhlichkeit dem kleinen Rudy abhanden gekommen, sagte der Großvater. „Als der Knabe noch kein Jahr alt war, lachte er mehr, als er weinte", so hatte die Mutter geschrieben, „von der Zeit an, wo er in der Eiskluft gesessen, sei aber ein anderer Sinn in ihn gekommen". Der Großvater sprach selten hiervon, aber man wußte es schon auf dem ganzen Berge.

Rudy's Vater war Postknecht gewesen; der große Hund, der in der Stube beim Großvater lag, war ihm stets auf der Fahrt über den Simplon hinab nach dem Genfersee gefolgt. In dem Rhonethal im Canton Wallis wohnten noch Anverwandte väterlicher Seite von Rudy; sein Ohm war ein tüchtiger Gemsjäger, auch ein wohlbekannter Führer. — Rudy war nur ein Jahr alt, als er seinen Vater verlor, und die Mutter sehnte sich nun mit ihrem Kinde zurück zu ihren Anverwandten im Berner Oberlande; ihr Vater wohnte einige Stunden Weges von Grindelwald; er schnitzte in Holz und verdiente dabei so viel, daß er leben konnte. Im Monat Juni ging sie, ihr Kind tragend, in Begleitung von zwei Gemsjägern, heimwärts, über den Gemmi, auf Grindelwald zu. Schon hatten sie die längste Strecke zurückgelegt, waren über den Hochrücken bis in das Schneefeld gelangt, schon erblickten sie ihr heimathliches Thal, mit allen den wohlbekannten Balkenhäusern, sie hatten nur noch den einen großen Gletscher zu überschreiten. Der Schnee war frisch gefallen und verbarg eine Kluft, die zwar nicht gerade bis auf den tiefen Grund reichte, wo das Wasser brauste; aber doch immerhin tiefer als Menschenhöhe; die junge Frau, die ihr Kind trug, glitt aus, versank, und war verschwunden; man hörte keinen Schrei, keinen Seufzer, aber man vernahm das Weinen eines kleinen Kindes. Mehr als eine Stunde verstrich bis ihre beiden Begleiter, aus den nächsten Häuschen unten, Taue und Stangen herbei=

schafften, um wo möglich noch Hilfe zu bringen, und nach vieler Anstrengung brachte man aus der Eiskluft zwei Leichen hervor, wie es schien. Alle Mittel wurden angewendet, es gelang das Kind, nicht aber die Mutter, ins Leben zurückzurufen, und so bekam der alte Großvater nur einen Tochtersohn ins Haus, eine Waise, denselben Knaben, der mehr lachte, als weinte; es schien aber, als sei ihm jetzt das Lachen ausgegangen, und die Veränderung müsse wohl in der Gletscherkluft geschehen sein, in der kalten wunderlichen Eiseswelt, wo die Seelen der Verdammten bis zum jüngsten Tage eingekerkert sind, — wie der Schweizerbauer glaubt.

Ein brausendes Gewässer, zu Eis geronnen und zusammengepreßt gleichsam zu grünen Glasblöcken, liegt der Gletscher, ein großer Eisblock auf den andern gewälzt; unten in der Tiefe braust der reißende Strom geschmolzenen Schnee's und zerflossenen Eises; tiefe Höhlen, große Schluchten dehnen sich dort unten aus, es ist ein wunderbarer Glaspalast, und in diesen wohnt die Eisjungfrau, die Gletscherkönigin. Sie, die Tödtende, die Zermalmende, ist halb ein Kind der Luft, halb die mächtige Gebieterin des Flusses; deshalb vermag sie auch, sich mit der Schnelle der Gemse auf den obersten Gipfel des Schneeberges zu erheben, wo die kecken Bergsteiger sich erst Stufen in das Eis für ihre Tritte hauen müssen; sie segelt auf dem dünnen Tannenreis den reißenden Strom entlang, und springt dort von einem Felsblock zum andern,

umflattert von ihrem langen, schneeweißen Haar und ihrem blaugrünen Gewand, das wie das Wasser in den tiefen Schweizerseen glänzt.

„Zermalmen, festhalten! mein ist die Macht!“ spricht sie. „Einen schönen Knaben stahl man mir, einen Knaben, den ich geküßt, aber nicht todt geküßt habe. Er ist wieder unter den Menschen, er hütet die Ziegen auf dem Berge, klettert aufwärts, immer höher, weit weg von den Anderen, nicht von mir! Mein ist er, ich hole ihn mir!“

Und sie gab dem Schwindel Auftrag, für sie zu handeln, denn es war der Eisjungfrau zu schwül bei Sommerszeit im Grünen, wo die Krausemünze gedeiht; und der Schwindel stieg hinauf und hinab; es hob sich einer, es hoben sich drei; der Schwindel hat viele Brüder, eine ganze Schaar, und die Eisjungfrau wählte den stärksten von den vielen, die außerhalb und innerhalb ihr Wesen treiben. Sie sitzen auf dem Treppengeländer und Thurmgeländer, sie laufen wie Eichkatzen den Felsrand entlang, sie springen über die Geländer und Stege hinaus und treten die Luft wie der Schwimmer das Wasser tritt, und locken ihr Opfer hinaus und hinab in den Abgrund. Der Schwindel und die Eisjungfrau, sie Beide greifen nach den Menschen, wie der Polyp nach Allem greift, was in seine Nähe kommt. Der Schwindel sollte Rudy greifen.

„Ja, Den greifen!“ sagte der Schwindel, — „ich vermag es nicht! Die Katze, das Unthier, hat

ihm ihre Künste gelehrt. Das Menschenkind hat eine eigene Macht, die mich hinwegstößt, ich vermag ihn nicht zu erreichen, diesen Knaben, wenn er auf dem Zweige hängt über den Abgrund hinaus, und wie gern kitzelte ich ihm die Fußsohlen, oder stieß ihn kopfüber in die Luft hinaus! Aber ich bringe es nicht zu Stande!"

„Wir bringen es schon zu Stande!" sagte die Eisjungfrau. „Du oder ich! Ich, ich!"

„Nein, nein!" klang es um sie her, als sei es ein Echo in den Bergen vom Geläute der Kirchenglocken; allein es war Gesang, es war Rede, es war ein zusammenschmelzender Chor andrer Naturgeister, guter, liebevoller Geister, — es waren die Töchter der Sonnenstrahlen. Diese lagern sich jeden Abend im Kranze um die Berggipfel; dort breiten sie ihre rosenfarbenen Flügel aus, die mit der sinkenden Sonne immer flammender werden, und die hohen Alpen überglühen, die Menschen nennen das „Alpenglühen"; wenn die Sonne dann gesunken, ziehen sie in die Berggipfel, in den weißen Schnee hinein, und schlummern dort bis die Sonne wieder aufgeht, alsdann kommen sie aufs Neue zum Vorschein. Besonders lieb haben sie die Blumen, die Schmetterlinge und die Menschen, und unter diesen letzteren hatten sie sich namentlich Rudy erkoren.

„Ihr fangt ihn nicht! Ihr kriegt ihn nicht!" sagten sie. — „Größer und stärker habe ich sie gefangen!" sagte die Eisjungfrau.

Da sangen die Sonnentöchter ein Lied vom Wandrer, dessen Mantel der Wind hinwegführte; — der Wind nahm die Hülle, aber nicht den Mann; ihr könnt ihn schon ergreifen, aber nicht festhalten, ihr Kinder der Kraft; er ist stärker, er ist geistiger, als selbst wir! Er steigt höher als die Sonne, unsere Mutter, er hat das Zauberwort, das Wind und Wasser bindet, daß sie ihm dienen und gehorchen müssen. Ihr löst das schwere, drückende Gewicht, und er hebt sich höher!"

Herrlich klang der glockenklingende Chor.

Und jeden Morgen drangen die Sonnenstrahlen durch das kleine einzige Fenster im Hause des Großvaters hinein und beschienen das stille Kind. Die Töchter der Sonnenstrahlen küßten es, sie wollten die Eisküsse aufthauen, schmelzen, hinwegbringen, welche die königliche Jungfran der Gletscher ihm gegeben, als es auf dem Schoose seiner todten Mutter in der tiefen Eiskluft lag, und dort, wie durch ein Wunder gerettet ward.

---

## II.

### Die Reise in die neue Heimath.

Rudy war jetzt acht Jahr alt; sein Ohm jenseit der Berge, im Rhonethale, wollte den Knaben zu sich nehmen, damit er etwas lerne und besser fort-

komme; dies sah auch der Großvater ein und ließ ihn ziehen.

Rudy nahm also Abschied. Außer dem Großvater waren aber noch Andere da, denen er Lebewohl sagen mußte; zuerst Ajola, dem alten Hunde.

„Dein Vater war Postknecht und ich war Posthund," sagte Ajola. „Wir sind hinüber und herüber gefahren, ich kenne die Hunde und auch die Menschen jenseit der Berge. Viel reden war nie meine Sache, jetzt aber, da wir wohl nicht mehr lange mit einander zu reden haben werden, will ich etwas mehr denn sonst sagen; ich will dir eine Geschichte erzählen, mit der ich lange umhergegangen bin, auf der ich schon lange gelauert habe; ich verstehe sie aber nicht, und du wirst sie auch nicht verstehen, aber das ist auch gleichgültig; so viel hab' ich wenigstens herausgekriegt, daß es in der Welt nicht ganz richtig vertheilt ist, weder für Hunde, noch für Menschen! nicht Alle sind geschaffen auf dem Schooße zu liegen, oder Milch zu schlappern; ich bin nicht daran gewöhnt worden; aber ich habe so ein Hündchen mit im Postwagen fahren sehen und darin Menschenplatz haben; die Dame, die seine Herrschaft, oder deren Herrschaft es war, führte ein Säugefläschchen mit Milch bei sich, aus dem das Hündchen getränkt wurde; und Zuckerplätzchen kriegte es, aber es beschnoberte sie höchstens, mochte sie nicht einmal fressen, und so fraß sie die Plätzchen selber auf; ich lief im Schmutze neben den Wagen her, hungrig, wie eben ein Hund es

sein kann, ich kaute an meinen eigenen Gedanken, das war nicht so ganz in der Ordnung, — aber es soll vieles Andres auch nicht in der Ordnung sein. Möchtest du auf den Schoos kommen und in der Kutsche fahren? ich gönne es dir. Aber selbst kann Einer dies nicht bewerkstelligen, ich habe es nicht können, weder durch Bellen, noch Heulen!"

Das waren Ajola's Worte, und Rudy umarmte ihn und küßte ihn herzhaft auf die nasse Schnauze; darauf nahm er die Katze in die Arme, aber die sträubte sich dabei.

„Du wirst mir zu stark, und gegen dich will ich die Krallen nicht gebrauchen! Klettere du nur über die Berge, ich habe dir ja das Klettern gelehrt! Bilde dir nur nicht ein, daß du herabfallen kannst, dann bleibst du schon hängen!

Und damit sprang die Katze davon, denn sie wollte nicht, daß Rudy bemerken sollte, wie ihr die Trauer aus den Augen sah.

Die Hühner stolzirten in der Stube umher, eins hatte den Schwanz verloren; ein Reisender, der Jäger sein wollte, hatte ihm den Schwanz weggeschossen, der Mensch hatte das Huhn für einen Raubvogel angesehen.

„Rudy will über die Berge wandern!" sagte das eine Huhn.

„Er hat immer solche Eile!" sagte das andere, „und ich nehme nicht gern Abschied!" und damit trippelten sie alle Beide davon.

Den Ziegen sagte er auch Lebewohl, und sie meckerten und wollten mitgehen, „meck meck!" und das war sehr traurig.

Zwei tüchtige Führer der Gegend, die über die Berge nach der andern Seite des Gemmi wollten, nahmen Rudy mit, er folgte ihnen zu Fuß. Es war ein strenger Marsch für ein solches Knäblein, aber es hatte gute Kräfte und sein Muth ermüdete nicht.

Die Schwalben flogen eine Strecke mit. „Wir und Ihr! Wir und Ihr! sangen sie. Der Weg führte über den reißenden Lütschine, der in vielen kleinen Strömen aus der schwarzen Kluft des Grindelwald-Gletschers hervorstürzt. Als Brücke dienen hier lose Baumstämme und Steinblöcke. Drüben bei dem Ellernwald angelangt, begannen sie den Berg dort zu ersteigen, wo der Gletscher sich von der Bergwand losgetrennt hatte, und schritten nun über Eisblöcke und um solche herum auf den Gletscher hinaus; Rudy mußte bald eine Strecke kriechen, bald eine andere gehen; seine Augen strahlten vor lauter Freude und er trat so fest auf mit seinen, mit Eisen beschlagenen Bergschuhen, als müsse er bei jedem Tritt ein Zeichen hinterlassen. Die schwarze Erde, die der Bergstrom auf dem Gletscher abgesetzt hatte, verlieh diesem das Aussehen, als sei er verwittert, doch das bläulich grüne, glasartige Eis blickte dessenungeachtet durch; man mußte die kleinen Seen umgehen, die, von Eisblöcken eingedämmt, sich gebildet

hatten, und auf solcher Wanderung kam man in die Nähe eines großen Steines, der schaukelnd auf dem Rande einer Spalte im Eise lag, der Stein gerieth aus dem Gleichgewicht, rollte hinab und ließ das Echo herauftönen aus den tiefen, hohlen Klüften der Gletscher.

Es ging immerzu bergan; der Gletscher selbst streckte sich aufwärts wie ein Fluß von wild aufgethürmten Eismassen, eingezwängt zwischen jähen Felsen. Rudy dachte einen Augenblick daran, daß er, wie man ihm erzählt hatte, mit seiner Mutter tief unten in einer dieser Kälte athmenden Klüfte gelegen, doch bald waren solche Gedanken verscheucht, und diese kam ihm vor wie alle die andern Geschichten, deren er so viele hatte erzählen gehört. Dann und wann, wenn die Männer meinten, der Weg sei doch wohl zu beschwerlich für das Bürschchen, reichten sie ihm eine Hand, aber er ermüdete nicht, und auf dem glatten Eise stand er fest wie eine Gemse. Sie betraten nun den Felsengrund und schritten bald zwischen kahlem Gestein, bald zwischen Tannen und wieder hinaus auf die grünen Weiden, immer durch wechselnde neue Landschaften; ringsum erhoben sich die Schneegebirge, deren Namen, die „Jungfrau", der „Mönch", der „Eiger", jedem Kinde hier und auch Rudy bekannt waren. Rudy war früher nie so hoch oben gewesen, hatte noch nie das ausgedehnte Schneemeer betreten; hier lag es nun mit seinen unbeweglichen Schneewellen, von welchen der

Wind dann und wann eine Flocke hinwegblies, wie er den Schaum von den Meereswellen bläst. Die Gletscher stehen hier, so zu sagen, Hand in Hand; jeder ist ein Glaspalast für die Eisjungfrau, deren Macht und Wille es ist, zu fangen, zu begraben. Die Sonne strahlte warm, der Schnee war blendend und wie mit bläulich weißen, funkelnden Diamantblitzen übersäet. Unzählige Insekten, namentlich Schmetterlinge und Bienen, lagen haufenweise todt auf dem Schnee; sie hatten sich zu hoch gewagt, oder der Wind sie zu hoch getragen, bis sie in der Kälte ausathmeten. Um das Wetterhorn hing, gleich einem feinen schwarzen Wollbüschel, eine drohende Wolke; sie senkte sich herab, strotzend von dem, das sie in ihrem Innern barg: einen Föhn, gewaltthätig, wenn er losbricht. Der Eindruck dieser ganzen Wanderung, das Nachtlager hier oben, der spätere Weg, die tiefen Felsenklüfte, wo das Wasser, während eines Zeitraums, bei dessen Ermessen der Gedanke erstarrt, die Steinblöcke durchsägt hat, grub sich unvergeßlich in Rudy's Gedächtniß ein.

Ein verlassenes steinernes Gebäude jenseit des Schneemeeres gewährte Schutz zum Uebernachten; hier fanden sie Holzkohlen und Tannenreiser; bald war ein Feuer angezündet, das Nachtlager bereitet, so gut es eben ging; die Männer setzten sich um das Feuer, schmauchten ihren Taback und tranken das warme, würzige Getränk, welches sie selbst zubereitet hatten; auch Rudy bekam seinen Antheil vom Getränke

und es wurde von den geheimnißvollen Wesen des Alpenlandes, von den seltsamen riesigen Schlangen in den tiefen Seen, von dem nächtlichen Gespensterheer erzählt, das den Schlafenden durch die Lüfte nach der wunderbaren, schwimmenden Stadt Venedig trage, von dem wilden Hirten, der seine schwarzen Schaafe über die Weide triebe; habe man diese auch nicht gesehen, jedenfalls habe man das Geklingel ihrer Glöcklein vernommen, das unheimliche Gemecker der Heerde gehört. Rudy lauschte neugierig, aber ohne alle Furcht, solche kannte er nicht, und während er lauschte, kam es ihm vor, als höre er das gespensterhafte hohle Gebrüll; ja! es wurde immer hörbarer, auch die Männer hörten es, hielten in ihrem Gespräche inne, lauschten und sagten zu Rudy, er dürfe nicht schlafen.

Es war ein Föhn, dieser gewaltige Sturmwind, der sich von den Bergen herab ins Thal wirft und in seiner Gewaltthätigkeit die Bäume knickt, als seien sie schwankes Geröhricht, der die Balkenhäuser von einem Flußufer zum andern hinüberträgt, wie wir eine Schachfigur versetzen.

Nach Verlauf etwa einer Stunde, sagten sie zu Rudy, das sei jetzt überstanden, er könne nun schlafen, und ermüdet von dem Marsch, schlief er ein wie auf Commando.

Am frühen nächsten Morgen brachen sie wieder auf. Die Sonne beleuchtete an diesem Tage für Rudy neue Berge, Gletscher und Schneefelder; sie

waren in dem Canton Wallis eingetreten und befanden sich jenseit des Bergrückens, den man vom Grindelwald aus erblickt, aber noch weit entfernt von der neuen Heimath. Es zeigten sich andere Klüfte, andere Triften, Wälder und Felsenpfade, auch andere Häuser, andere Menschen kamen zum Vorschein, aber welche Menschen? Es waren Mißgestalten, unheimliche, fette weißgelbe Gesichter, die Hälse waren schwere häßliche Fleischklumpen, wie Säcke herabhängend; es waren Cretins, sie schleppten sich kränkelnd vorwärts und sahen die Fremden mit dummen Augen an; die Weiber namentlich sahen entsetzlich aus. Waren das die Menschen in der neuen Heimath?

## III.

### Der Ohm.

Im Hause des Ohms, wo Rudy nun lebte, sahen die Menschen, gottlob, aus, wie er sie zu sehen gewohnt war; hier war nur ein einziger Cretin, ein armer geistesbeschränkter Bursche, einer dieser beklagenswerthen Geschöpfe, die in ihrer Verlassenheit stets im Canton Wallis von Haus zu Haus gehen, und in jeder Familie ein paar Monate bleiben; der arme Saperli war gerade hier, als Rudy ankam.

Der Ohm war noch ein kräftiger Jäger und verstand außerdem das Faßbinderhandwerk; seine Frau war eine kleine, lebhafte Person mit einem

Vogelgesicht, Augen wie ein Adler und einem langen, über und über mit Flaum besetzten Hals.

Alles war hier Rudy neu, Kleidertracht, Sitte und Gebrauch, selbst die Sprache; doch diese würde des Kindes Ohr wohl bald verstehen lernen. Wohlhabend sah es hier aus im Vergleich mit der früheren Heimath bei dem Großvater. Das Zimmer war größer, die Wände prangten mit Gemsgeweihen und blank polirten Jagdflinten, über der Thüre hing ein Bild der Mutter Gottes; frische Alpenrosen und eine brennende Lampe standen vor demselben.

Der Ohm war, wie gesagt, einer der tüchtigsten Gemsjäger der ganzen Gegend und auch einer der besten Führer. In diesem Hause sollte nun Rudy das Schooskind sein; zwar war hier schon ein solches, nämlich ein alter, blinder und tauber Jagdhund, der jetzt nicht mehr auf die Jagd mitging, es aber früher gethan hatte; man hatte seine guten Eigenschaften aus früheren Zeiten nicht vergessen, und deshalb wurde das Thier nun mit zur Familie gerechnet und gut gepflegt. Rudy streichelte den Hund, aber er ließ sich nicht mehr mit Fremden ein, und ein solcher war ja Rudy noch; lange blieb er es aber nicht, er faßte bald Wurzel im Haus und Herz.

„Hier im Canton Wallis ist es nicht so übel," sagte der Ohm; „und Gemsen haben wir, die sterben nicht so bald aus wie der Steinbock, und hier ist es jetzt viel besser als in früherer Zeit. Wie viel

auch den alten Tagen zu Ehren erzählt wird, die unseren sind doch besser, der Sack ist aufgemacht worden, es geht ein Luftzug durch unser eingeschlossenes Thal. Etwas Besseres kommt immer zum Vorschein; wenn das alte Abgenutzte fällt!" sagte er; und wenn der Ohm recht mittheilsam war, erzählte er von seinen Jugendjahren und weiter bis hinauf in die kräftigste Zeit seines Vaters, als Wallis, wie er sich ausdrückte, noch ein zugemachter Sack war, voll gar zu vieler kranker Leute, bejammernswerther Cretins; „aber die französischen Soldaten kamen herein, sie waren die richtigen Aerzte, sie schlugen gleich die Krankheit todt, und die Personen schlugen sie auch todt. Das Schlagen verstanden die Franzosen, in mehr als einer Weise eine Schlacht zu schlagen, und die Mädchen verstehen es auch!" und dabei nickte der Ohm seiner Frau, die eine geborene Französin war, zu und lachte. „Die Franzosen haben in die Steine geschlagen, daß es eine Art hat! Den Simplonweg haben sie in die Felsen geschlagen, einen Weg, daß ich jetzt zu einem Kinde von drei Jahren sagen kann, geh' mal hinab nach Italien! Halte dich nur auf der Landstraße! — und das Kind wird richtig in Italien ankommen, wenn es sich nur auf der Landstraße hält!" Und dann sang der Ohm ein französisches Lied und rief: Hurrah! und „Es lebe Napoleon Bonaparte!"

Hier hörte Rudy zum ersten Male erzählen von

Frankreich, von Lyon, der großen Stadt an der Rhone, und dort war der Ohm gewesen.

Es sollten nicht viele Jahre vergehen, bis Rudy ein flinker Gemsjäger werden würde, er habe das Zeug dazu, sagte der Ohm, und dieser lehrte ihn, die Büchse zu halten, lehrte ihn das Zielen und Schießen; er nahm ihn während der Jagdzeit mit in die Berge und ließ ihn von dem warmen Blut der Gemsen trinken, das dem Jäger den Schwindel benimmt; er lehrte ihn auch, die Zeit unterscheiden, wenn auf den verschiedenen Bergen die Lawinen rollen würden, Mittags oder Abends, je nachdem die Sonnenstrahlen dort wirken; er lehrte ihn, auf die Gemsen und deren Sprung Acht zu geben, daß man auf die Füße zu stehen käme und feststehe, und sei im Felsenriß keine Stütze für den Fuß, müsse man sich mit den Ellnbogen, mit den Lenden und Waden festklammern, selbst mit dem Nacken könne man sich festbeißen, wenn es sein müsse. Die Gemsen seien klug, sie stellten Vorposten aus, allein der Jäger müsse klüger sein, ihnen aus der Witterung gehen und sie irre führen; eines Tages, als Rudy mit dem Ohm auf der Jagd war, hing dieser seinen Rock und Hut auf den Alpenstock, und die Gemsen sahen den Rock für den Mann an.

Der Felsenpfad war schmal, ja es war fast kein Pfad, nur ein schmales Gesims längs des gähnenden Abgrundes. Der Schnee, der hier lag, war halb aufgethaut, das Gestein bröckelte, wenn man

auftrat, der Ohm legte sich deshalb nieder und kroch vorwärts. Jedes Stückchen, welches vom Felsen abbröckelte, fiel und prallte an, sprang und rollte von der einen Felswand zur andern, bis es zur Ruhe gelangte in der mächtigen Tiefe. Etwa hundert Schritte hinter dem Ohm stand Rudy auf einer hervorspringenden festen Felsenspitze; von hier sah er einen großen Lämmergeier durch die Luft kreisen und über seinem Ohm schwebend stehen bleiben, den er mit seinem Flügelschlag in den Abgrund werfen wollte, um ihm sich zur Beute zu machen. Der Ohm hatte nur Auge für die Gemse, die mit ihrem Jungen jenseit der Felsenkluft zu sehen war; Rudy hielt seinen Blick fest auf den Vogel, er verstand schon, was er wollte, und deshalb stand er bereit, die Büchse abzufeuern; da erhob sich plötzlich die Gemse mit einem Sprunge, der Ohm schoß, und das Thier war getroffen von der tödtenden Kugel, aber das Junge sprang davon, als sei es ein langes Leben hindurch in Flucht und Gefahr geübt. Der große Vogel, erschreckt durch den Knall des Schusses, schlug eine andere Richtung ein; der Ohm wußte nichts von der Gefahr, in welcher er geschwebt hatte, erst von Rudy erfuhr er sie.

Während sie sich nun in der besten Laune auf dem Heimwege befanden und der Ohm ein Lied aus seinen Jugendjahren pfiff, vernahmen sie plötzlich, nicht sehr fern von ihnen, einen eigenthümlichen Laut; sie blickten um sich, blickten aufwärts, und

dort, in der Höhe auf dem Felsenabhange hob sich die Schneedecke, sie bewegte sich wellenförmig wie ein Stück ausgebreitetes Leinen, wenn der Wind unter demselben hinfährt. Die Schneewellen barsten und löſten sich, zuvor glatt und fest wie marmorne Platten, in schäumende, stürzende Gewässer auf, die wie dumpfer Donnerschlag dröhnten; es war eine Lawine, die herabstürzte, nicht über Rudy und den Ohm herab, aber in ihrer Nähe, ihnen gar zu nahe.

„Halte dich fest, Rudy!" rief der Ohm; „fest mit deiner ganzen Kraft!"

Und Rudy umklammerte den nächsten Baumstamm; der Ohm kletterte über ihn in den Baum hinauf und hielt sich dort fest, während die Lawine viele Fuß von ihnen entfernt dahinrollte; allein der Luftdruck, die Sturmesflügel der Lawine, zerbrachen ringsum Bäume und Gebüsch, als seien sie nur dürres Rohr, und warf sie weit umher. Rudy lag auf dem Erdboden niedergekauert; der Baumstamm, an dem er sich festhielt, war wie durchgesägt und die Krone war weithin geschleudert; dort, zwischen den geknickten Zweigen lag der Ohm mit zerschmettertem Kopfe, seine Hand war noch warm, aber sein Gesicht nicht zu erkennen. Rudy stand bleich und zitternd da; es war der erste Schreck seines Lebens, der erste Schauder, den er empfand.

Am späten Abend kehrte er mit Todesbotschaft in die Heimath zurück, die nun ein Haus der Trauer ward. Das Weib fand keine Worte, keine Thränen,

erst als man den Leichnam brachte, kam der Schmerz zum Ausbruch. Der arme Cretin kroch in sein Bett, man sah ihn den ganzen folgenden Tag nicht; erst gegen Abend trat er an Rudy heran.

„Schreibe einen Brief für mich!“ sagte er; „Saperli kann nicht schreiben! Saperli kann den Brief auf die Post bringen!“

„Brief von dir?“ frug Rudy. „Und an wen?“

„An den Herrn Christ!“

„An wen sagst du?“

Und der Dämliche, wie sie den Cretin nannten, sah mit rührendem Blick auf Rudy, faltete die Hände und sagte feierlich und fromm:

„Jesus Christ! Saperli will ihm Brief schicken, ihn bitten, daß Saperli todt liegen muß und nicht Mann im Hause hier!“

Rudy drückte seine Hand und sagte: „der Brief kommt nicht hin, giebt ihn uns nicht zurück!“

Es wurde Rudy nicht leicht, ihm die Unmöglichkeit einleuchtend zu machen.

„Jetzt bist du die Stütze des Hauses!“ sagt die Base Pflegemutter, und Rudy wurde es auch.

## IV.

### Babette.

Wer ist der beste Schütze in Canton Wallis? Ja, das wußten schon die Gemsen: „Hüte dich

vor Rudy!" konnten sie sagen. „Wer ist der hübscheste Schütze?" „Ja, das ist Rudy!" sagten die Mädchen, aber sie sagten nicht „Hüte dich vor Rudy!" Das sagten nicht einmal die ernsten Mütter, denn er nickte ihnen ebenso freundlich zu wie den jungen Mädchen, wie keck und fröhlich war er, seine Wangen waren gebräunt, seine Zähne frisch und weiß, die Augen glänzend schwarz, er war ein hübscher Bursch und nur zwanzig Jahre alt. Das Eiswasser konnte ihm nichts anhaben, wenn er schwamm; wie ein Fisch konnte er sich drehen und wenden im Wasser, und klettern wie kein Andrer, sich festkleben an die Felsenwand wie eine Schnecke, gute Muskeln und Sehnen hatte er, und das zeigte er auch im Sprunge, den er erst von der Katze, später von der Gemse gelernt hatte. Rudy war der beste Führer, dem man sich anvertrauen konnte; er würde sich ein ganzes Vermögen als Führer sammeln können; die Faßbinderei, die der Ohm ihn auch gelehrt hatte, sagte ihm aber nicht zu, seine Lust war die Gemsjagd, die brachte auch Geld ein. Rudy war eine gute Partie, wie man sagt, wenn er nur nicht über seinen Stand hinausschauen wollte. Und ein Tänzer war er, von dem die Mädchen träumten, und den dieses und jenes gar wachend mit in seinen Gedanken umhertrug.

„Mich hat er im Tanze geküßt!" sagte des Schulmeisters Annette zu ihrer liebsten Freundin; doch das hätte sie nicht sagen sollen, selbst nicht zu ihrer liebsten Freundin. Dergleichen ist nicht leicht

geheim zu halten, es ist wie Sand in einem Sieb, es läuft heraus; bald wußte man auch, daß Rudy, so brav und gut er auch war, im Tanze küßte, und doch hatte er gar nicht diejenige geküßt, die er am liebsten hätte küssen mögen.

„Ja der!“ sagte ein alter Jäger, „der hat Annette geküßt, er hat mit A angefangen und wird schon das ganze Alphabet durchküssen!“

Ein Kuß beim Tanze war Alles, was die emsigen Zungen bis dahin von ihm zu sagen wußten, er hatte freilich Annette geküßt, und doch war sie gar nicht die Blume seines Herzens.

Unten im Thale bei Bex, zwischen den großen Wallnußbäumen, an einem kleinen reißenden Bergstrom, wohnte der reiche Müller; das Wohnhaus war ein großes Gebäude von drei Stockwerk mit kleinen Thürmen, gedeckt mit Spahn und belegt mit Blechplatten, die im Sonnen- und Mondenschein glänzten; der größte der Thürme hatte eine Wetterfahne, einen blitzenden Pfeil, der einen Apfel durchbohrt hatte, das sollte an Tells Schuß erinnern. Die Mühle sehe nett und wohlhabend aus, lasse sich auch abzeichnen und beschreiben, aber des Müllers Tochter lasse sich nicht abzeichnen und beschreiben, so würde wenigstens Rudy gesagt haben, und doch stand sie abgezeichnet in seinem Herzen; ihre Augen strahlten dort so, daß ein wahres Feuer darin war; das war ganz plötzlich gekommen, wie anderes Feuer kommt, und das Sonderbarste dabei war, daß die

Müllerstochter, die hübsche Babette, keine Ahnung davon hatte, sie und Rudy hatten noch nie ein Wort mit einander gesprochen.

Der Müller war reich, und dieser Reichthum machte, daß Babette sehr hoch saß und schwer zu haschen war; aber Nichts sitzt so hoch, daß man es nicht sollte erreichen können; man muß nur klettern; herabfallen thut man schon nicht, wenn man es sich nur nicht einbildet. Die Lehre hat er vom Hause aus.

Es machte sich einmal so, daß Rudy etwas in Bex auszurichten hatte: es war bis dorthin eine ganze Reise; die Eisenbahn war damals noch nicht zu Stande gekommen. Von dem Rhone-Gletscher längs dem Fuße des Simplon, zwischen vielen wechselnden Bergeshöhen, erstreckt sich das breite Wallisthal mit seinem mächtigen Fluß, die Rhone, die oft über ihre Ufer tritt und über Felder und Wege dahin fluthet, Alles zerstörend. Zwischen den Städten Sion und St. Maurice macht das Thal eine Krümmung, biegt sich wie ein Ellenbogen, und wird hinter Maurice so eng, daß es nur Platz für das Flußbett und die schmale Fahrstraße hat. Ein alter Thurm steht hier als Schildwache vor dem Canton Wallis, der hier endet, und schaut über die gemauerte Brücke hinüber nach dem Zollhaus auf der andern Seite; dort beginnt Canton Waadt und die nächste nicht weit entfernte Stadt ist Bex. Hier nun bei jedem Schritt schwellt Alles in Fülle und Ueppigkeit, man befindet sich wie

in einem Garten von Kastanien und Wallnußbäumen; hier und dort blicken Cypressen und Granatblüthen hervor; es ist hier südlich warm, als wäre man nach Italien gekommen. —

Rudy langte in Bex an und besorgte, was er dort auszurichten hatte, und sah sich um in der Stadt, aber nicht einen Mühlburschen, geschweige denn Babette, bekam er zu Gesicht. Das war nicht wie es sein sollte.

Es wurde Abend, die Luft war erfüllt mit dem Duft des wilden Tymians und der blühenden Linde; um die waldesgrünen Berge lag gleichsam ein schimmernder, luftblauer Schleier; es herrschte weit und breit eine Stille, nicht die des Schlafes oder des Todes, nein, es war als hielte die ganze Natur den Athem an, als fühle sie sich hingestellt, damit ihr Bild auf den blauen Himmelsgrund photographirt werde. Hier und da zwischen den Bäumen auf dem grünen Felde, standen Stangen, die den Telegraphendraht, der durch das stille Thal geführt ist, stützten; an einer dieser lehnte ein Gegenstand, so unbeweglich, daß man ihn für einen Baumstamm hätte halten können, allein es war Rudy, der hier eben so still dastand wie in diesem Augenblicke die ganze Umgebung; er schlief nicht, noch weniger war er todt, aber wie oft große Weltbegebenheiten durch den Telegraphendraht fliegen, — Lebensmomente von Bedeutung für den Einzelnen, — ohne daß der Draht durch Zittern oder durch einen Laut darauf hindeutet, so durchzitterten Rudy mäch-

tige, überwältigende Gedanken: das Glück seines Lebens, sein von nun an beständiger Gedanke. Seine Augen hefteten sich auf einen Punkt, ein Licht, das zwischen dem Laubwerk in der Wohnstube des Müllers, wo Babette wohnte, zum Vorschein kam. Still wie Rudy hier stand, hätte man glauben müssen, er ziele auf eine Gemse, allein er selbst war in diesem Augenblick wie eine Gemse, die Minuten lang, wie aus dem Felsen gehauen, still stehen kann, bis sie plötzlich, wenn ein Stein hinabrollt, aufspringt und davon jagt; und so that es gerade Rudy; es rollte ein Gedanke in ihm.

„Niemals verzagen!" rief er. „Ein Besuch in der Mühle! Guten Abend dem Müller, guten Abend Babetten. Man fällt nicht hinab, wenn man es sich nicht einbildet! Babette muß mich doch einmal sehen, soll ich ihr Mann werden!"

Und Rudy lachte, er war frohen Muthes und schritt auf die Mühle zu; er wußte, was er wollte, er wollte Babette haben.

Der Fluß mit dem weißgelben Grunde brauste dahin, Weiden und Linden hingen über die eilenden Gewässer hinaus; Rudy schritt den Pfad entlang auf des Müllers Haus zu. — Aber, wie die Kinder singen:

„Es war Niemand hier zu Hauſ' —
Nur das Kätzchen kam heraus!"

Die Hauskatze stand auf der Treppe, krümmte den Rücken und sagte: „Miau!" aber Rudy hatte

keinen Sinn für diese Rede; er klopfte an, Niemand hörte ihn, Niemand schloß ihm die Thüre auf. „Miau!" sagte die Katze. Wäre Rudy noch ein Kind gewesen, so hätte er die Sprache schon verstanden, und begriffen, daß die Katze eben sagte: „Hier ist Niemand zu Hause!" Jetzt mußte er aber auf die Mühle hinüber, um zu fragen, und dort bekam er die Auskunft, daß der Müller verreist sei, weit nach Interlaken, und Babette mit ihm; dort sei großes Schützenfest, es beginne Morgen und dauere ganze acht Tage. Leute aus allen deutschen Cantonen würden dort sein.

Armer Rudy, konnte man sagen, er hatte keinen glücklichen Tag zu seinem Besuche in Bex gewählt, er konnte jetzt wieder umkehren; und das that er denn auch und schritt über St. Maurice und Sion auf sein heimathliches Thal, seine heimathlichen Berge zu, allein verzagen that er nicht. Als die Sonne am nächsten Morgen aufging, war sein guter Humor längst wohlauf, der war noch nie untergegangen.

Babette ist in Interlaken, viele Tagereisen von hier, sagte er sich. Es ist ein langer Weg dorthin, wenn man die breite Landstraße geht, aber es ist nicht so weit, wenn man quer über die Berge steigt, und der Weg ist gerade für den Gemsjäger! Den Weg bin ich früher gegangen, drüben ist meine Heimath, wo ich als Kind bei dem Großvater gewesen bin; und in Interlaken ist Schützenfest! Ich will dabei sein und will der Erste sein, und bei Babette

will ich auch der Erste sein, wenn ich erst ihre Bekanntschaft gemacht habe!

Seinen leichten Ranzen, darin der Sonntagsstaat, auf den Rücken, Flinte und Jagdtasche über die Schulter geworfen, stieg Rudy den Berg hinan, den kurzen Weg, der doch ziemlich lang war; allein das Schützenfest war erst an diesem Tage angegangen und währte die ganze Woche und darüber hinaus; während dieser ganzen Zeit bliebe der Müller und Babette bei ihren Anverwandten in Interlaken, hatte man ihm gesagt. Rudy schritt über den Gemmi hin, er wollte bei Grindelwald hinabsteigen. —

Frisch und fröhlich stieg er aufwärts in der frischen, leichten, stärkenden Bergluft. Das Thal senkte sich immer tiefer, der Gesichtskreis erweiterte sich; hier ein Schneegipfel, dort wieder einer, und bald die schimmernde weiße Alpenkette. Rudy kannte jeden Berg; er ging aufs Schreckhorn zu, das seinen weißgepuderten, steinernen Finger hoch in die blaue Luft streckte.

Endlich war er über den Hochrücken hinaus; die Grastriften senkten sich hinab, dem Thale seiner Heimath zu; die Luft war leicht, der Sinn war leicht; Berg und Thal prangten in Fülle mit Blumen und Grün, das Herz war voll des Jugendgefühls, bei welchem kein Alter und kein Tod in Frage kommt; leben, herrschen, genießen! Frei wie ein Vogel, leicht wie ein Vogel war er. Und die Schwalben flogen an ihm vorüber und sangen wie sie in seiner Kind-

heit gesungen: „Wir und Ihr! Ihr und Wir!“ Alles war Flug und Freude.

Dort unten lag die sammetgrüne Wiese übersäet mit braunen Balkenhäusern, die Lütschine summte und brauste. Er sah den Gletscher mit den glasgrünen Rändern und den schmutzigen Schnee, sah in die tiefen Spalten hinein, sah den obersten und auch den untersten Gletscher. Die Kirchenglocken klangen zu ihm herüber, als wollten sie ihm ein Willkommen in der Heimath läuten; sein Herz klopfte stärker, erweiterte sich dermaßen, daß Babette einen Augenblick darin ganz verschwand, so weit wurde sein Herz, so erfüllt von Erinnerungen.

Er schritt wieder auf dem Wege dahin, wo er als kleiner Knabe mit den andern Kindern gestanden und geschnitzte Häuser verkauft hatte. Dort oben, hinter den Tannen stand noch das Haus seines Großvaters von mütterlicher Seite, fremde Leute bewohnten es jetzt. Kinder kamen ihm auf dem Wege entgegen gelaufen, sie wollten handeln, eins bot ihm eine Alpenrose an, Rudy nahm die Rose als ein gutes Zeichen, und dachte an Babette. Bald war er über die Brücke geschritten, wo die beiden Lütschinen sich vereinigen, das Laubholz war hier schon dichter, die Wallnußbäume gaben Schatten. Jetzt sah er die wehenden Flaggen, das weiße Kreuz in dem rothen Felde, wie der Schweizer und der Däne es hat; und vor ihm lag Interlaken.

Das war freilich eine Prachtstadt, wie keine

andere, meinte Rudy. Ein Schweizerstädtchen im Sonntagsstaat. Das sah nicht aus wie die anderen Städte, schwerfällig, ein Haufen schwerer Steinhäuser, fremd und vornehm; nein! hier sah es aus, als wären die hölzernen Häuser von den Bergen oben, hinab in das grüne Thal gelaufen, und hätten sich in Reih und Glied an dem klaren, pfeilschnell dahinströmenden Fluß aufgestellt, ein wenig ein und aus, aber doch immer eine hübsche Straße bildend; und die prächtigste aller Straßen, ja, die war freilich emporgewachsen seitdem Rudy als Knabe hier gewesen war; es schien ihm, als sei sie aus allen den niedlichen Häuserchen entstanden, die der Großvater geschnitzt hatte, und mit welchen der Schrank zu Hause angefüllt war, als hätten diese sich aufgestellt und wären kräftig aufgewachsen, wie die alten, ältesten Kastanienbäume. Jedes Haus war ein Hotel, wie es genannt wurde, mit ausgeschnitztem Holzwerk um Fenster und Söller, mit vorspringendem Dache, geputzt und zierlich, und vor jedem Haus ein Blumengarten nach der breiten, macadamisirten Landstraße hinaus; längs derselben standen die Häuser, aber nur an der einen Seite, sie würden sonst die frische grüne Wiese verdeckt haben, in welcher die Kühe umhergingen mit Glocken um den Hals, die wie auf der Hochalp klangen. Die Wiese war von hohen Bergen umgeben, die in der Mitte gleichsam zur Seite traten, daß man recht deutlich den glänzenden, schnee-

bedeckten Berg, die Jungfrau, den am schönsten geformten aller Schweizerberge, sehen konnte.

Welch eine Menge von geputzten Herren und Damen aus fremden Ländern, welch Gewimmel von Landleuten aus den verschiedenen Cantonen! Jeder Schütz trug seine Schießnummer in einem Kranze um den Hut. Hier war Musik und Gesang, Leierkasten, Trompeten, Schreien und Lärmen. Häuser und Brücken waren mit Emblemen und Versen geschmückt; es wehten Fahnen und Flaggen, die Büchsen knallten Schuß auf Schuß, und die Schüsse waren in Rudy's Ohren die beste Musik, er vergaß in diesem Gewirr Babette ganz, um deren willen er doch hierher gekommen war.

Die Schützen drängten sich zum Scheibenschießen. Rudy stand bald unter ihnen und war der Tüchtigste, der Glücklichste von Allen; stets traf sein Schuß mitten in den schwarzen Fleck.

„Wer mag doch der fremde ganz junge Jäger sein?" frug man. „Er spricht das Französische, das sie im Canton Wallis sprechen — er macht sich auch ganz gut verständlich in unserem Deutsch," sagten Einige. — „Als Kind soll er hier in der Gegend um Grindelwald gelebt haben," wußte Einer der Jäger.

Und voll Leben war dieser fremde Bursche: seine Augen flammten, sein Blick und sein Arm waren sicher, deshalb traf er auch. Das Glück giebt Muth und Muth hatte Rudy ja immer. Bald hatte er hier einen Kreis von Freunden um sich versammelt,

man ehrte ihn, ja man huldigte ihm, — Babette war ihm ganz aus den Gedanken geschwunden. Da schlug eine schwere Hand ihn auf die Schulter und eine tiefe Stimme sprach ihn in französischer Sprache an.

„Ihr seid aus Canton Wallis?"

Rudy wandte sich um und sah ein rothes vergnügtes Gesicht, eine dicke Person; es war der reiche Müller aus Bex; mit seinem breiten Körper verbarg er die feine, niedliche Babette, die jedoch bald hervorblickte mit ihren strahlenden dunklen Augen. Es hatte dem reichen Müller geschmeichelt, daß es ein Jäger aus seinem Canton war, der die besten Schüsse that und von allen Andern geehrt wurde. Nun, Rudy war freilich ein Glückskind; das, weshalb er hierher gewandert war, aber jetzt an Ort und Stelle fast vergessen hatte, das suchte ihn auf.

Wenn Landsleute sich weit von der Heimath treffen, so sprechen sie zusammen und machen Bekanntschaft mit einander. Rudy war durch seine Schüsse der Erste beim Schützenfeste, wie der Müller zu Hause in Bex der Erste durch sein Geld und seine gute Mühle war; und so drückten die beiden Männer sich die Hand, was sie früher nie gethan hatten; auch Babette reichte Rudy treuherzig die Hand, und er drückte ihre Hand und blickte sie fest an, daß sie über und über roth dabei wurde.

Der Müller erzählte von dem langen Weg, den sie hierher gereist waren, und von den vielen großen

Städten, die sie gesehen hatten; sie hatten, seiner Meinung nach, eine ordentliche große Reise gemacht, und waren mit Dampfschiff, Dampfwagen und auch mit Postwagen gefahren.

„Ich bin den kürzeren Weg gegangen," sagte Rudy. „Ich bin über die Berge gekommen; kein Weg ist so hoch, daß man ihn nicht passiren kann."

„Aber auch den Hals brechen!" sagte der Müller. „Und Ihr seht mir grad' so aus, als würdet Ihr 'mal den Hals brechen; so verwegen wie Ihr seid!"

„Oh, man fällt nicht herunter, wenn man es sich nur nicht einbildet!" sagte Rudy.

Und die Anverwandten des Müllers in Interlaken, bei denen der Müller und Babette auf Besuch waren, luden Rudy ein, bei ihnen vorzusprechen, — war er doch aus demselben Canton, wie der Müller. Das war für Rudy ein gutes Anerbieten, das Glück war ihm günstig, wie es stets demjenigen ist, der auf sich selbst baut und bedenkt, daß „Gott uns die Nüsse giebt, aber sie nicht für uns aufknackt."

Rudy saß da bei den Anverwandten des Müllers, als gehöre er auch zur Familie, und ein Glas wurde geleert auf das Wohl des besten Schützen, und Babette stieß mit an, und Rudy dankte für den Trinkspruch.

Gegen Abend spazierten Alle den schönen Weg längs der stattlichen Hotels unter den alten Wallnußbäumen, und so viele Menschen und ein solches Ge-

dränge war dort, daß Rudy Babette seinen Arm anbieten mußte. Er freue sich so sehr, daß er Leute aus Waadt angetroffen habe, sagte er. Waadt und Wallis seien gute Nachbar-Cantone. Er sprach diese Freude so herzlich aus, daß Babette nicht unterlassen konnte, ihm dafür die Hand zu drücken. Sie gingen neben einander her, als wären sie alte Bekannte, und sie sprach und erzählte, und es stehe ihr gar zu gut, meinte Rudy, das Lächerliche und Uebertriebene an den Kleidern und dem Gange der fremden Damen bemerklich zu machen, und sie thue das gar nicht um zu spotten, denn es könnten rechtschaffene, ja liebe gute Menschen sein, das wisse Babette wohl, habe sie doch selbst eine Pathin, die eine solch' vornehme englische Dame sei. Vor achtzehn Jahren, als Babette getauft worden, sei die Pathin in Bex gewesen; sie habe Babette die kostbare Nadel geschenkt, die sie am Busen trage. Zwei Mal habe die Pathin geschrieben, und dieses Jahr hätten sie hier in Interlaken mit ihr und ihren Töchtern zusammentreffen sollen; die Töchter seien alte Mädchen, nahe an dreißig, sagte Babette, — war sie doch erst achtzehn.

Der kleine süße Mund stand keinen Augenblick still, und Alles, was Babette sagte, klang in Rudy's Ohren wie Dinge von der größten Wichtigkeit, und er erzählte wieder, was er zu erzählen hatte, erzählte, wie oft er in Bex gewesen, wie gut er die Mühle kenne und wie oft er Babette gesehen, während sie ihn wahrscheinlich nie bemerkt habe; und nun letzthin,

als er in der Mühle gewesen und zwar mit vielen Gedanken, die er nicht aussprechen könne, waren sie und ihr Vater abwesend, weit verreist, aber doch nicht so weit, als daß man nicht über die Mauer hätte klettern können, die den Weg lang machte.

Ja, das sagte er, und er sagte gar Vieles; er sagte, wie gut er sie leiden mochte — — und daß er ihretwegen und nicht des Schützenfestes halber gekommen sei.

Babette verstummte ganz bei dem Allen; es war ihr, als muthete er ihr zu, gar zu viel zu tragen.

Und während sie dahinwanderten, sank die Sonne hinter die hohe Felswand hinab. Die „Jungfrau" stand da in Pracht und Glanz, umgeben vom waldesgrünen Kranz der nahen Berge. Alle Menschen blieben stehen und betrachteten den schönen Anblick; auch Rudy und Babette erfreuten sich dessen.

„Nirgend ist es schöner als hier!" sagte Babette.

„Nirgend!" sagte Rudy, und blickte Babette an.

„Morgen muß ich nach Hause!" sagte er einige Augenblicke später.

„Besuche uns in Bex!" flüsterte Babette, „es wird meinen Vater freuen."

---

## V.

### Auf dem Rückweg.

Oh, wie viel hatte Rudy zu tragen, als er Tags darauf über die hohen Berge nach Hause ging. Ja, er hatte drei silberne Becher, zwei schöne Büchsen, und eine silberne Kaffeekanne; die Kanne würde zu gebrauchen sein, wenn man sich häuslich einrichtete; aber das Alles war noch nicht das Gewichtigste, etwas Gewichtigeres, Mächtigeres trug er, oder trug ihn über die hohen Berge heimwärts. Das Wetter war jedoch rauh, grau, regnerisch und schwer; die Wolken senkten sich wie ein Trauerflor auf die Bergeshöhen herab und umhüllten die strahlenden Gipfel. Aus dem Waldesgrunde herauf drangen die letzten Axtschläge und den Bergabhang hinab rollten Baumstämme, die von der Höhe wie dünne Stöcke aussahen, aber trotzdem Bäume wie die stärksten Schiffsmaste waren. Die Lütschine brauste ihren einförmigen Accord, der Wind sauste, die Wolken segelten. Da plötzlich ging dicht neben Rudy ein junges Mädchen einher; er hatte das Mädchen nicht eher bemerkt, als bis es ganz in seiner Nähe war; es wollte gleichfalls über die Felsen steigen. Des Mädchens Augen übten eine eigenthümliche Gewalt aus, man war gezwungen hineinzuschauen, sie waren gar seltsam, glasklar, tief, tief, bodenlos.

„Hast Du einen Geliebten?“ frug Rudy, seine Gedanken alle waren auf Liebe gerichtet.

„Ich habe keinen!“ antwortete das Mädchen und lachte, es war aber, es spräche es kein wahres Wort. „Machen wir doch keinen Umweg!“ sagte es. „Wir müssen uns mehr links halten, so ist der Weg kürzer.“

„Ja wohl, um in eine Eiskluft zu stürzen!“ sagte Rudy. „Kennst Du den Weg nicht besser und willst Führer sein?“

„Ich kenne grade den Weg!“ sagte das Mädchen, „und ich habe meine Gedanken beisammen. Die Deinigen sind wohl unten im Thale; hier oben muß man an die Eisjungfrau denken, sie ist den Menschen nicht gut, sagen die Menschen!“

„Ich fürchte sie nicht!“ sagte Rudy, „mußte sie mich doch wieder herausgeben, als ich noch ein Kind war, ich werde mich ihr jetzt nicht hingeben, da ich älter bin!“

Und die Finsterniß nahm zu, der Regen fiel herab, der Schnee kam, der leuchtete, der blendete.

„Reiche mir Deine Hand,“ sagte das Mädchen, „ich werde Dir beim Steigen behilflich sein,“ und er fühlte sich von eiskalten Fingern berührt.

„Du mir beistehen!“ sagte Rudy. „Noch brauchte ich die Hilfe eines Weibes nicht, um zu klettern!“ Und er schritt schneller vorwärts, fort von hier; das Schneegestöber hüllte ihn ein wie in einen Schleier, der Wind sauste, und hinter sich hörte er das Mäd-

chen lachen und singen; es klang gar sonderbar. Das müsse ein Spukgesicht sein im Dienst der Eisjungfrau; Rudy hatte davon reden gehört, als er, damals noch ein Knabe, bei der Wanderung über die Berge hier oben übernachtete.

Der Schnee fiel dünner, die Wolke lag unter ihm, er schaute zurück, es war Niemand mehr zu sehen, aber er vernahm Lachen und Jodeln, und es klang nicht wie aus einer Menschenbrust.

Als Rudy endlich die oberste Bergfläche erreichte, von wo der Pfad hinab in das Rhonethal führte, sah er in der Richtung von Chamouny, in dem klaren blauen Luftstreife, zwei helle Sterne stehen, sie leuchteten und funkelten, und er dachte an Babette an sich selbst und an sein Glück, und ihm wurde warm bei den Gedanken.

## Der Besuch in der Mühle.

„Herrschaftliche Sachen bringst Du ins Haus!" sagte die alte Pflegemutter, und ihre seltsamen Adleraugen blitzten, sie bewegte den mageren Hals noch schneller als sonst in seltsamen Windungen. „Du hast Glück, Rudy! Ich muß Dich küssen, mein süßer Junge!"

Und Rudy ließ sich küssen, aber in seinem

Gesicht stand es geschrieben, daß er sich in die Umstände fügte, in die kleinen häuslichen Leiden.

„Wie Du schön bist, Rudy!“ sagte die alte Frau.

„Bilde mir nichts ein!“ sagte Rudy und lachte, — es machte ihm aber doch Vergnügen.

„Ich sage es nochmals!“ sprach die alte Frau, „das Glück ist mit Dir!“

„Ja, darin magst Du Recht haben!“ sagte er, und dachte an Babette.

Noch nie hätte er eine solche Sehnsucht in das tiefe Thal hinab verspürt.

„Sie müssen nach Hause gekommen sein!“ sprach er zu sich selbst. Es sind schon zwei Tage über die Zeit, wo sie zurück sein wollten. Ich muß nach Bex!“

Und Rudy wanderte nach Bex, und in der Mühle waren sie zu Hause. Er wurde gut empfangen, und Grüße von der Familie in Interlaken hatten sie an ihn mitgebracht. Babette sprach nicht viel, sie war recht schweigsam geworden, aber die Augen sprachen, und das genügte Rudy vollständig. Es schien, als wenn der Müller, der sonst wohl das Wort führte — er war daran gewöhnt, daß man immer über seine Einfälle und Wortspiele lachte, er war ja der reiche Müller — doch lieber Rudy's Jagdabenteuer erzählen hörte, und dieser sprach von den Schwierigkeiten und Gefahren, welche die Gemsjäger auf den hohen Berggipfeln zu bestehen hätten, wie

sie längs der unsichern Schneegesimse, die von Wind und Wetter gleichsam an den Felsenrand angekittet sind, und über die kühnen Brücken kriechen mußten, welche das Schneegestöber über tiefe Schluchten hinüber geworfen hat. Die Augen des kecken Rudy leuchteten, während er von den Jägerleben erzählte, von der Klugheit der Gemse und ihren dreisten Sprüngen, von dem gewaltigen Föhn und den rollenden Lawinen; er bemerkte es wohl, daß er bei jeder neuen Beschreibung immer mehr den Müller für sich gewann, und namentlich fühlte dieser sich besonders angeregt durch das, was er von dem Lämmergeier und dem Königsadler erzählte.

Nicht weit entfernt, im Canton Wallis, sei ein Adlernest, recht geschickt unter einem hohen hervorspringenden Felsenrand hingebaut; im Neste dort oben befände sich ein Junges, dasselbe sei aber nicht auszunehmen! Ein Engländer habe vor wenigen Tagen Rudy eine ganze Handvoll Gold geboten, wenn er ihm den jungen Adler lebendig verschaffen wolle, „aber Alles hat eine Grenze!“ sagte Rudy, „der Adler ist nicht zu nehmen, es würde Thorheit sein, sich darauf einzulassen!“

Und der Wein floß, und die Rede floß, allein der Abend sei gar zu kurz, schien es Rudy, und doch war es nach Mitternacht, als er nach diesem ersten Besuche in der Mühle nach Hause ging.

Die Lichter blitzten noch eine kurze Weile durch das Fenster der Mühle hinaus durch die grünen

Baumzweige; aus der offenen Lucke im Dache kam die Stubenkatze heraus und längs der Dachrinne kam die Küchenkatze heran.

„Weißt du Neues in der Mühle?" frug die Stubenkatze. „Hier ist heimliche Verlobung im Hause! Vater weiß noch nichts davon; Rudy und Babette haben sich den ganzen Abend unter dem Tische auf die Pfoten getreten; mich traten sie zwei Mal, aber ich miaute doch nicht, das hätte Aufmerksamkeit erweckt."

„Ich hätte doch gemiaut!" sagte die Küchenkatze.

„Was sich in der Küche schickt, schickt sich nicht in der Stube!" sagte die Stubenkatze „Ich bin aber neugierig, was der Müller sagen wird, wenn er die Verlobung erfährt."

Ja, was wohl der Müller sagen würde — das hätte Rudy auch gern gewußt, aber lange warten, bis er es erführe, vermochte er nicht; und als wenige Tage später der Omnibus über die Rhonebrücke zwischen Wallis und Waadt dahinrasselte, saß Rudy in demselben, guten Muthes, wie immer, und sich in schönen Gedanken an das Jawort wiegend, das er noch denselben Abend zu erhalten meinte.

Und als der Abend herankam, und der Omnibus denselben Weg zurückfuhr, ja, da saß Rudy auch darin, denselben Weg zurück, aber in der Mühle lief die Stubenkatze mit Neuigkeiten umher.

„Weißt du's, du, aus der Küche? — Der Müller weiß jetzt Alles. Das nahm aber ein schönes

Ende! Rudy kam hierher gegen Abend, und er und Babette hatten viel zu flüstern und heimlich zu reden mit einander, sie standen im Gange vor der Kammer des Müllers. Ich lag zu ihren Füßen, aber sie hatten weder Augen noch Gedanken für mich. „Ich gehe ohne Weiteres zu deinem Vater hinein!" sagte Rudy, „das ist eine ehrliche Sache." „Soll ich mit dir gehen?" frug Babette, „es wird dir Muth geben." — „Ich habe Muth genug!" sagte Rudy, „aber wenn du dabei bist, muß er schon freundlich sein, mag er wollen oder nicht!" — Und darauf traten sie ein. Rudy trat mich gewaltig auf den Schwanz! Rudy ist recht sehr linkisch; ich miaute, aber weder er noch Babette hatten Ohren zu hören. Sie öffneten die Thüre, traten Beide ein, ich voran, ich sprang jedoch auf einen Stuhlrücken hinauf, ich konnte ja nicht wissen, wie Rudy vielleicht auftreten würde. Aber der Müller trat auf, er gab einen ordentlichen Fußtritt, er — aus der Thür hinaus, auf den Berg hinauf zu den Gemsen, auf die mag der Rudy jetzt zielen, und nicht auf unsere Babette!",

„Was sprachen sie aber? was sagten sie?" frug die Küchenkatze.

„Was sie sagten? — Alles wurde gesagt, was die Leute so zu sagen pflegen, wenn sie auf Freiersfüßen gehen: „Ich liebe sie, und sie liebt mich! Und ist Milch da in der Butte für Einen, so ist auch Milch da für Zwei!" „Aber sie sitzt dir zu hoch!" sagte der Müller, „sie sitzt auf Gries, auf Gold-

gries, wie du weißt, du wirst sie nicht erreichen!" — „Nichts sitzt zu hoch, man kann es schon erreichen, wenn man nur will!" antwortete Rudy, „denn er ist ein kecker Bursche." — „Aber das Adlerjunge kannst du doch nicht erreichen, sagtest du selbst letzthin; Babette sitzt noch höher!" — „Ich nehme sie alle Beide!" sagte Rudy. — „Ich werde dir Babette schenken, wenn du mir das lebendige Adlerjunge schenkst!" sagte der Müller und lachte, daß ihm die Augen thränten. „Aber jetzt danke ich dir für den Besuch, Rudy, sprech' mal morgen wieder vor, morgen ist Niemand zu Hause! Adieu, Rudy!" — Und Babette sagte auch Adieu, aber so kläglich wie ein kleines Kätzchen, das seine Mutter noch nicht sehen kann. — „Ein Wort — ein Mann!" sagte Rudy. „Weine nicht, Babette, ich bringe das Adlerjunge!" — „Du wirst den Hals brechen, hoffe ich!" sagte der Müller, „und wirst uns dann mit deiner Lauferei hier verschonen!" — Das nenne ich einen ordentlichen Fußtritt! Jetzt ist Rudy fort, und Babette sitzt und weint, aber der Müller singt deutsch, das hat er auf der Reise letzthin gelernt. Ich mag nun nicht darüber traurig sein, das hilft nichts!"

„Aber so ist doch immerhin noch eine Aussicht da!" sagte die Küchenkatze.

## VII.

### Das Adlernest.

Von dem Felsenpfade herab klang das Jodeln, lustig und kräftig, es deutete auf gute Laune und frischen Muth; es war Rudy; er ging seinen Freund Vesinand aufzusuchen.

„Du mußt mir behilflich sein! Wir nehmen Nagli mit, ich muß das Adlerjunge oben am Felsenrande ausnehmen."

„Möchtest Du denn nicht erst das Schwarze vom Mond herunterholen, das wird grad' eben so leicht sein!" sagte Vesinand. „Du scheinst guter Laune zu sein!"

„Ja freilich! Denk' ich doch daran, Hochzeit zu machen! — Aber um ernstlich zu reden, ich will Dir sagen, wie es um mich steht."

Und bald wußten Vesinand und Nagli, was Rudy wollte.

„Du bist ein verwegener Bursche!" sagten sie. „Das geht nicht! Du wirst den Hals brechen!"

„Man fällt nicht herunter, wenn man es sich selber nicht einbildet!" sagte Rudy.

Um Mitternacht zogen sie von dannen mit Stangen, Leitern und Stricken; der Weg ging zwischen Wald und Gebüsch dahin, über rollendes Gestein, immer aufwärts, aufwärts in der finstern Nacht. Das Wasser brauste unten, Wasser rieselte oben, feuchte Wolken trieben in der Luft. Die Jäger er=

reichten den jähen Felsrand, hier ward es finsterer, die Felsenwände begegneten sich fast, und nur hoch oben in der schmalen Spalte leuchtete die Luft; dicht neben ihnen, unter ihnen lag der tiefe Abgrund mit dem brausenden Gewässer. Die Drei saßen auf dem Gestein, sie wollten das Tagesgrauen abwarten, wenn der Adler ausflöge, die Alte müsse erst erschossen werden, ehe sie daran denken könnten, sich des Jungen zu bemächtigen. Rudy saß dort niedergekauert, so still als sei er ein Stück des Gesteins, auf welchem er ruhte, das Gewehr mit gespanntem Hahn hielt er schußfertig vor sich, sein Blick haftete unverwandt auf der obersten Kluft, woselbst das Adlernest verborgen unter dem heraushängenden Felsen saß. Die drei Jäger mußten lange warten.

Jetzt aber knackte und sauste es hoch über ihnen, ein großer, schwebender Gegenstand verfinsterte die Luft um sie her. Zwei Büchsenläufe zielten, indem die schwarze Adlergestalt aus dem Neste flog; — es fiel ein Schuß; einen Augenblick bewegten sich die ausgebreiteten Flügel, dann senkte der Vogel sich langsam herab, und es war, als müsse er durch seine Größe und seine weit ausgestreckten Flügel die ganze Kluft ausfüllen und in seinem Falle die Jäger mit hinabreißen. Der Adler sank in die Tiefe hinunter, Baumzweige und Büsche brachen beim Falle des Vogels.

Und jetzt rührten sich die Jäger; drei der längsten Leitern wurden zusammengebunden, — die wür=

den wohl hinaufreichen; man stellte sie auf den äußersten letzten festen Punkt, an den Rand des Abgrunds, doch sie reichten nicht hinan, und die Felswand war höher hinauf, da, wo das Nest sich im Schutz unter dem hervorspringenden Gipfel verbarg, glatt wie eine Mauer. Nach einigem Berathen einigte man sich dahin, daß zwei zusammengebundene Leitern von oben in die Schlucht hinabgelassen, und diese wiederum in Verbindung mit den drei von unten angesetzten gebracht werden sollten. Mit großer Mühe schleppte man die zwei Leitern hinauf und machte oben die Taue fest; die Leitern wurden über den hervorspringenden Felsen hinausgeschoben und hingen dort frei schwebend über dem Abgrunde; Rudy saß schon auf der untersten Sprosse. Es war ein eiskalter Morgen, Wolkennebel stiegen aus dem finsteren Abgrunde herauf. Rudy saß dort, wie eine Fliege auf dem schwanken Strohhalm sitzt, den irgend ein nestbauender Vogel auf dem Rande des hohen Fabrikschornsteins verloren hat, aber die Fliege kann davon fliegen, wenn der Strohhalm sich löst, Rudy konnte aber nur den Hals brechen. Der Wind umsauste ihn, und unten im Abgrunde brausten die Gewässer von dem thauenden Gletscher, dem Palast der Eisjungfrau.

Nun brachte er die Leiter in eine schaukelnde Bewegung, wie die Spinne sich schaukelt, wenn sie, von ihrem langen schwebenden Faden aus, Etwas ergreifen will, und als Rudy zum vierten Male die

Spitze der von unten aufgestellten zusammengebundenen Leitern berührte, hatte er sie erfaßt; sie wurden mit sicherer und kräftiger Hand zusammengefügt, aber sie schwankten und klapperten, als hätten sie ausgeleierte Angeln.

Die fünf langen Leitern, die hinauf bis zum Neste reichten und senkrecht sich an die Felswand lehnten, schienen ein schwankes Rohr zu sein, und nun war erst das Gefahrvollste zu bestehen; es mußte geklettert werden, wie die Katze klettern kann, doch Rudy verstand das gerade, die Katze hatte es ihn gelehrt, er verspürte nichts vom Schwindel, der die Luft hinter ihm trat und seine Polypenarme nach ihm ausstreckte. Jetzt stand er auf der obersten Sprosse der Leiter und bemerkte, daß er hier noch nicht hoch genug reichte, um in das Nest hineinzusehen, nur mit der Hand vermochte er hinaufzulangen; er versuchte, wie fest wohl die untersten, dicken, in einander geflochtenen Zweige säßen, die den untersten Theil des Nestes bildeten, und nachdem er sich einen dicken und festen Zweig gesichert hatte, schwang er sich von der Leiter hinauf, lehnte sich an den Zweig und hatte nun Brust und Kopf über dem Neste; hier strömte ihm ein erstickender Gestank von Aas entgegen; im Neste lagen Lämmer, Gemsen, Vögel, die in Fäulniß übergegangen waren. Der Schwindel, der ihm nichts anhaben konnte, blies ihm die giftigen Dünste ins Gesicht, damit er irre und betäubt werden solle, und unten in der schwarzen, gähnenden Tiefe

auf den dahineilenden Gewässern saß die Eisjungfrau selbst mit ihrem langen, weißgrünen Haar, und starrte ihn an mit Todesaugen wie zwei Büchsenläufe.

„Jetzt fange ich dich!"

In einem Winkel des Adlernests sah er, groß und mächtig, das Adlerjunge sitzen, das noch nicht flügge war. Rudy heftete seine Augen auf dasselbe, hielt sich mit aller Kraft mit der einen Hand fest und warf mit der andern die Schlinge um den jungen Adler; gefangen war er, lebendig; seine Beine steckten in der schneidenden Schnur, und Rudy warf die Schlinge mit dem Vogel über seine Schulter, so daß das Thier ein gut Stück unter ihm hing, während er sich an einem helfenden, herabhängenden Tau festhielt, bis seine Fußspitzen wieder die oberste Sprosse der Leiter berührten.

„Halte dich fest! Glaube nur nicht, daß du hinabfallen kannst; so fällst du auch nicht!" Es war die alte Lehre, und die befolgte er, hielt sich fest, kletterte, war überzeugt, daß er nicht fiele, und fiel nicht.

Jetzt ertönte ein Jodeln, kräftig und freudig. Rudy stand auf dem festen Felsen mit seinem Adlerjungen.

---

## VIII.

### Was die Stubenkatze Neues zu erzählen wußte.

„Hier ist das Gewünschte!" sagte Rudy, indem er bei dem Müller in Bex eintrat, auf den Fuß-

boden einen großen Korb setzte und das Tuch, welches diesen bedeckte, abhob. Zwei gelbe, schwarz geränderte Augen glotzten hervor, Funken sprühend, wild, recht als wollten sie sich fest brennen und fest beißen, wo sie hinblickten; der kurze, starke Schnabel war zum Biß aufgesperrt, der Hals war roth und mit Stoppeln besetzt.

„Das Adlerjunge," rief der Müller. Babette schrie laut auf und sprang zurück, konnte aber ihre Augen weder von Rudy, noch von dem Adler wenden.

„Du läßt Dich nicht abschrecken!" sagte der Müller.

„Und Ihr haltet stets Wort!" sagte Rudy. „Jeder hat sein Kennzeichen!"

„Aber weshalb brachst Du den Hals nicht?" sagte der Müller.

„Weil ich fest hielt!" antwortete Rudy, „und das thu ich noch! Ich halte Babette fest!"

„Erst sieh' mal zu, daß Du sie hast!" sagte der Müller und lachte; und das war ein gutes Zeichen, das wußte Babette.

„Wir müssen ihn aus dem Korbe heraus haben, — es ist zum Rasendwerden, wie der glotzt!" Wie aber hast Du ihn kriegen können?"

Und Rudy mußte erzählen, und der Müller machte immer größere Augen.

„Mit Deinem Muth und Deinem Glück kannst Du drei Frauen ernähren!" sagte der Müller.

„Ich danke Euch!" rief Rudy.

„Freilich Babette hast Du noch nicht!" sagte der Müller und schlug im Scherz den jungen Alpenjäger auf die Schulter.

„Weißt du das Neueste in der Mühle?" sagte die Stubenkatze zur Küchenkatze. „Rudy hat uns das Adlerjunge gebracht und nimmt Babette in Tausch. Sie haben sich geküßt und haben es den Alten sehen lassen! Das ist so gut als Verlobung; der Alte war ganz manierlich, er zog die Krallen ein, machte sein Mittagsschläfchen und ließ die Beiden sitzen und schwänzeln; die haben sich so viel zu erzählen, sie werden bis Weihnachten nicht fertig!"

Und sie wurden auch nicht bis Weihnachten fertig. Der Wind wirbelte das braune Laub auf; der Schnee stöberte im Thal, wie auf den hohen Bergen; die Eisjungfrau saß in ihrem stolzen Schloß, welches während der Winterzeit an Größe zunimmt; die Felsenwände standen da mit Glatteis bedeckt, und baumdicke Eiszapfen, schwer wie Elephanten, hingen da hinab, wo im Sommer der Felsenstrom seinen Wasserschleier wehen läßt; Eisguirlanden aus phantastischen Eiskrystallen zogen sich glänzend über die schneegepuderten Tannen hin. Die Eisjungfrau ritt auf dem sausenden Wind über die tiefsten Thäler hinweg. Die Schneedecke lag bis ganz nach Bex hinab, die Eisjungfrau kam auch dorthin, und sah Rudy in der Mühle sitzen, er saß diesen Winter mehr in der Stube als sonst seine Gewohnheit war, er saß bei Babette. Nächsten Sommer sollte die Hochzeit sein; die Ohren

klangen ihnen oft, so viel sprachen die Freunde davon. In der Mühle war Sonnenschein, die schönste Alpenrose glühte, die fröhliche, lächelnde Babette, schön wie der kommende Frühling, der Frühling, der alle Vögel singen machte von Sommerzeit und Hochzeit.

„Wie doch die Beiden immer dasitzen, immer beisammenstecken!“ sagte die Stubenkatze. „Jetzt habe ich genug von dem Miauen!“

---

## IX.

### Die Eisjungfrau.

Der Frühling hatte seine saftiggrüne Guirlande von Wallnuß- und Kastanienbäumen entfaltet, schwellend zogen sie sich namentlich von der Brücke bei St. Maurice bis an das Ufer des Genfersee's längs der Rhone, die mit gewaltiger Fahrt dahinjagt von ihrem Ausfluß unter dem grünen Gletscher, dem Eispalast, wo die Eisjungfrau wohnt, von wo sie sich von dem scharfen Wind hinauftragen läßt auf das höchste Schneefeld und sich in dem starken Sonnenlicht auf den schneeigen Pfühlen streckt; dort saß sie und schaute mit weitaussehendem Blick in die tiefen Thäler hinab, wo die Menschen sich emsig rühren, wie Ameisen auf dem in der Sonne glänzenden Gestein.

„Geisteskräfte, wie euch die Kinder der Sonne nennen!“ sagte die Eisjungfrau. „Gewürm seid ihr!

Ein rollender Schneeball — und ihr und eure Häuser und Städte sind zermalmt und verwischt!" Und höher hob sie ihr stolzes Haupt und schaute weit und breit und tief hinab mit todesblitzenden Augen. Aber vom Thale herauf tönte ein Rollen, Felsen wurden gesprengt; Menschenwerk! Wege und Tunnel für Eisenbahnen wurden angelegt.

„Sie spielen Maulwurf!" sagte sie; „sie graben Gänge unter der Erde, daher dieses Gepolter wie von Flintenschüssen. Wenn ich meine Schlösser versetze, braust es stärker als das Dröhnen des Donners!"

Aus dem Thale herauf erhob sich ein Rauch, der sich vorwärts bewegte wie ein flatternder Schleier, ein wehender Federbusch der Locomotive, die auf der kürzlich eröffneten Eisenbahn den Zug dahinzog, diese schlängelnde Schlange, deren Glieder Wagen an Wagen sind. Pfeilschnell schoß sie dahin.

„Sie spielen Herren dort unten, die Geisteskräfte!" sagte die Eisjungfrau. „Die Kräfte der Naturmächte sind doch die herrschenden!" Und sie lachte, sie sang, es dröhnte im Thale.

„Da rollt eine Lawine herab!" sagen die Menschen.

Aber die Kinder der Sonne sangen noch lauter von dem Menschengedanken, der da herrscht, der das Meer ins Joch spannt, Berge versetzt, Thäler ausfüllt; dem Menschengedanken, welcher der Herr der Naturkräfte ist. Um diese Zeit zog über das Schneefeld, wo die Eisjungfrau saß, eine Gesellschaft

von Reisenden; die Menschen hatten sich hier mit Tauen fest an einander gebunden, damit sie gleichsam einen größeren Körper bildeten auf der glatten Eisfläche, am Rande der tiefen Abgründe.

„Gewürm!“ sagte die Eisjungfrau. „Ihr, die Herren der Naturkräfte!“ und sie wandte sich ab von der Gesellschaft und schaute hämisch hinab in das tiefe Thal, wo der Eisenbahnzug dahinbrauste.

„Dort sitzen sie, diese Gedanken! Sie sitzen in der Gewalt der Naturkräfte! Ich sehe sie, Alle und Jeden! — Einer sitzt stolz wie ein König, allein! Dort sitzen sie in einem Knäuel! Dort schläft die eine Hälfte! Und wenn der Dampfdrache anhält, steigen sie heraus, gehen ihre Wege! Die Gedanken gehen in die Welt hinaus!“ Und sie lachte.

„Da rollt wieder eine Lawine!“ sagten sie unten im Thale.

„Uns erreicht sie nicht!“ sagten Zwei, die auf dem Rücken des Dampfdrachen saßen, „zwei Herzen und ein Schlag,“ wie es heißt. Es waren Rudy und Babette; auch der Müller war dabei.

„Als Bagage!“ sagte er. „Ich bin dabei als das nöthige Anhängsel!“

„Dort sitzen die Zwei!“ sagte die Eisjungfrau. „Viele Gemsen habe ich zermalmt, Millionen Alpenrosen habe ich geknickt und zerbrochen, nicht die Wurzel schonte ich! Ich wische sie aus, die Gedanken! die Geisteskräfte!“ Und sie lachte.

„Da rollt wieder eine Lawine!“ sagten sie unten im Thale. —

---

## X.

### Die Pathin.

In Montreux, einer der nächsten Städte, die mit Clarens, Verney und Crin eine Guirlande um den nordöstlichen Theil des Genfersee's bilden, wohnte die Pathin Babette's, die englische vornehme Dame mit ihren Töchtern und einem jungen Anverwandten; sie waren zwar dort erst kürzlich angekommen, aber der Müller hatte sie schon besucht, ihnen Babette's Verlobung mitgetheilt und von Rudy und den Adlerjungen, von dem Besuche in Interlaken, kurz, die ganze Geschichte erzählt, und diese hatte im höchsten Grade erfreut und sehr für Rudy und Babette und auch für den Müller eingenommen; alle Drei sollten denn auch durchaus herüberkommen, und deshalb kamen sie nun auch an. Babette sollte ihre Pathin, die Pathin Babette sehen.

An dem Städtchen Villeneuve, am Ende des Genfersee's, lag das Dampfschiff, welches in einer halbstündigen Fahrt von dort nach Verney, gerade unterhalb Montreux anlegt. Die Küste hier ist von den Dichtern besungen; hier unter den Wallnußbäumen an dem tiefen, blaugrünen See saß Byron und schrieb seine melodischen Verse von dem Gefan=

genen im düstern Felsenschloß Chillon. Dort, wo sich Clarens mit seinen Trauerweiden im Wasser spiegelt, wandelte Rousseau, von Heloise träumend. Der Rhone strömt dahin unter den hohen, schneebedeckten Bergen Savoyens; hier, nicht weit von seinem Ausfluß liegt in dem See eine kleine Insel, sie ist so klein, daß sie, von der Küste gesehen, ein Fahrzeug auf dem Gewässer zu sein scheint. Die Insel ist ein Felsengrund, welchen vor etwa hundert Jahren eine Dame mit Steinen eindämmen, mit Erde belegen und mit drei Akazienbäumen bepflanzen ließ, diese überschatten jetzt die ganze Insel. Babette war ganz entzückt von diesem Fleck, der schien ihr der schönste auf der ganzen Fahrt, dort hinüber müsse man, es müßte dort wunderbar schön sein, meinte sie. Aber das Dampfschiff fuhr vorüber und legte an, wie es sollte, bei Verney.

Die kleine Gesellschaft wanderte von hier hinauf zwischen den weißen, sonnebestrahlten Mauern, welche die Weingärten vor dem Bergstädtchen Montreux umgeben, wo die Feigenbäume das Haus des Bauers beschatten, Lorbeeren und Cypressen in den Gärten wachsen. Halbwegs auf dem Berge lag das Kosthaus, in der die Pathin wohnte.

Der Empfang war herzlich. Die Pathin war eine große, freundliche Frau mit einem runden lächelnden Gesicht; als Kind war sie gewiß ein wahrer raphael'scher Engelkopf gewesen; aber jetzt war sie ein alter Engelkopf, reich umlockt von silberweißem

Haar. Die Töchter waren saubere, feine, lange und schlanke Mädchen. Der junge Vetter, den sie mitgebracht hatten, war vom Kopf bis zum Fuß in Weiß gekleidet, hatte vergoldetes Haar und vergoldeten Backenbart so groß, daß er auf drei Gentlemen hätte vertheilt werden können, er bewies sofort Babette die allergrößte Aufmerksamkeit.

Reich gebundene Bücher, Notenblätter und Zeichnungen lagen umhergestreut auf dem großen Tische, die Balkonthür stand offen, hinaus nach dem schönen weitgedehnten See, der so blank und still war, daß die Berge Savoyens mit Städten, Wäldern und Schneegipfeln sich in demselben verkehrt spiegelten.

Rudy, der sonst dreist, lebensfroh und frisch war, fühlte sich hier gar nicht heimisch; er bewegte sich, als gehe er auf Erbsen über einen glatten Fußboden. Wie war ihm die Zeit lang und langsam, wie in einer Tretmühle! Und nun wurde gar promenirt! Das ging ebenso langsam und langweilig; zwei Schritte vorwärts und einen rückwärts hätte Rudy thun können, um im Tritt mit den Andern zu bleiben. Sie spazierten hinab nach Chillon, dem alten finsteren Schloß auf der Felseninsel, blos um die Martergeräthe zu sehen, die Todtengefängnisse, verrostete Ketten in den Felsenwänden, steinerne Pritschen für die zum Tode Verurtheilten, die Fallthüre, durch welche die Unglücklichen hinabgestürzt und auf eiserne spitze Pfähle in der Brandung gespießt wurden. Das Alles zu sehen, nannten sie ein Vergnügen. Ein Richtplatz war es,

durch Byrons Gesang in die Welt der Poesie gehoben. Rudy hatte nur das Gefühl der Richtstätte; er lehnte sich aus einem der großen steinernen Fensterrahmen und schaute hinab in das tiefe, blaugrüne Wasser und hinüber zu der kleinen Insel mit den drei Akazien, dorthin wünschte er sich, frei von der ganzen schwatzenden Gesellschaft; aber Babette war außerordentlich fröhlich gestimmt. Sie habe sich herrlich amüsirt, sagte sie; der Vetter, fand sie, sei ganz complet.

„Ja, ein ganz completer Laffe!“ sagte Rudy; und das erste Mal war es, daß Rudy Etwas sagte, was ihr nicht gefiel. Der Engländer hatte ihr ein kleines Buch zum Andenken an Chillon geschenkt, es war Byron's Gedicht: „Der Gefangene von Chillon,“ übersetzt ins Französische, so daß Babette es lesen konnte.

„Das Buch mag gut sein,“ sagte Rudy, „aber der feingekämmte Bursche, der es Dir gegeben, steht mir nicht an!“

„Er sah grad' aus wie ein Mehlsack ohne Mehl!“ sagte der Müller, und belachte seinen eigenen Witz. Auch Rudy lachte und sagte, so habe er gerade ausgesehen.

## XI.

### Der Vetter.

Als Rudy einige Tage später zum Besuch in die Mühle kam, fand er dort den jungen Engländer;

Babette war grade im Begriffe, ihm gekochte Forellen vorzusetzen, die sie ganz gewiß selbst mit der Petersilie ausgeputzt hatte, damit sie sich recht appetitlich ausnehmen sollten. Das sei aber gar nicht nöthig gewesen. Was wollte der Engländer hier? Was hatte er hier zu thun? Von Babette tractirt und kredenzt zu werden? — Rudy war eifersüchtig und das machte Babette Freude, es machte ihr Vergnügen, alle Seiten seines Herzens kennen zu lernen, die starken, wie die schwachen. Die Liebe war ihr noch ein Spiel, und sie spielte mit dem ganzen Herzen Rudy's, und doch war er, das muß gesagt werden, ihr Glück, ihr ganzes Leben, ihr steter Gedanke, ihr Bestes und Herrlichstes in dieser Welt, aber je mehr sein Blick sich verfinsterte, je mehr lachten ihre Augen, sie hätte den blonden Engländer mit dem vergoldeten Backenbarte küssen mögen, wenn sie dadurch hätte erreichen können, daß Rudy rasend werden und davon laufen würde, das grade würde ihr zeigen, wie sehr er sie liebe. Allein das war nicht recht von Babette, doch sie war ja erst neunzehn Jahre alt. Sie dachte wenig darüber nach, und dachte noch weniger daran, daß ihr Betragen von dem jungen Engländer leichter und anders gedeutet werden könnte, als es sich eben schicke für die ehrsame, verlobte Tochter des Müllers.

Dort, wo die Landstraße von Bex unter die schneebedeckte Felsenhöhe dahinführt, die in der dortigen Landessprache Diablerets heißt, lag die Mühle,

nicht weit von einem reißenden Bergstrom, welcher weißgrau war wie gepeitschtes Seifenwasser; dieser trieb jedoch die Mühle nicht, wohl aber wurde das große Mühlrad von einem kleineren Strom herumgedreht, welcher, auf der andern Seite des Flusses, vom Felsen herabstürzte und, durch einen steinernen Damm zu noch größerer Kraft und Fahrt getrieben, in einem Bassin von Balken, eine breite Rinne, über den reißenden Fluß geführt wurde. Die Rinne war so reich an Wasser, daß sie überströmte, und somit einen nassen schlüpfrigen Weg Demjenigen darbot, dem es einfallen möchte, durch sie schneller zur Mühle hinüber zu gelangen, und den Einfall hatte ein junger Mann, der Engländer. Weiß gekleidet wie ein Mühlknappe kletterte er am Abend hinüber, geleitet von dem Licht, welches aus Babette's Kammerfenster strahlte; klettern hatte er aber nicht gelernt, und er war auch nahe daran, kopfüber in den Strom zu fallen, kam aber doch davon mit durchnäßten Aermeln und bespritztem Beinkleid; naß und mit Schlamm bespritzt gelangte er unter Babette's Fenster, hier erkletterte er die alte Linde und begann die Stimme der Eule nachzuahmen, einem andern Vogel konnte er eben nicht nachsingen. Babette hörte es und blickte hinaus durch die dünnen Fenstervorhänge; als sie aber den weißen Mann sah und sich wohl denken konnte, wer er sei, klopfte ihr Herzchen vor Schreck, aber auch vor Zorn. Sie löschte eilig das Licht aus, untersuchte, ob auch alle Fensterriegel vorge=

schoben wären, und ließ ihn nun heulen und uhuen wie er wollte.

Es wäre schrecklich, wenn jetzt Rudy hier in der Mühle wäre! — Aber Rudy war nicht in der Mühle, nein, was noch ärger war, er stand grade unter der Linde. Es wurde laut gesprochen, zornige Worte, es könne Schlägerei, vielleicht gar Todtschlag geben.

Babette öffnete in Angst das Fenster, rief Rudy's Namen, bat ihn, er möchte doch gehen, sie leide es nicht, daß er bleibe, sagte sie.

„Du leidest es nicht, daß ich bleibe!" rief er, „es ist somit verabredet! Du erwartest gute Freunde, bessere als ich bin! Schäme Dich, Babette!"

„Du bist abscheulich!" sagte Babette. „Ich hasse Dich!" und sie weinte. „Geh, geh!"

„Das hab' ich nicht verdient!" sagte er, und ging von dannen; seine Wangen brannten wie Feuer, sein Herz brannte wie Feuer.

Babette warf sich auf ihr Bett und weinte.

„So sehr wie ich Dich liebe, Rudy! Und Du kannst Schlechtes von mir denken!"

Und sie brach in Zorn aus, und das war gut für sie, denn sonst würde sie sehr betrübt geworden sein; jetzt konnte sie einschlafen, den stärkenden Schlaf der Jugend schlafen.

---

## XII.

### Böse Mächte.

Rudy verließ Bex, er schlug den Weg nach Hause ein, stieg auf die Berge in die frische, kühlende Luft, wo der Schnee lag, wo die Eisjungfrau herrschte. Die Laubbäume standen tief unter ihm und sahen aus, als wären sie Kartoffelkraut, die Tannen, die Gebüsche wurden kleiner hier oben, die Alpenrosen wuchsen neben dem Schnee, der in vereinzelten Streifen lag, wie Leinen auf der Bleiche. Eine blaue Gentiane, die auf seinem Wege stand, zermalmte er mit dem Gewehrkolben.

Höher hinauf zeigten sich zwei Gemsen; Rudy's Augen glänzten, seine Gedanken bekamen neue Flucht; aber er war nicht nahe genug, um einen sichern Schuß zu thun; er stieg höher hinauf, wo nur ein hartes Gras zwischen den Steinblöcken wuchs; die Gemsen gingen ruhig auf dem Schneefelde; er beeilte seine Schritte; der Wolkennebel senkte sich tief um ihn herab, plötzlich befand er sich vor der jähen Felswand; der Regen begann herabzuströmen.

Er fühlte einen brennenden Durst, Hitze im Kopfe, Kälte in allen Gliedern; er griff nach seiner Jagdflasche, allein diese war leer, er hatte nicht daran gedacht, sie zu füllen, als er auf die Berge stürmte. Er war früher nie krank gewesen, aber jetzt hatte er das Gefühl eines solchen Zustandes; er war müde, er spürte Neigung, sich niederzulegen, Verlangen zu

schlafen, überall aber floß der Regen; er versuchte, sich zusammenzunehmen; seltsam zitterten und tanzten die Gegenstände vor seinen Augen; da gewahrte er plötzlich, was er hier noch nie gesehen hatte, ein neues niedriges Haus, das an den Felsen lehnte; in der Thür stand ein junges Mädchen; ihm wollte es fast bedünken, es sei des Schulmeisters Annette, die er einst im Tanze geküßt hatte; aber es war nicht Annette, doch hatte er das Mädchen früher gesehen, vielleicht bei Grindelwald, an jenem Abend, als er vom Schützenfest in Interlaken zurückkehrte.

„Wie kommst Du hierher?“ frug er.

„Ich bin hier zu Hause! Ich hüte meine Heerde!“

„Deine Heerde? Wo weidet denn die? Hier giebt es ja nur Schnee und Felsen!“

„Du weißt viel, was hier ist!“ sagte das Mädchen und lachte. „Hier hinter uns, unten, ist eine herrliche Weide! Dort gehen meine Ziegen! Ich hüte sie sorgsam! Nicht eine verliere ich, was mein ist, bleibt mein!“

„Du bist keck!“ sagte Rudy.

„Du auch!“ antwortete das Mädchen.

„Hast Du Milch im Hause, so gieb mir zu trinken, mich durstet ganz unleidlich!“

„Ich habe Besseres als Milch!“ sagte das Mädchen, „und ich werde es dir geben. Gestern waren hier Reisende mit ihrem Führer, sie vergaßen eine halbe Flasche Wein, wie Du wohl solchen nie gekostet hast;

sie werden ihn nicht wieder holen, ich trinke ihn nicht, trinke Du!"

Und das Mädchen holte den Wein herbei, goß ihn in eine hölzerne Schaale und reichte diese Rudy.

„Der ist gut!" sagte er. „Noch nie kostete ich einen so erwärmenden, so feurigen Wein!" Und seine Augen strahlten, ein Leben, eine Gluth erfüllte ihn, als wenn jede Sorge, jeder Druck verdunstete; die sprudelnde, frische Menschennatur rührte sich in ihm.

„Aber es ist ja doch Annette!" rief er. „Gieb mir einen Kuß!"

„Ja, gieb mir den schönen Ring, den Du am Finger hast!"

„Meinen Verlobungsring?"

„Ja, gerade den!" sagte das Mädchen, und goß aufs Neue Wein in die Schaale, die es ihm an die Lippen setzte, und er trank. Es strömte Lebensfreude in sein Blut hinein, die ganze Welt gehöre ihm, meinte er, weshalb sich grämen! Alles ist geschaffen, damit wir es genießen, damit es uns glücklich mache! Der Strom des Lebens ist der Freudenstrom, hingerissen, getragen von demselben, das ist Glückseligkeit. Er schaute das junge Mädchen an, es war Annette und doch nicht Annette, und noch weniger das Phantom, die Spukgestalt, wie er es nannte, welches ihm bei Grindelwald begegnet war; das Mädchen hier auf dem Berge war frisch wie der weiße Schnee, schwellend wie die Alpenrose und schnellfüßig wie ein Zicklein; aber doch aus Adams Rippe ge-

schaffen, Mensch wie Rudy. Und er schlank seine Arme um die Schöne, schaute hinein in ihre wunderbar klaren Augen; nur eine Secunde währte dieser Blick, und in dieser Secunde, ja, wer erklärt es, giebt es in Worten wieder — war es das Leben des Geistes oder des Todes, das ihn erfüllte, wurde er emporgehoben oder versank er in die tiefe, tödtende Eiskluft, tiefer, immer tiefer; er sah die Eiswände als blaugrünes Glas, unendliche Klüfte gähnten ringsum und das Wasser troff klingend herab wie ein Glockenspiel, perlklar, leuchtend in weißbläulichen Flammen; die Eisjungfrau küßte ihn, ein Kuß, der ihn vom Nacken bis in die Stirne eisig durchschauern machte, ein Schrei des Schmerzes entfloh ihm, er riß sich los, wankte und fiel, — es ward Nacht vor seinen Augen; allein er öffnete sie wieder. Böse Mächte hatten ihr Spiel getrieben.

Verschwunden war das Alpenmädchen, verschwunden die schirmende Hütte, das Wasser rieselte die nackte Felswand herab, Schnee lag ringsum; Rudy zitterte vor Kälte, durchnäßt bis auf die Haut, und sein Ring war verschwunden, der Verlobungsring, den ihm Babette gegeben hatte. Seine Büchse lag im Schnee neben ihm, er hob sie auf, wollte sie abfeuern, sie versagte. Nasse Wolken lagerten wie feste Schneemassen in der Kluft, der Schwindel saß dort und lauerte auf die kraftlose Beute, und unten in der tiefen Kluft, klang es, als stürze ein Felsbock,

der Alles zertrümmere und mit sich risse, was ihn im Falle aufhalten wollte.

Aber in der Mühle saß Babette und weinte; Rudy war seit sechs Tagen nicht dort gewesen, er, der im Unrecht war, er, der sie um Verzeihung bitten müsse, den sie von ganzem Herzen liebe.

---

## XIII.

### In der Mühle.

„Was das für ein Wesen mit den Menschen ist!“ sagte die Stubenkatze zur Küchenkatze. „Jetzt sind sie wieder aus einander, Babette und Rudy. Sie weint, und er denkt wohl nicht mehr an sie.“

„Das gefällt mir nicht!“ sagte die Küchenkatze.

„Mir auch nicht!“ sagte die Stubenkatze, „aber ich will es mir nicht zu Herzen nehmen! Babette kann ja mit dem Rothbart verlobt werden! Er ist aber auch nicht wieder hier gewesen, seitdem er damals aufs Dach wollte!“

Böse Mächte treiben ihr Spiel um uns und in uns; das hatte Rudy vernommen und viel darüber nachgedacht; was war Alles um ihn und in ihm geschehen, dort auf dem Berge? Waren es Gespenster oder Fieberträume, er hatte früher weder Fieber noch eine andere Krankheit gekannt. Aber als er Babette richtete, hatte er einen Blick in sein eigenes Innere

gethan. Er hatte der wilden Jagd in seinem Herzen, dem heißen Föhn, der dort gehaust hatte, nachgespürt. Würde er Babette auch Alles beichten können, jeden Gedanken beichten, der in der Stunde der Versuchung bei ihm zur That werden könne? Ihren Ring hatte er verloren, und grade durch diesen Verlust hatte sie ihn wiedergewonnen. Würde sie ihm beichten können? Es war als wollte ihm das Herz zerspringen, wenn er an sie dachte; wie viele Erinnerungen stiegen nicht in ihm auf! Er sah sie, als stände sie leibhaftig vor ihm, lachend, ein muthwilliges Kind; manch liebes Wort, welches sie aus der Fülle ihres Herzens gesprochen, drang wie Sonnenstrahlen in seine Brust, und bald war Alles darin nur Sonnenschein bei dem Gedanken an Babette.

Ja, sie müsse ihm beichten können, und sie sollte es.

Er ging zur Mühle; es kam zur Beichte, diese begann mit einem Kuß und endigte damit, daß Rudy der Sünder blieb; es war sein großer Fehler, daß er an Babette's Treue hatte zweifeln können, es war geradezu ganz abscheulich von ihm! Solches Mißtrauen, solche Heftigkeit konnte sie beide ins Unglück stürzen. Ja, gewiß, das konnten sie! Und deshalb hielt Babette ihm eine kleine Predigt, die sie selbst belustigte und ihr ganz allerliebst stand, doch in einem Punkte hatte Rudy Recht: der Neffe der Pathin Babette's war ein Laffe, sie wollte das Buch verbrennen, welches er ihr geschenkt hatte, und sie wollte

nicht das Geringste besitzen; das sie an ihn erinnern könnte.

„Jetzt ist das überstanden!“ sagte die Stubenkatze. „Rudy ist wieder hier, sie verstehen sich, und das ist das größte Glück, sagen sie.“

„Ich hörte diese Nacht von den Ratten,“ sagte die Küchenkatze, „das größte Glück sei Talglichter fressen und vollauf von ranzigem Speck zu haben. Wem soll man nun glauben, den Ratten oder den Liebesleuten?“

„Keinem von Beiden!“ sagte die Stubenkatze, „das ist immer das Sicherste!“

Das größte Glück Rudy's und Babette's, der schönste Tag, wie sie ihn nannten, der Hochzeitstag, stand nahe bevor.

Doch nicht in der Kirche zu Bex, nicht in der Mühle sollte die Hochzeit gefeiert werden; die Pathin wollte, daß die Hochzeit bei ihr gefeiert und die Trauung in der schönen kleinen Kirche zu Montreux stattfinde. Der Müller bestand darauf, daß dieser Wunsch erfüllt werden solle; er allein wußte, was die Pathin den Neuvermählten bestimmt habe; sie sollten von ihr ein Hochzeitsgeschenk bekommen, das wohl einer solchen Fügsamkeit in ihren Willen werth sei. Der Tag war festgestellt. Schon Abends vor demselben wollten sie nach Villeneuve reisen, um am darauf folgenden Morgen recht zeitig nach Montreux überzufahren, damit die Töchter der Pathin die Braut schmücken könnten.

„Hier im Hause wird es doch wohl auch einen Hochzeitsschmaus geben!“ sagte die Stubenkatze, „wo nicht, gebe ich nicht ein Miau für die ganze Geschichte!“

„Hier wird schon geschmaust werden!“ sagte die Küchenkatze. „Enten sind geschlachtet, Tauben abgethan, und ein ganzer Rehbock hängt an der Wand. Das Zahnfleisch juckt mir, wenn ich daran denke! Morgen beginnt schon die Reise!“

Ja, Morgen! — An diesem Abend saßen Rudy und Babette zum letzten Male als Verlobte in der Mühle.

Draußen glühten die Alpen, die Abendglocken klangen, die Töchter der Sonnenstrahlen sangen: „Es geschehe das Beste!“ —

## XIV.

### Nächtliche Traumgesichter.

Die Sonne war untergegangeu, die Wolken senkten sich im Rhonethale zwischen die hohen Berge hinab, der Wind blies aus Süden, ein Wind Afrikas fuhr über die hohen Alpen hin, ein Föhn, der die Wolken zerriß, und als der Wind dahingefahren war, ward es einen Augenblick ganz still; die zerrissenen Wolken hingen in phantastischen Gebilden zwischen den waldbewachsenen Bergen, über den eilenden Rhonestrom, sie hingen in Gestalten wie die

Seethiere der Urwelt, wie der schwedische Adler der Luft, wie die springenden Frösche der Sümpfe; sie senkten sich hinab auf den reißenden Strom, sie segelten auf demselben und segelten doch in der Luft. Der Strom führte eine entwurzelte Tanne mit sich, im Wasser zeigten sich wirbelnde Kreise der Tanne voran; es war der Schwindel, mehr denn einer, die auf dem hervorbrausenden Strome kreisten; der Mond beleuchtete den Schnee auf den Berggipfeln, die dunklen Wälder und die weißen wunderlichen Wolken, die Nachtgesichter, die Geister der Naturkräfte; der Bergbewohner sah sie durch die Fensterscheiben, sie segelten dort unten schaarenweise der Eisjungfrau voran; diese kam aus ihrem Gletscherschloß, sie saß auf dem zerbrechlichen Schiffe, auf der herausgerissenen Tanne, das Gletscherwasser trug sie den Strom hinab bis in die offene See.

„Die Hochzeitsgäste kommen!" sauste und sang es in Luft und Wasser.

Gesichter draußen, Gesichter drinnen. Babette träumte einen wunderlichen Traum.

Es schien ihr, als sei sie mit Rudy verheirathet, und zwar seit vielen Jahren. Er sei auf der Gemsjagd, sie aber zu Hause in ihrer Wohnung, und dort säße der junge Engländer, der mit dem vergoldeten Bart, bei ihr; seine Augen waren so beredt, seine Worte eine Zaubermacht, er reichte ihr die Hand, und sie mußte ihm folgen. Sie schritten hinweg vom Hause. Immer abwärts! — und es war Babette,

als läge eine Last auf ihrem Herzen, die immer schwerer ward, es war eine Sünde gegen Rudy, eine Sünde gegen Gott; und plötzlich stand sie verlassen da, ihre Kleider waren von den Dornen zerrissen, ihr Haar war ergraut, sie schaute in ihrem Schmerz aufwärts, und auf dem Felsenrande erblickte sie Rudy; — sie streckte die Arme nach ihm aus, wagte aber nicht zu rufen oder zu bitten, und das würde ihr auch nichts genützt haben, denn bald entdeckte sie, daß er es nicht war, sondern nur sein Jagdrock und sein Hut, die auf dem Alpenstocke hingen, den die Jäger so hinstellen, um die Gemsen zu täuschen! Und in grenzenlosem Schmerze jammerte Babette: „Oh, wäre ich doch an meinem Hochzeitstage, meinem glücklichsten Tage gestorben! Mein Gott, das wäre eine Gnade, ein großes Glück gewesen! Alsdann wäre das Beste geschehen, was mir und Rudy hätte widerfahren können! Niemand kennt seine Zukunft!" Und in gottlosem Schmerze stürzte sie sich hinab in die tiefe Felsschlucht. Eine Saite sprang, ein Trauerton klang —!

Babette erwachte, der Traum war vorüber — und verwischt, aber sie wußte, daß sie etwas Schreckliches geträumt und von dem jungen Engländer geträumt hatte, den sie seit mehreren Monaten nicht gesehen, an den sie nicht gedacht hatte. Ob er wohl in Montreux sei? Würde sie ihn zur Hochzeit zu sehen bekommen. Ein kleiner Schatten glitt über den feinen Mund, ihre Brauen zogen sich zusam=

men; aber bald trat Lächeln um die Lippen, schossen Freudestrahlen aus den Augen, draußen schien die Sonne so schön, und Morgen war ihre und Rudy's Hochzeit.

Rudy war schon in der Wohnstube als sie in dieselbe trat, und bald ging es nach Villeneuve. Die Beiden waren so überaus glücklich, und auch der Müller, er lachte und strahlte in der besten Laune; ein guter Vater und eine ehrliche Seele war er.

„Jetzt sind wir die Herrschaft hier zu Hause!" sagte die Stubenkatze.

---

## XV.

### Schluß.

Es war noch nicht Abend, als die drei fröhlichen Menschen Villeneuve erreichten und dort ihre Mahlzeit hielten. Der Müller setzte sich in den Lehnstuhl, schmauchte seine Pfeife und hielt ein kleines Schläfchen. Die jungen Brautleute gingen Arm in Arm zur Stadt hinaus, sie schritten den Fahrweg entlang, unter den mit Gebüsch bewachsenen Felsen, längs der blaugrünen tiefen See; das düstere Chillon spiegelte seine grauen Mauern und schwerfälligen Thürme in der klaren Fluth; die kleine Insel mit den drei Akazien lag noch näher, sie sah aus wie ein Bouquet auf dem See.

„Es muß drüben reizend sein!" sagte Babette, sie hatte wieder die größte Lust hinüber zu gelangen, und dieser Wunsch konnte sogleich in Erfüllung gehen; am Ufer lag ein Kahn, die Leine, mit der er angebunden, war leicht zu lösen. Man erblickte Niemand, den man um Erlaubniß, ihn zu benutzen hätte fragen können, und so nahm man denn ohne weiteres den Kahn, Rudy verstand schon die Ruder zu gebrauchen.

Die Ruder griffen wie Fischflossen in das gefügige Wasser, daß so biegsam und doch so stark ist, ein Rücken zum Tragen, ein Rachen zum Verschlingen, mild lächelnd, die Weichheit selbst und doch Schreck einflößend und stark zum Zermalmen. Ein schäumendes Kielwasser stand hinter dem Kahn, der in wenigen Minuten mit den Beiden hinüber zur Insel gelangte, woselbst sie ans Land gingen. Hier war nicht mehr Platz, als zu einem Tanz für Zwei.

Rudy schwang Babette zwei — drei Mal im Kreise herum; darauf setzten sie sich Hand in Hand auf die kleine Bank unter die herabhängenden Akazien, blickten sich in die Augen, und Alles ringsum strahlte im Glanze der sinkenden Sonne. Die Tannenwälder der Berge färbten sich lilaroth wie blühendes Haidekraut, und wo die Bäume aufhörten und das Gestein hervortrat, glühte dasselbe, als sei der Felsen durchsichtig; die Wolken am Himmel leuchteten wie rothes Feuer, der ganze See war wie das frische,

glühende Rosenblatt. Allmälig stiegen die Schatten die schneebedeckten Berge Savoyens hinan und färbten sie schwarzblau, allein der oberste Gipfel leuchtete wie rothe Lava, sie zeigten einen Moment aus der Bildungsgeschichte der Berge, als diese Massen sich glühend aus dem Schooße der Erde erhoben und noch nicht abgekühlt waren. Rudy und Babette meinten, ein solches Alpenglühen noch nie gesehen zu haben. Der schneebedeckte Dent du midi hatte einen Glanz wie die Scheibe des Vollmondes, wenn sie am Horizonte aufsteigt.

„So viel Schönheit! So viel Glück!" sagten Beide. — „Die Erde hat mir nichts mehr zu geben!" sagte Rudy. „Ein Abend wie dieser ist doch ein ganzes Leben! Wie oft fühlte ich mein Glück, wie ich es jetzt empfinde, und dachte, wenn auch Alles nun ein Ende hätte, wie glücklich hättest du doch gelebt! Wie herrlich ist diese Welt! Und der Tag ging zu Ende, aber ein neuer begann, und mir schien es, als sei **der** noch schöner! Wie unendlich gut ist Gott, Babette!"

„Ich bin so recht von Herzen glücklich!" sagte sie.

„Mehr hat die Erde mir nicht zu gewähren!" rief Rudy.

Und die Abendglocken klangen von den Bergen Savoyens, von den Schweizerbergen, im Westen erhob sich im Goldglanz das schwarzblaue Juragebirge.

„Gott gebe Dir das Herrlichste und Beste!" sagte Babette.

„Das wird er!“ sagte Rudy. „Morgen werde ich es haben! Morgen bist Du ganz die Meinige! Mein eigen süßes Weib!“

„Der Kahn!“ rief Babette plötzlich.

Der Kahn, der sie zurückführen sollte, war losgerissen und trieb von der Insel fort.

„Ich hole ihn zurück!“ sagte Rudy, warf seinen Rock ab, zog sich die Stiefel aus, sprang in den See und schwamm in kräftigen Sätzen dem Bote nach.

Kalt und tief war das klare, blaugrüne Eiswasser vom Gletscher des Gebirges. Rudy blickte hinab in das Gewässer; nur ein einziger Blick, und es war ihm, als sehe er einen goldenen Ring rollen, glänzen, funkeln, — ihm kam sein verlorener Verlobungsring in den Sinn, und der Ring war größer, erweiterte sich in einen funkelnden Kreis, und in diesen hinein leuchtete der klare Gletscher; tiefe Schluchten gähnten ringsum, und das Wasser troff klingend wie ein Glockenspiel und leuchtend mit weißblauen Flammen; in einem Nu sah er, was wir in vielen Worten sagen müssen. Junge Jäger und junge Mädchen, Männer und Weiber, die einst in die Schluchten der Gletscher hinab gesunken, standen hier lebendig mit offenen Augen und lächelndem Munde, und tief unten klangen die Kirchenglocken versunkener Städte; die Gemeinde kniete unter dem Kirchengewölbe, Eisstücke bildeten die Orgelpfeifen, der Felsenstrom orgelte; die Eisjungfrau saß auf dem klaren, durchsichtigen Grunde, sie hob sich hinauf gegen Rudy, küßte seine

Füße, und ein eisiger Todesschauer ging durch seine Glieder, ein elektrischer Stoß — Eis und Feuer! man unterscheidet zwischen diesen bei der kurzen Berührung nicht.

„Mein! Mein!" klang es um ihn und in ihm. „Ich küßte dich, als du klein warst, küßte dich auf deinen Mund! — Jetzt küsse ich dich auf deine Zehe und auf deine Ferse, mein bist du ganz!"

Und er verschwand in dem klaren blauen Gewässer.

Alles war still, die Kirchenglocken verstummten, die letzten Töne schwanden mit dem Glanze an den rothen Wolken.

„Mein bist du!" klang es in der Tiefe; „mein bist du!" klang es aus der Höhe, aus dem Unendlichen.

Herrlich! von Liebe zur Liebe, von der Erde in den Himmel zu fliegen.

Eine Saite zersprang, ein Trauerton klang, der Eiskuß des Todes besiegte das Vergängliche; das Vorspiel endigte, damit das Lebensdrama beginnen könne, der Mißklang löste sich auf in Harmonie.

Nennst du das eine traurige Geschichte?

Die arme Babette! für sie war es eine unsägliche Angst. Der Kahn trieb immer weiter hinaus. Niemand auf dem Lande wußte, daß das Brautpaar nach der kleinen Insel hinübergefahren war. Die Wolken senkten sich, der Abend war finster. Allein, verzweifelt, jammernd stand sie da. Ein Unwetter

hing über ihr, Blitz auf Blitz leuchtete über das Juragebirge, über das Schweizerland und über Savoyen hin; von allen Seiten Blitz auf Blitz, ein Gedröhn nach dem anderen, sie rollten in einander, Minuten lang. Die Blitze hatten oft Sonnenglanz, man sah jeden einzelnen Weinstock wie um die Mittagszeit, und gleich darauf war Alles wieder in Finsterniß gehüllt. Die Blitze bildeten Schleifen, Verschlingungen, Zickzack, sie schlugen ringsum in den See ein, sie leuchteten von allen Seiten während das Gedröhn durch das Echo wuchs. Auf dem Lande zog man die Kähne auf die Ufer hinauf; Alles, was Leben hatte, suchte Schutz! — und jetzt strömte der Regen herab.

„Wo mögen doch Rudy und Babette in diesem Unwetter sein!" sagte der Müller.

Babette saß mit gefalteten Händen, den Kopf in dem Schoose, stumm vor Schmerz; sie weinte, sie jammerte nicht mehr.

„In dem tiefen Wasser!" sprach sie in sich selbst hinein. „Tief unten ist er, wie unter dem Gletscher!"

In ihren Gedanken tauchte es auf, was Rudy von dem Tode seiner Mutter, von seiner Rettung erzählt hatte, als er, eine Leiche, aus der Gletscherkluft heraus gehoben wurde. „Die Eisjungfrau hat ihn wieder!"

Und ein Blitz leuchtete, so blendend wie Sonnenglanz auf dem weißen Schnee. Babette fuhr auf; der See erhob sich in diesem Augenblicke wie ein leuch=

tender Gletscher, die Eisjungfrau stand majestätisch da, bläulich blaß, leuchtend, und zu ihren Füßen lag Rudy's Leiche; „Mein!" sprach sie, und ringsum war wieder Finsterniß, rollendes Gewässer.

„Wie grausam!" jammerte Babette. „Warum mußte er doch sterben als der Tag unseres Glücks anbrach! Gott! Mein Gott, erleuchte meinen Verstand! Leuchte in mein Herz hinein! Ich verstehe deine Wege nicht! Ich tappe umher in den Beschlüssen deiner Allmacht und Weisheit!"

Und Gott leuchtete in ihr Herz hinein. Ein Gedankenblitz, ein Gnadenstrahl, ihr Traum der verwichenen Nacht, lebendig wie er gewesen, durchblitzte sie; sie erinnerte sich der Worte, des Wunsches, den sie ausgesprochen, von dem was ihr und Rudy am besten frommen würde.

„Weh mir! War das der Keim der Sünde in meinem Herzen! War mein Traum ein Zukunftsleben, dessen Saite, meiner Rettung wegen zerrissen werden mußte! Ich Elende!"

Jammernd saß sie da in der finsteren Nacht. Durch deren tiefe Stille schienen ihr noch Rudy's Worte zu klingen, die letzten die er hier sprach: „Mehr hat die Erde mir nicht zu gewähren!" Sie klangen in der Fülle der Freude, sie wiederholten sich in dem tiefen Schmerz.

Jahre sind seitdem verstrichen. Die See lächelt, seine Ufer lächeln; der Weinstock setzt schwellende Trauben an; Dampfschiffe mit wehenden Flaggen jagen vorüber, Lustkähne mit ihren geschwellten Segeln fliegen über den Wasserspiegel wie weiße Schmetterlinge; die Eisenbahn über Chillon ist eröffnet, sie führt tief in das Rhonethal hinein. Bei jeder Station steigen Fremde aus, sie haben ihre, in Roth gebundenen Reisebücher in der Hand und lesen darin, was sie Bemerkenswerthes zu sehen haben. Sie besuchen Chillon, sie sehen draußen in dem See die kleine Insel mit den drei Akazien, und lesen im Buche von dem Brautpaar, welches an einem Abend im Jahre 1856 dort hinüber segelte, von dem Tode des Bräutigams, und: „erst am folgenden Morgen vernahm man am Ufer das verzweifelte Jammergeschrei der Braut."

Aber das Reisehandbuch erzählt Nichts von dem stillen Leben Babette's bei ihrem Vater, nicht in der Mühle, dort wohnen jetzt andere Leute, sondern in dem schönen Haus in der Nähe des Bahnhofes, von dessen Fenstern sie noch manchen Abend über die Kastanienbäume nach den Schneebergen hinschaut, wo einst Rudy sich tummelte; sie sieht am Abend das Alpenglühen, die Kinder der Sonne lagern sich auf den hohen Bergen, und wiederholen das Lied vom Wanderer, dem der Wirbelwind den Mantel hinwegriß, die Hülle nahm, nicht aber den Mann.

Hier ist Rosenglanz auf dem Schnee des Berges, Rosenglanz in jedem Herzen, in dem der Gedanke wohnt: „Gott läßt das Beste für uns geschehen!" Allein es wird uns nicht immer geoffenbart, wie es Babette in ihrem Traum geoffenbart ward.

---

## Die Psyche.

In der Morgendämmerung, in der rothen Luft glänzt ein großer Stern, der hellste Stern des Morgens; seine Strahlen zittern auf der weißen Wand, als wollte er dort niederschreiben, was er zu erzählen weiß, was er Jahrtausende hindurch hier und dort auf unserer kreisenden Erde gesehen hat.

Hören wir eine seiner Erzählungen.

Erst kürzlich — das „kürzlich" des Sterns ist uns Menschen „vor Jahrhunderten" — begleiteten meine Strahlen einem jungen Künstler; es war in der Stadt der Päpste, in der Weltstadt Rom, Vieles hat sich dort in der Zeiten Lauf verändert, doch nicht so schnell, als die Menschengestalt vom Kind zum Greis übergeht. Die Kaiserburg war, wie heute noch, eine Ruine; Feigen- und Lorbeerbäume wuchsen zwischen den umgestürzten Marmorsäulen hin über die zerstörten Badezimmer, die noch mit Gold an den Wänden prangen; das Colosseum war eine Ruine; die Kirchenglocken läuteten, die Räucherung duftete, durch die Straßen schritten Processionen mit Kerzen und strahlenden Baldachinen. Kirchenheilig war hier,

und hehr und heilig war die Kunst. In Rom lebte der größte Maler der Welt, Raphael; es lebte dort der erste Bildhauer des Zeitalters, Michel Angelo; selbst der Papst huldigte diesen Beiden, beehrte sie mit seinem Besuch; die Kunst war anerkannt, geehrt und wurde auch belohnt. Allein dessenungeachtet wurde nicht alles Große und Tüchtige gesehen und bekannt.

In einem engen Gäßchen stand ein altes Haus, einst war es ein Tempel gewesen; ein junger Künstler wohnte in demselben; arm war er, unbekannt war er; er hatte freilich junge Freunde, Künstler wie er, jung von Gemüth, jung im Hoffen und Denken; sie sagten ihm, er sei reich an Talent und tüchtig, allein er sei ein Narr, daß er nie selbst daran glaube; zerbreche er doch stets, was er in Thon geformt, würde niemals zufrieden, bekäme nie Etwas fertig, — und das muß man, damit es gesehen, erkannt werde und Geld bringe.

„Du bist ein Träumer!" sagten sie ferner, „und das ist dein Unglück! Das kommt aber daher, daß du noch nicht gelebt, das Leben nicht gekostet, es nicht genossen hast in großen gesunden Zügen, wie es genossen werden muß. Grade in der Jugend kann und muß man sein Ich mit dem Leben verschmelzen, auf daß sie Eins werden! Schau den großen Meister Raphael, den der Papst ehrt, die Welt bewundert, er ist kein Verächter von Wein und Brot!"

„Er verspeist gar die Bäckerin, die niedliche

Fornarina!" sagte Angelo, einer der lustigen jungen Freunde.

Ja, was sagten sie nicht Alles, je nach ihrer Jugend und ihrem Verstand. Sie wollten den jungen Künstler mit hinausziehen in das lustige, wilde Leben, das tolle Leben, wie man es auch nennen könnte; und er fühlte auch auf Augenblicke Neigung dazu; er hatte heißes Blut, ein starke Phantasie, er verstand es wohl in das lustige Gespräch mit einzustimmen, laut zu lachen mit den Anderen; und doch, Das, was sie „Raphael's fröhliches Leben" nannten, schwand ihm wie der Morgenthau: wenn er den Gottesglanz sah, der aus den Bildern des großen Meisters leuchtete, und er stand im Vatican vor den Schönheitsgestalten, welche die Meister vor Jahrtausenden aus dem Marmorblocke geformt, da hob sich seine Brust, er vernahm in seinem Innern etwas so Hohes, so Heiliges, Erhebendes, Großes und Gutes, und er wünschte aus dem Marmorblocke eben solche Gestalten zu schaffen, zu meiseln. Er wollte ein Bild schaffen von dem, was sich aus seinem Herzen hinauf nach dem Unendlichen emporschwang, aber wie und in welcher Gestalt? Der weiche Thon gestaltete sich unter seinen Fingern in Schönheitsformen, doch Tags darauf zerbrach er, wie immer, was er geschaffen.

Eines Tages schritt er an einem der reichen Paläste vorüber, von welchen Rom viele aufzuweisen hat; er blieb stehen vor der großen, offenen Einfahrt, und sah hier mit Bildern geschmückte Bogen-

gänge einen kleinen Garten umschließen; der Garten prangte mit einer Fülle der schönsten Rosen. Große weiße Callaen mit ihren grünen, saftigen Blättern schossen empor aus dem Marmorbassin, in welchem das klare Wasser plätscherte, und hier vorüber schwebte eine Gestalt, ein junges Mädchen, die Tochter dieses fürstlichen Hauses, fein, leicht, wunderbar schön! Eine solche Frauengestalt hatte er noch nie gesehen, und doch! gemalt von Raphael, gemalt als Psyche in einem der römischen Paläste. Ja, dort war sie gemalt, hier schritt sie lebendig einher.

„In seinem Gedanken, in seinem Herzen lebte sie; und er ging zurück in sein ärmliches Zimmer und formte in Thon die Psyche, und es war die reiche, junge Römerin, das Edelweib; zum ersten Male betrachtete er sein Werk mit Befriedigung. Es hatte Bedeutung für ihn, es war sie. Und die Freunde, die es sahen, jubelten vor Freude; dieses Werk sei eine Offenbarung seiner Künstlergröße, die sie im Voraus erkannt hätten, jetzt solle auch die Welt sie erkennen.

Der Thon sei zwar fleischig und lebendig, er besitze aber nicht die Weiße und Dauer des Marmors; zum Leben im Marmor müsse diese Psyche gelangen, und den kostbaren Marmorblock besaß er schon, der lag schon seit Jahren als Eigenthum der Eltern im Hofraume; Glasscherben, Finochikraut, Ueberbleibsel von Artischocken häuften sich über ihn und beschmutzten ihn, allein im Innern war der Block

wie der Schnee des Berges; aus diesem Marmor sollte die Psyche erstehen.

Eines Tages nun geschah es — ja, der helle Stern erzählt Nichts hiervon, der sah es nicht, wir wissen es aber — daß eine vornehme römische Gesellschaft in die enge unansehnliche Gasse kam. Die Equipage hielt am Eingange der Gasse, die Gesellschaft begab sich zu Fuß nach dem Hause, um die Arbeit des jungen Künstlers zu sehen, sie hatte zufällig von derselben reden gehört. Und wer waren die vornehmen Gäste? — Armer junger Mann! Gar zu glücklicher junger Mann, könnte er auch genannt werden. Das junge Mädchen selbst stand hier im Zimmer, und mit welchem Lächeln, als ihr Vater sagte: „Du bist es ja wie du lebst und leibst!" Das Lächeln kann nicht geformt werden, der Blick nicht wiedergegeben werden, der wunderbare Blick, mit welchem sie den jungen Künstler ansah, es war ein Blick, erhebend, adelnd und — zermalmend.

„Die Psyche muß in Marmor ausgeführt werden!" sagte der reiche Herr. Und das waren Lebensworte für den todten Thon und den schweren Marmorblock, so wie es auch Lebensworte für den tief ergriffenen jungen Mann waren. „Wenn die Arbeit vollendet ist, kaufe ich sie!" sagte der fürstliche Herr.

Es war, als rolle eine neue Zeit herauf in die ärmliche Werkstatt; Leben und Fröhlichkeit leuchteten, emsiger Fleiß schaffte in derselben. Der strahlende Morgenstern sah es, wie die Arbeit fortschritt.

Der Thon selbst war wie beseelt, seitdem sie dort gewesen, er formte sich in erhöhter Schönheit in den bekannten Zügen.

„Jetzt weiß ich, was Leben ist!“ jubelte er, „es ist Liebe! Es ist erhabene Hingebung in das herrliche, entzückende Aufgehen im Schönen! Das, was die Freunde Leben und Genuß nennen, ist vergängliches Wesen, sind Blasen in den gährenden Hefen, ist nicht der reine, himmlische Altarwein, der zum Leben weiht.

Der Marmorblock ward aufgestellt, der Meisel schlug große Stücke von ihm ab; da wurde gemessen, Punkte und Zeichen gemacht, das Handwerksmäßige ausgeführt, bis nach und nach der Stein sich in Körper, in Schönheitsgestalt, in die Psyche verwandelte, schön und herrlich wie das Gottesbild in der Jungfrau. Der schwere Stein wurde schwebend, tanzend, luftigleicht, eine anmuthige Psyche mit dem himmlisch unschuldigen Lächeln, wie dieses sich im Herzen des jungen Bildhauers abgespiegelt hatte.

Der Stern des rosenfarbenen Morgens sah und begriff wohl, was sich in dem jungen Manne regte, begriff wohl die wechselnde Färbung seiner Wangen, den Blitz, der aus seinem Auge schoß, während er schaffte, während er Das wiedergab, was Gott gegeben hatte.

„Du bist ein Meister, wie jene der alten Griechen!“ sagten die entzückten Freunde. „Bald wird die ganze Welt deine Psyche bewundern!“

„Meine Psyche!“ wiederholte er. „Meine! Ja, sie muß es werden! Auch ich bin Künstler, wie jene großen Verblichenen es waren! Gott hat mir das Gnadengeschenk gewährt, mich hoch gehoben wie die Edelgeborene!“

Und er kniete nieder, weinte im Dankgebet zu Gott — und vergaß wiederum Gott ihretwegen, ihres Bildes in dem Marmor, der Psychegestalt wegen, die wie aus dem Schnee geformt dastand, in der Morgensonne erröthend.

In Wirklichkeit sollte er sie sehen, die Lebende, Schwebende, sie, deren Worte wie Musik klangen. In den reichen Palast konnte er nun die Nachricht bringen, daß die Marmorspyche vollendet sei. Er trat dort ein, schritt durch den offenen Hofraum, wo das Wasser von den Delphinen in die marmornen Bassins hinabplätscherte, wo die Callaen blühten und die frischen Rosen in reicher Fülle sproßten. Er trat in die große, hohe Vorhalle, deren Wände und Decken in Farben prangten mit Wappenzeichen und Bildern. Geputzte Diener, stolz und geziert, wie Schlittenpferde mit Schellen behangen, gingen hier auf und ab, einige streckten sich auch gemächlich und übermüthig auf den geschnitzten Holzbänken aus, als wären sie die Herren des Hauses. Er sagte ihnen, was ihn in den Palast geführt habe, und wurde darauf die blanken marmornen, mit weichen Teppichen belegten Treppen hinaufgeführt. Zu beiden Seiten standen Statuen, er schritt durch reich ausgeschmückte Zimmer

mit Bildern und glänzenden Mosaikfußböden. Alle diese Pracht und Glanz machte ihm den Athem schwer, aber bald fühlte er sich wieder leicht; der alte fürstliche Herr empfing ihn gar freundlich, fast herzlich, und als er sich von ihm verabschiedete, wurde er gebeten, bei der Signora einzutreten, auch sie wünsche ihn zu sehen. Der Diener führte ihn durch prachtvolle Zimmer und Säle in ihre Zimmer, wo sie selbst die Pracht und Herrlichkeit war.

Sie sprach zu ihm; keine Miserere, kein Kirchengesang hätte das Herz schmelzen, die Seele erheben können wie ihre Rede. Er ergriff ihre Hand, drückte sie an seine Lippen; keine Rose war so weich, aber es ging ein Feuer von dieser Rose aus, ein Feuer, ein erhebendes Gefühl durchströmte ihn; es flossen Worte von seiner Zunge, er wußte selbst nicht welche; weiß der Krater, daß er glühende Lava wirft? Er gestand ihr seine Liebe. Sie stand überrascht, beleidigt, stolz da, mit einem Hohn in ihren Mienen, ja mit einem Ausdruck, als habe sie plötzlich einen nassen, kalten Frosch berührt; ihre Wangen rötheten sich, ihre Lippen wurden blaß; ihre Augen waren Feuer, und doch schwarz wie die Finsterniß der Nacht.

„Wahnsinniger!“ sprach sie, „Fort! Hinab!“ Und sie kehrte ihm den Rücken. Das Antlitz der Schönheit hatte einen Ausdruck, ähnlich jenem versteinerten Antlitz mit den Schlangenhaaren.

Einem sinkenden, leblosen Gegenstande gleich wankte er die Treppen hinab, auf die Straße hinaus;

wie ein Schlaftrunkener erreichte er seine Wohnung und erwachte in Raserei und Schmerz, ergriff seinen Hammer, hob ihn hoch in der Luft, und wollte das schöne Marmorbild zermalmen; allein in seinem Zustande hatte er nicht bemerkt, daß der Freund Angelo neben ihm stand; dieser hielt mit einem kräftigen Griff seinen Arm zurück.

„Bist Du rasend! Was beginnst Du!“

Sie rangen mit einander; Angelo war der stärkere, und ermattet, mit tiefem Athemzug warf der junge Künstler sich auf einen Stuhl nieder.

„Was ist geschehen?“ frug Angelo. „So fasse Dich doch! Sprich!“

Doch was konnte er reden? Was konnte er sagen? Und da Angelo den Redeknäuel nicht zu entwirren vermochte, stand er davon ab.

„Dickes Blut bekommst Du bei dieser ewigen Träumerei! Sei doch ein Mensch, wie wir Anderen es sind, lebe nicht immerfort in Idealen, man schnappt über dabei! Ein Weinräuschchen und Du schläfst glücklich ein! Laß ein schönes Mädchen Deinen Arzt sein! Das Mädchen der Campagna ist schön wie die Prinzessin im Marmorschlosse; beide sind Evatöchter und im Paradiese nicht zu unterscheiden! Folge Du Deinem Angelo! Dein Engel bin ich, ein Engel des Lebens! Die Zeit wird kommen, wo Du alt bist und der Körper zusammensinken wird, und dann, an einem schönen sonnigen Tage, wenn Alles lacht und jubelt, liegst Du da,

ein welker Halm, der nicht mehr wächst! Ich glaube nicht, was die Priester sagen von einem Leben jenseit des Grabes, das ist eine schöne Einbildung, ein Märchen für Kinder, ganz hübsch, wenn man es sich eben einbilden kann; — ich lebe aber nicht in Einbildungen, sondern in der Wirklichkeit! Komm mit mir! Sei Mensch!"

Und er zog ihn mit sich, er konnte es in diesem Augenblicke; Feuer sprühte im Blute des jungen Künstlers, in seiner Seele war eine Veränderung vorgegangen, er fühlte einen Drang, sich loszureißen von dem Alten, dem Gewohnten, sich aus seinem eigenen alten Ich herauszureißen, und heute folgte er Angelo.

In einer entlegenen Gegend von Rom lag eine von Künstlern besuchte Osteria, in die Ruine einer alten Badekammer hineingebaut; die großen gelben Citronen hingen zwischen dem dunkeln glänzenden Laub und verdeckten einen Theil der alten rothgelben Mauern; die Osteria war eine tiefe Wölbung, fast einer Höhle gleich in die Ruine hinein; drinnen flammte eine Lampe vor dem Madonnabilde; ein großes Feuer loderte auf dem Heerde, hier wurde gekocht und gebraten; draußen, unter Citronen- und Lorbeerbäumen standen einige gedeckte Tische.

Beide wurden von den Freunden mit Jubel empfangen. Wenig aß man, viel trank man, das erhöhte die Fröhlichkeit; es wurde gesungen, Guitarre gespielt; der Saltarello erklang und der lustige Tanz begann. Zwei junge Römerinnen, Modelle der jungen

Künstler, nahmen Theil an dem Tanze und an der Fröhlichkeit; zwei allerliebste Bacchantinnen! Freilich keine Psychegestalten, keine feinen, schönen Rosen, sondern frische, kräftige glühende Nelken.

Wie war es an diesem Tage heiß, selbst nach Sonnenuntergange war es heiß; Feuer im Blute, Feuer in der Luft, Feuer in jedem Blicke. Die Luft leuchtete in Gold und Rosen, das Leben war Gold und Rosen.

„Endlich bist Du 'mal dabei! Laß Dich nur tragen von den Fluthen um Dich und in Dir!"

„Noch nie war ich so gesund, so fröhlich!" sagte der junge Künstler. „Du hast Recht, Ihr habt Alle Recht, ich war ein Narr, ein Träumer, der Mensch gehört in die Wirklichkeit und nicht in die Phantasie!"

Mit Gesang und klingenden Guitarren zogen die jungen Leute an dem sternenhellen Abend von der Osteria durch die kleinen Gassen; die beiden glühenden Nelken, Töchter der Campagna, zogen mit ihnen.

In Angelo's Zimmer, zwischen umhergestreuten Farbenskizzen, hingeworfenen Foglietten und glühenden, üppigen Bildern, klangen die Stimmen gedämpfter, aber nicht weniger lebhaft; auf dem Fußboden lag manches Blatt, gar ähnlich den Töchtern der Campagna in wechselnder, kräftiger Schönheit, und doch waren diese selbst weit schöner. Die sechsarmige Lampe ließ alle ihre Dochte flammen und leuchten; und vom Innern flammte und leuchtete die Menschengestalt als Gottheit heraus.

„Apollo! Jupiter! In Euren Himmel, in Eure Herrlichkeit werd' ich hinaufgehoben! Mir ist, als schlüge die Blüthe des Lebens in diesem Augenblick aus in meinem Herzen!"

Ja, sie schlug aus, — knickte, fiel, und ein häßlicher Dunst wirbelte heraus, blendete das Gesicht, betäubte den Gedanken; — das Feuerwerk der Sinne erlosch, und es ward finster.

Er befand sich wieder in seinem eigenen Zimmer; hier setzte er sich auf sein Bett und sammelte sich. „Pfui!" klang es aus seinem eigenen Mund, aus seinem Herzensgrund. „Elender! Fort! Hinab!" — Und ein tiefer, schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Fort! Hinab!" diese ihre Worte, die Worte der lebendigen Psyche klangen in seinem Innern, tönten von seinen Lippen. Er drückte seinen Kopf in die Kissen, der Gedanke wurde unklar, er schlief ein.

In der Morgendämmerung fuhr er auf, sammelte sich aufs Neue. Was war geschehen? hatte er das Alles geträumt? Ihren Besuch geträumt, den Besuch in der Osteria, den Abend mit den purpurnen Nelken der Campagna geträumt? — Nein, Alles war Wirklichkeit, die ihm früher unbekannt gewesen,

In der purpurnen Luft strahlte der klare Stern, der Strahl fiel auf ihn und die Marmorpsyche; er selbst zitterte, indem er das Bild der Unvergänglichkeit betrachtete, unrein schien ihm sein Blick. Er warf

das Tuch über die Statue, noch einmal berührte er dasselbe, um die Gestalt zu entschleiern, allein er vermochte es nicht, sein Werk zu betrachten.

Still, finster, in sich selbst versunken blieb er sitzen den langen Tag, er vernahm nichts von dem, was sich draußen bewegte, Niemand wußte, was sich drinnen, in dieser Menschenbrust bewegte.

Tage, Wochen vergingen; die Nächte waren die längsten. Der blitzende Stern sah ihn eines Morgens blaß, fieberzitternd, sich vom Lager erheben, auf das Marmorbild hinschreiten, die Hülle desselben zurückschlagen, einen langen schmerzlichen Blick auf sein Werk werfen, und dann, fast unter der Last erliegend, die Statue in den Garten hinausschleppen. Dort befand sich ein alter ausgetrockneter Brunnen, jetzt eher ein Loch, in dieses senkte er die Psyche hinab, warf Erde über sie, deckte Reißig und Nesseln über die Stätte.

„Fort! Hinab!" lautete die kurze Grabrede.

Der Stern gewahrte es aus der rosenrothen Luft, und sein Strahl zitterte in zwei großen Thränen auf den todtenblassen Wangen des jungen Mannes, des Fiebernden, — des Todtkranken, sagten sie, als er auf dem Siechbette lag.

Der Klosterbruder Ignatius besuchte ihn als Freund und Arzt, brachte ihm Trostesworte der Religion, sprach von dem Frieden und Glück der Kirche, von der Sünde der Menschen, von der Gnade und dem Frieden in Gott.

Und die Worte fielen gleich wärmenden Sonnenstrahlen auf gährenden Boden; der dampfte und entsandte Nebelwolken, Gedankenbilder, Bilder, die ihre Wirklichkeit hatten; und von diesen schwimmenden Inseln schaute er über das Menschenleben hin. Fehlgriffe, Täuschungen waren es, sie seien es auch ihm gewesen. Die Kunst sei eine Hexe, die uns in Eitelkeit, in irdische Gelüste hineintrüge. Falsch seien wir gegen uns selbst, gegen unsere Freunde, falsch gegen Gott. Die Schlange spreche immer in uns: „Iß und Du sollst werden wie Gott!"

Nun erst schien es ihm, als habe er sich selbst verstanden, den Weg zur Wahrheit und zum Frieden gefunden. In der Kirche sei das Licht und die Helle Gottes, in der Mönchszelle die Ruhe, durch welche der Menschenbaum in die Ewigkeit hineinwachsen könne.

Bruder Ignatius stärkte seinen Sinn, und der Entschluß ward fest in ihm. Ein Weltkind wurde ein Diener der Kirche, der junge Künstler entsagte der Welt, ging ins Kloster.

Liebevoll kamen ihm die Brüder entgegen und sonntagsfestlich war die Einweihung. Gott, schien es ihm, war in dem Sonnenschein der Kirche, strahlte in diesem von den heiligen Bildern und von dem glänzenden Kreuze. Und als er nun am Abend bei Sonnenuntergang in seiner kleinen Zelle stand und das Fenster öffnete, über das alte Rom hinaussah, über die zerstörten Tempel, das große, aber todte Colosseum, sah dieses Alles im Frühlingskleide, wenn

die Akazien blühten, das Immergrün frisch war, die Rosen überall hervorsproßten, Citronen und Orangen prangten, die Palmen fächelten, da fühlte er sich ergriffen und erfüllt, wie noch nie. Die offene stille Campagna dehnte sich aus nach den blauen schneebedeckten Bergen, diese schienen in die Luft gemalt zu sein; Alles verschmelzend, Frieden und Schönheit athmend, schwimmend, träumend, — ein Traum das Ganze!

Ja, ein Traum war die Welt hier, und der Traum waltet stundenlang und kann auf Stunden wiederkehren, aber das Klosterleben ist ein Leben von Jahren, langen und vielen.

Von innen kommt Vieles, was den Menschen unrein macht, das fand er bestätigt! Welche Flammen durchloderten ihn manchmal: Welche Quelle des Bösen, Das, was er nicht wollte, quoll immerfort! Er strafte seinen Leib, aber von Innen kam das Böse. Ein Theilchen des Geistes in ihm wand sich geschmeidig wie die Schlange um sich selbst und kroch mit seinem Gewissen unter den Mantel der Alliebe und tröstete: die Heiligen beten für uns, die Mutter betet für uns, Jesus selbst hat sein Blut für uns hingegeben. War es ein kindlich Gemüth oder der Jugend leichter Sinn, der ihn sich in die Gnade hingegeben, durch diese sich erhoben fühlen ließ, erhoben über Viele; denn er habe ja die Eitelkeit der Welt von sich gestoßen, er sei ja ein Sohn der Kirche.

Eines Tages, nach Verlauf vieler Jahre, begegnete ihm Angelo, der ihn erkannte.

„Mensch!“ rief Angelo; — „ja, Du bist es! Bist Du jetzt glücklich? — Du hast gesündigt gegen Gott und sein Gnadengeschenk von Dir geworfen, Deine Mission in dieser Welt verscherzt. Lies die Parabel von dem anvertrautem Pfunde! Der Meister, der sie erzählte, sprach die Wahrheit! Was hast Du gewonnen, was gefunden? Legst Du selbst Dir nicht ein Traumleben, legst Du Dir nicht eine Religion zurecht nach Deinem Kopfe, wie sie es wohl Alle thun? Wenn nun Alles ein Traum, eine Phantasie, nur schöne Gedanken wären!“

„Weiche von mir, Satan!“ sprach der Mönch, und verließ Angelo.

„Es giebt einen Teufel, einen persönlichen Teufel! heute sah ich ihn!“ sprach der Mönch vor sich hin. „Ich reichte ihm einst einen Finger, er nahm meine ganze Hand —! Nein!“ seufzte er, „in mir selbst ist das Böse, und in jenem Menschen ist das Böse, aber es beugt ihn nicht, er geht mit freier Stirn einher, genießt sein Wohlsein; — und ich hasche nach meinem Wohlsein in dem Troste der Religion —! Wenn sie nur ein Trost wäre? Wenn Alles hier, wie die Welt, die ich verließ, nur schöne Gedanken wären, Täuschung, wie die Schönheit der rothen Abendwolken, wie das wallende Blau der fernen Berge! In der Nähe sind sie anders! Ewigkeit, du bist wie der große unendliche, meeresstille Ocean, der

winkt und ruft, uns mit Ahnungen erfüllt, und steigen wir hinaus auf ihn, dann sinken wir, verschwinden, — sterben, — hören auf zu sein! — Täuschung! Fort! Hinab!"

Und ohne Thränen, in sich selbst versunken, saß er auf seinem harten Lager, kniete nieder — vor wem? Vor dem steinernen Kreuz, das in der Mauer saß? Nein, die Gewohnheit ließ den Körper diese Lage einnehmen.

Je tiefer er in sich selbst blickte, desto finsterer schien es ihm. „Nichts innen, nichts außen! Vergeudet dieses Leben!" Und dieser Gedankenschneeball rollte, wuchs, zermalmte ihn — wischte ihn aus.

„Niemand darf ich mich anvertrauen, zu Niemand von diesem nagenden Wurm hier innen sprechen! Mein Geheimniß ist mein Gefangner, lasse ich ihn entschlüpfen, bin ich der seine."

Und die Gotteskraft, die ihm innewohnte, litt und stritt.

„O Herr, mein Herr!" rief er in seiner Verzweiflung, „sei barmherzig, schenke mir den Glauben! — Dein Gnadengeschenk warf ich von mir, meine Mission in dieser Welt ließ ich unerfüllt! — Mir fehlte die Kraft, Du gabst sie mir nicht. Die Unsterblichkeit, die Psyche in meiner Brust, — fort, hinab! — begraben soll sie werden wie jene Psyche, mein bester Lebensstrahl! — nimmer ersteht sie aus dem Grabe!"

Der Stern in der rosenrothen Luft leuchtete;

der Stern, der gewiß verlöschen und vergehen, während die Seele leben und leuchten wird; sein zitternder Strahl fiel auf die weiße Wand, aber keine Schrift setzte er dorthin von der Herrlichkeit in Gott, von der Gnade, von der Allliebe, welche in der Brust des Gläubigen klingt.

„Die Psyche hier innen nimmer sterben! — Leben im Bewußtsein? Kann das Unerfaßliche geschehen? — Ja! ja! unerfaßlich ist mein Ich. Unerfaßlich Du, o Herr! Deine ganz Welt unerfaßlich; — ein Wunderwerk von Macht, Herrlichkeit — Liebe!“

Seine Augen leuchteten, seine Augen brachen. Der Klang der Kirchenglocken war der letzte Laut über ihm, dem Todten; und man senkte ihn in Erde, die von Jerusalem geholt und mit dem Staube von frommen Todten gemischt war.

Nach Jahren hob man das Skelet heraus, wie es mit den vor ihm gestorbenen Mönchen geschehen war, man bekleidete es mit einer braunen Kutte, gab ihm eine Perlenschnur in die Hand und stellte es in die Reihen anderer Menschengebeine, wie sie in den Grabgewölben des Klosters vorgefunden wurden. Und draußen schien die Sonne, drinnen dufteten die Räucherfässer, wurden die Messen gelesen.

Jahre vergingen.

Die Gebeine fielen auseinander, durcheinander; Todtenköpfe wurden aufgestellt, sie bildeten eine ganze äußere Mauer der Kirche; dort stand auch sein Kopf

in der sengenden Sonne, gar viele Todte waren dort, Niemand kannte jetzt die Namen derselben, auch seinen nicht. Und siehe, im Sonnenschein bewegte sich etwas Lebendiges in den beiden Augenhöhlen, was mochte das sein? eine bunte Eidechse sprang umher darin in dem hohlen Schädel, huschte aus und ein durch die leeren, großen Augenhöhlen. Die Eidechse war jetzt das Leben in dem Kopfe, in welchem einst die großen Gedanken, die hellen Träume, die Liebe zur Kunst und zum Herrlichen sich erhoben hatten, von wo heiße Thränen herabgerollt waren, und wo die Hoffnung auf Unsterblichkeit gelebt hatte. Die Eidechse sprang, verschwand; der Schädel zerbröckelte, ward Staub im Staube.

Es war Jahrhunderte später. Der helle Stern leuchtete unverändert, klar und groß wie Jahrtausende hindurch, die Luft leuchtete im Roth, frisch wie Rosen, purpurn wie Blut.

Dort wo einst eine enge Gasse mit Ueberresten eines Tempels, lag jetzt ein Nonnenkloster; in dem Garten des Klosters wurde ein Grab gegraben, eine junge Nonne war gestorben und sollte an diesem Morgen in die Erde gebettet werden. Der Spaten stieß gegen einen Stein an, der Stein leuchte blendend weiß, der weiße Marmor kam zum Vorschein, er rundete sich zu einer Schulter, die allmälig ganz hervortrat; der Spaten wurde nun vorsichtiger geführt; ein weiblicher Kopf kam zu Tage, — Schmetterlingsflügel. Aus dem Grabe, in welches die junge

Nonne gelegt werden sollte, hob man an dem rosenrothen, flammenden Morgen eine wunderherrliche Psychegestalt, gemeißelt in weißen Marmor, herauf. „Wie schön, wie vollendet ist sie, ein Kunstwerk aus der besten Zeit!" sagte man. Wer mochte der Meister sein? Niemand wußte es, Niemand kannte ihn als der helle, durch Jahrtausende leuchtende Stern; der kannte den Gang seines Erdenlebens, seine Prüfung, seine Schwäche, wußte, daß er eben nur ein Mensch gewesen!" — allein dieser war todt, verweht, wie der Staub es muß und soll, doch die Ausbeute seines besten Strebens, das Herrlichste, welches das Göttliche in ihm bekundete, die Psyche, die niemals stirbt, die den Nachruhm überstrahlt, der Glanz dieser Psyche hier auf Erden, selbst dieser blieb hier, wurde gesehen, erkannt, bewundert und geleitet.

Der klare Morgenstern in der rosenfarbenen Luft sandte seinen blitzenden Strahl hernieder auf die Psyche und auf die in Glückseligkeit lächelnden Lippen und Augen der Bewundrer, welche die Seele sahen, gemeiselt aus dem Marmorblock.

Was Irdisch ist, verweht, wird vergessen, und der Stern im Unendlichen weiß davon. Was Himmlisch ist, strahlt selbst im Nachruhm, und wenn der Nachruhm erlischt — lebt noch die Psyche!

## Die Schnecke und der Rosenstock.

Rings um den Garten zog sich eine Hecke von Haselbüschen außerhalb derselben war Feld und Wiese mit Kühen und Schaafen, aber mitten in dem Garten stand ein blühender Rosenstock; unter diesem saß eine Schnecke, die hatte Vieles in sich, sie hatte sich selbst.

„Warte nur bis meine Zeit kommt!“ sagte sie, „ich werde Mehr ausrichten, als Rosen ansetzen, Nüsse tragen oder Milch geben, wie Kühe und Schaafe!“

„Ich erwarte sehr viel von ihr!“ sagte der Rosenstock. „Darf ich fragen: wann wird es zum Vorschein kommen?“

„Ich lasse mir Zeit!“ sagte die Schnecke. „Sie haben nun solche Eile! Das spannt die Erwartungen nicht!“

Im darauf folgenden Jahre lag die Schnecke ungefähr auf derselben Stelle im Sonnenschein unter dem Rosenstock, der wieder Knospen trieb und Rosen entfaltete, immer frische, immer neue. Und die Schnecke

kroch halb aus ihrem Hause heraus, streckte die Fühlhörner aus, und zog sie wieder ein.

„Alles sieht aus wie im vorigen Jahre! Gar keinen Fortschritt; der Rosenstock bleibt bei den Rosen, weiter kommt er nicht!"

Der Sommer, der Herbst verstrich, der Rosenstock trug Rosen und Knospen bis der Schnee fiel, bis das Wetter rauh und naß wurde; der Rosenstock beugte sich zur Erde, die Schnecke kroch in die Erde.

Es begann ein neues Jahr; die Rosen kamen zum Vorschein, die Schnecke kam zum Vorschein.

„Sie sind jetzt ein alter Rosenstock!" sagte die Schnecke. „Sie müssen machen, daß Sie bald eingehen. Sie haben der Welt Alles gegeben, was Sie in sich gehabt haben, ob es von Belang war, das ist eine Frage, über die nachzudenken ich keine Zeit gehabt habe; so viel ist aber klar und deutlich, daß Sie nicht das Geringste für Ihre innere Entwicklung gethan haben, sonst wäre wohl etwas Anderes aus Ihnen hervorgegangen. Können Sie das verantworten? Sie werden jetzt bald ganz und gar nur Stock sein! Begreifen Sie, was ich sage?"

„Sie erschrecken mich!" sagte der Rosenstock. „Darüber habe ich noch nicht nachgedacht."

„Nein, Sie haben sich wohl überhaupt nie mit Denken abgegeben! Haben Sie sich jemals Rechenschaft gegeben, weshalb Sie blühten, und wie der

Hergang beim Blühen ist; wie und warum nicht anders!“

„Nein!“ sagte der Rosenstock. „Ich blühte in Freude, weil ich nicht anders konnte. Die Sonne schien und wärmte, die Luft erfrischte, ich trank den klaren Thau und den kräftigen Regen; ich athmete, ich lebte! Aus der Erde stieg eine Kraft in mich hinauf, von oben kam eine Kraft, ich vernahm ein immer neues, immer wachsendes Glück, und deshalb mußte ich immer blühen; das war mein Leben, ich konnte nicht anders!“

„Sie haben ein sehr gemächliches Leben geführt!“ sagte die Schnecke.

„Gewiß! Alles wurde mir gegeben!“ sagte der Rosenstock; „doch Ihnen wurde noch Mehr gegeben! Sie sind eine dieser denkenden, tiefsinnigen Naturen, Einer dieser Hochbegabten, welche die Welt in Erstaunen setzen werden!“

„Das fällt mir nicht im entferntesten ein!“ sagte die Schnecke. „Die Welt geht mich nichts an! Was habe ich mit der Welt zu schaffen? Ich habe genug mit mir selbst und genug in mir selbst!“

„Aber müssen wir Alle hier auf Erden nicht unser bestes Theil den Anderen geben, das darbringen, was wir eben vermögen? — Freilich, ich habe nur Rosen gegeben! — Doch Sie? Sie, die so reich begabt sind, was schenkten Sie der Welt? Was werden Sie geben?“

„Was ich gab? Was ich gebe? — Ich spucke

sie an! sie taugt nichts! sie geht mich nichts an. Setzen Sie Rosen an, meinetwegen, Sie können es nicht weiter bringen! Mag die Haselstaude Nüsse tragen, die Kühe und Schaafe Milch geben, die haben jedes ihr Publikum, ich habe das meine in mir selbst! Ich gehe in mich selbst hinein, und dort bleibe ich. Die Welt geht mich nichts an!"

Und damit begab die Schnecke sich in ihr Haus hinein, und verkittete dasselbe.

„Das ist recht traurig!" sagte der Rosenstock. „Ich kann mit dem besten Willen nicht hineinkriechen, ich muß immer heraus, immer Rosen ausschlagen. Die entblättern nun gar, verwehen im Winde! Doch ich sah wie eine Rose in das Gesangbuch der Hausfrau gelegt wurde, eine meiner Rosen bekam ein Plätzchen an dem Busen eines jungen schönen Mädchens, und eine ward geküßt von den Lippen eines Kindes in lebensfroher Freude. Das that mir so wohl, das war ein wahrer Segen. Das ist meine Erinnerung, mein Leben!"

Und der Rosenstock blühte in Unschuld, und die Schnecke lag und faulenzte in ihrem Hause. Die Welt ging sie nichts an.

Und Jahre verstrichen.

Die Schnecke war Erde in der Erde, der Rosenstock war Erde in der Erde; auch die Erinnerungsrose in dem Gesangbuch war verwelkt, — — aber im Garten blühten neue Rosenstöcke, im Garten

wuchsen neue Schnecken; sie krochen in ihre Häuser hinein, spuckten aus, — die Welt ging sie nichts an.

Ob wir die Geschichte wieder von vorne zu lesen anfangen? — Sie wird doch nicht anders.

## Der Schmetterling.

Der Schmetterling wollte eine Braut haben, und sich natürlicherweise unter den Blumen eine recht niedliche aussuchen. Zu dem Ende warf er einen musternden Blick über den ganzen Blumenflor und fand, daß jede Blume recht still und ehrsam auf ihrem Stengel saß, gerade wie es einer Jungfrau zu sitzen geziemt, wenn sie nicht verlobt ist; allein es waren gar viele da, und die Wahl drohte mühsam zu werden. Diese Mühe gefiel dem Schmetterling nicht und deshalb flog er auf Besuch zu dem Gänseblümchen. Dieses Blümlein nennen die Franzosen „Margarethe;“ sie wissen auch, daß Margarethe wahrsagen kann, und das thut sie, wenn die Liebesleute, wie es oft geschieht, ein Blättchen nach dem andern von ihr abpflücken, während sie an jedes eine Frage über den Geliebten stellen: „Vom Herzen? — Mit Schmerzen? — Liebt mich sehr? — Ein klein wenig? — Ganz und gar nicht?“ und dergleichen mehr. Jeder fragt in seiner Sprache. Der Schmetterling kam auch zu Margarethe, um zu fragen; er zupfte ihr aber nicht die Blätter aus, sondern er drückte

jedem Blatte einen Kuß auf, denn er meinte, man käme mit Güte besser fort.

„Beste Margarethe Gänseblümlein!“ sprach er zu ihr, „Sie sind die klügste Frau unter den Blumen, Sie können wahrsagen, — bitte, bitte, mir zu sagen, bekomme ich Die oder Die? welche wird meine Braut sein? — Wenn ich Das weiß, werde ich geraden Weges zu ihr hinfliegen und um sie anhalten.“

Allein Margarethe antwortete ihm nicht, sie ärgerte sich, daß er sie „Frau“ genannt habe, da sie doch noch eine Jungfrau sei — und das ist ein Unterschied! Er frug zum zweiten, zum dritten Male, und als sie stumm blieb, ihm kein einziges Wort entgegnete, so mochte er denn zuletzt auch nicht länger fragen, sondern flog davon und zwar direct auf die Brautwerbung.

Es war in den ersten Tagen des Frühjahrs, ringsum blühten Schneeglöckchen und Crocus. „Die sind sehr niedlich,“ dachte der Schmetterling, „allerliebste kleine Confirmanden, aber ein wenig zu sehr „Backfisch!“ — Er, wie alle junge Burschen, spähte nach älteren Mädchen aus.

Darauf flog er auf die Anemonen zu; diese waren ihm ein wenig zu bitter; die Veilchen ein wenig zu schwärmerisch; die Lindenblüthen zu klein und hatten eine zu große Verwandtschaft; die Apfelblüthen — ja, die sahen zwar aus wie Rosen, aber sie blühten heute, um morgen schon abzufallen; je nachdem der Wind bläs't: „die Ehe würde doch von

zu kurzer Dauer sein," meinte er. Die Erbsenblüthe war die, welche ihm am besten gefiel, roth und weiß war sie, auch zart und fein und gehörte zu den häuslichen Mädchen, die gut aussehen, und doch für die Küche taugen; er stand eben im Begriff, seinen Liebesantrag zu stellen — da erblickte er dicht neben ihr eine Schote, an deren Spitze eine welke Blüthe hing. „Wer ist die da?" frug er. „Es ist meine Schwester," antwortete die Erbsenblüthe.

„Ah, so! Sie werden später auch so aussehen?" fragte er, und flog davon, denn er hatte sich darob entsetzt.

Das Geisblatt hing blühend über den Zaun hinaus, da war die Hülle und Fülle derartiger Fräulein, lange Gesichter, gelber Teint, nein, die Art gefiel ihm nicht.

Aber welche liebte er denn?

Der Frühling verstrich, der Sommer ging zu Ende; es war Herbst; er aber war noch immer unschlüssig.

Und die Blumen erschienen nun in den prachtvollsten Gewändern, — doch vergeblich! — es fehlte ihnen der frische, duftende Jugendsinn. Duft aber begehrt das Herz, wenn es selbst nicht mehr jung ist, und hiervon gerade ist bitter wenig bei den Georginen und Klatschrosen zu finden. So wandte sich denn der Schmetterling der Krausemünze zu ebener Erde zu.

Diese hat nun gar keine Blüthe, sondern sie ist

ganz und gar Blüthe, duftet von unten bis oben, hat Blumenduft in jedem Blatt. „Die werde ich nehmen!“ sagte der Schmetterling.

Und nun hielt er um sie an.

Aber die Krausemünze stand steif und still da und hörte ihn an; endlich sagte sie: „Freundschaft, ja! Aber weiter nichts! Ich bin alt und Sie sind alt; wir können zwar sehr gut für einander leben, aber uns heirathen, — nein! Machen wir uns nicht zu Narren in unserm Alter!“

Und so kam es denn, daß der Schmetterling gar keine Frau bekam. Er hatte zu lange gewählt, und das soll man nicht! Der Schmetterling blieb ein Hagestolz, wie man es nennt.

Es war im Spätherbst, Regen und trübes Wetter. Der Wind blies kalt über den Rücken der alten Weidenbäume dahin, so, daß es in ihnen knackte. Es war kein Wetter, um im Sommeranzuge umherzufliegen; aber der Schmetterling flog auch nicht draußen umher; er war zufälligerweise unter Dach und Fach gerathen, wo Feuer im Ofen und es so recht sommerwarm war; er konnte schon leben; doch „leben ist nicht genug!“ sprach er. „Sonnenschein, Freiheit und ein kleines Blümchen muß man haben!“

Und er flog gegen die Fensterscheibe, wurde gesehen, bewundert und auf eine Nadel gesteckt und in dem Raritätenkasten aufbewahrt; mehr konnte man nicht für ihn thun.

„Jetzt setze ich mich auf einen Stengel wie die

Blumen!" sagte der Schmetterling, „so recht sehr angenehm ist das freilich nicht! So ungefähr wird es wohl sein, wenn man verheirathet ist, man sitzt fest!" — und damit tröstete er sich denn einigermaßen.

„Das ist ein schlechter Trost!" sagten die Topfgewächse im Zimmer.

„Aber," meinte der Schmetterling, diesen Topfgewächsen ist nicht zu trauen, sie gehen zu viel mit Menschen um!"

## Der silberne Schilling.

Es war einmal ein Schilling, blank ging er aus der Münze hervor, sprang und klang, „Hurrah! Jetzt geht's in die weite Welt hinaus!" — Und er kam freilich in die weite Welt hinaus.

Das Kind hielt ihn fest mit warmen Händen, der Geizige mit kalten, krampfhaften Händen; der Aeltere wendete und drehte ihn Gott weiß wie viel Male während die Jugend ihn gleich weiter rollen ließ. Der Schilling war von Silber, hatte sehr wenig Kupfer an sich, und befand sich bereits ein ganzes Jahr in der Welt, das heißt in dem Lande, in welchem er ausgemünzt worden war. Eines Tages aber ging er auf Reisen ins Ausland; er war die letzte Landesmünze in dem Geldbeutel, den sein reisender Herr bei sich führte, der Herr wußte selbst nicht, daß er den Schilling noch hatte, bis er ihm unter die Finger gerieth. „Hier hab' ich ja noch einen Schilling aus der Heimath!" sagte er, „der kann die Reise mitmachen!" und der Schilling klang und sprang vor Freude als er ihn wieder in den Beutel steckte. Hier lag er nun bei fremden, kommenden und gehenden Kameraden, einer machte dem andern Platz, aber

der Schilling aus der Heimath blieb immer im Beutel zurück; das war eine Auszeichnung.

Mehre Wochen waren schon verstrichen, und der Schilling war weit in die Welt hinaus gelangt, ohne daß er doch gerade wußte wo er sich befände; zwar erfuhr er von den anderen Münzen, daß sie französische und italienische seien, Eine sagte, sie seien jetzt in der Stadt, eine Andere, sie seien in der; allein der Schilling konnte sich doch keine Vorstellung von alledem machen, man sieht Nichts von der Welt, wenn man immer im Sacke steckt, und das war ja sein Loos. Doch eines Tages, wie er so da lag, bemerkte er, daß der Geldbeutel nicht zugemacht war, und also schlich er sich bis an die Oeffnung hervor, um ein wenig heraus zu schauen: das hätte er nun freilich nicht thun sollen; er war aber neugierig, und das rächt sich; — er glitt hinaus in die Hosentasche, und als Abends der Geldbeutel herausgenommen wurde, lag der Schilling noch da wo er hingerutscht war und kam mit den Kleidern auf den Vorsaal hinaus; dort fiel er sogleich auf den Fußboden; Niemand hörte das, Niemand sah das.

Am andern Morgen wurden die Kleider wieder in das Zimmer getragen, der Herr zog sie an, reiste weiter, und der Schilling blieb zurück, er wurde gefunden, sollte wieder Dienste thun, und ging mit drei anderen Münzen aus. „Es ist doch angenehm, sich in der Welt umzuschauen," dachte der Schilling, „andere Menschen, andere Sitten kennen zu lernen."

„Was ist das für ein Schilling!“ hieß es in demselben Augenblicke. „Das ist keine Landesmünze! Der ist falsch! Der taugt nichts!“

Ja, nun beginnt die Geschichte des Schillings, wie er sie später selbst erzählte.

„Falsch! Taugt nichts! — Es fuhr mir dieses durch und durch,“ erzählte der Schilling. „Ich wußte, ich sei von gutem Silber, gutem Klang, und habe ein echtes Gepräge. Die Leute mußten sich jedenfalls irren mich konnten sie nicht meinen, aber sie meinten mich doch! ich war derjenige, den sie falsch nannten, ich taugte nichts!“ — „„Den muß ich im Dunkeln ausgeben!““ sagte der Mann, der mich erhalten hatte, und ich wurde im Dunkeln ausgegeben und am hellen Tage wieder ausgeschimpft, — „falsch, taugt nichts! wir müssen machen, daß wir ihn los werden!“

Und der Schilling zitterte zwischen den Fingern der Leute jedesmal wenn er heimlich fortgeschafft werden und für Landesmünze gelten sollte. — „Ich elender Schilling! was hilft mir mein Silber, mein Werth, mein Gepräge, wenn das Alles keine Geltung hat. In den Augen der Welt ist man eben das, was die Welt von Einem hält! Es muß entsetzlich sein, ein böses Gewissen haben, sich auf bösen Wegen umherschleichen, wenn mir, der ich doch ganz unschuldig bin, schon so zu Muthe sein kann, weil ich blos das Aussehen habe!“ Jedes Mal, wenn man mich hervor suchte, schauderte ich vor den Augen, die mich ansehen würden, wußte ich doch, daß ich

zurückgestoßen, auf den Tisch hingeworfen werden würde, als sei ich Lug und Trug. Einmal kam ich zu einer alten, armen Frau, sie erhielt mich als Tagelohn für harte Arbeit, allein sie konnte mich nun gar nicht wieder los werden. Niemand wollte mich annehmen, ich war der Frau ein wahres Unglück. „Ich bin wahrhaftig gezwungen, Jemand mit dem Schilling anzuführen," sagte sie, „ich kann mit dem besten Willen einen falschen Schilling nicht aufheben: der reiche Bäcker soll ihn haben, er kann es am besten verschmerzen, — aber Unrecht ist es bei alledem doch, daß ich's thue!"

„Auch das Gewissen der Frau muß ich nun obendrein belasten!" seufzte es in dem Schilling. „Bin ich denn auf meine älteren Tage wirklich so verändert?"

Und die Frau begab sich zu dem reichen Bäcker, aber der kannte gar zu gut die gangbaren Schillinge, als daß er mich hätte behalten sollen, er warf mich der Frau gerade ins Gesicht, Brod bekam sie für mich nicht, und ich fühlte mich so recht von Herzen betrübt, daß ich solchergestalt zu Anderer Ungemach ausgemünzt sei, ich, der ich in meinen jungen Tagen freudig und sicher mir meines Werthes und echten Gepräges bewußt gewesen war! So recht traurig wurde ich, wie es ein armer Schilling werden kann, wenn Niemand ihn haben will. Die Frau nahm mich aber wieder mit nach Hause, sie betrachtete mich mit einem herzlichen, freundlichen Blick, und sagte: „Nein, ich will Niemand mit dir anführen! Ich

will ein Loch durch dich schlagen, damit Jedermann sehen kann, daß du ein falsches Ding bist — und doch — das fällt mir jetzt so ein, — du bist vielleicht gar ein Glücksschilling, — kommt mir doch der Gedanke so ganz von selbst, daß ich daran glauben muß! Ich werde ein Loch durch den Schilling schlagen und eine Schnur durch das Loch ziehen, und dem Kleinen der Nachbarsfrau den Schilling um den Hals als Glücksschilling hängen." Und sie schlug ein Loch durch mich; angenehm ist es freilich nicht, wenn ein Loch durch Einen geschlagen wird, allein wenn es in guter Absicht geschieht, läßt sich vieles ertragen! Eine Schnur wurde auch durchgezogen, ich wurde eine Art Medaillon zum Tragen, man hing mich um den Hals des kleinen Kindes, und das Kind lächelte mich an, küßte mich, und ich ruhte eine ganze Nacht an der warmen, unschuldigen Brust eines Kindes.

Als es Morgen ward, nahm die Mutter mich zwischen ihre Finger, sah mich an und hatte so ihre eigenen Gedanken dabei, das fühlte ich bald heraus. Sie suchte eine Scheere hervor und schnitt die Schnur durch.

„Glücksschilling!" sagte sie. „Ja, das werden wir jetzt erfahren!" Und sie legte mich in Essig, daß ich ganz grün wurde; darauf kittete sie das Loch zu, rieb mich ein wenig und ging nun in der Dämmerstunde zum Lotteriecollecteur, sich ein Loos zu kaufen, das Glück bringen sollte.

Wie war mir übel zu Muthe! Es zwickte in mir, als müßte ich zerknicken, ich wußte, daß ich falsch

genannt und hingeworfen werden würde, und zwar gerade vor die Menge von Schillingen und Münzen, die mit Inschrift und Gesicht da lagen, auf welche sie stolz sein konnten; aber ich entging der Schande, beim Collecteur waren viele Menschen, er hatte gar viel zu thun, und ich fuhr klingend in den Kasten unter die anderen Münzen; ob später das Loos gewann, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich schon am andern Morgen als ein falscher Schilling erkannt, bei Seite gelegt und ausgesandt wurde, um zu betrügen und immer zu betrügen. Es ist nicht auszuhalten, wenn man einen reellen Charakter hat, und den kann ich mir selber nicht absprechen.

Jahr und Tag ging ich in solcher Weise von Hand zu Hand, von Haus zu Haus, immer ausgeschimpft, immer ungern gesehen; Niemand traute mir, und ich traute mir selbst, traute der Welt nicht, das war eine schwere Zeit! Da langte eines Tags ein Reisender, ein Fremder an, bei dem wurde ich natürlicherweise angebracht, und er war treuherzig genug, mich für gangbare Münze anzunehmen; aber nun wollte er mich wieder ausgeben, und ich vernahm wieder die Ausrufe: „taugt nichts! falsch!"

„Ich habe ihn für gut erhalten," sagte der Mann, und betrachtete mich dabei recht genau; plötzlich lächelte sein ganzes Gesicht, das geschah sonst mit keinem Gesicht, wenn man mich besah. „Nein, was ist doch das!" sagte er. „Das ist ja eine unserer eigenen Landesmünzen, ein guter ehrlicher Schilling aus der

Heimath, durch den man ein Loch geschlagen, den man falsch nennt. Das ist in der That curios! Dich werde ich doch aufheben und mit nach Hause nehmen!"

Die Freude durchrieselte mich, man hieß mich einen guten, ehrlichen Schilling: und nach der Heimath sollte ich zurückkehren, wo Alle und Jede mich kennen und wissen würden, daß ich aus gutem Silber sei und echtes Gepräge habe. Ich hätte vor Freude, Funken schlagen können, aber es liegt nun einmal nicht in meiner Natur zu sprühen, das kann wohl der Stahl, nicht das Silber.

Ich wurde in feines, weißes Papier eingewickelt, damit ich nicht mit den andern Münzen verwechselt werden und abhanden kommen möchte, und bei festlichen Gelegenheiten, wenn Landsleute sich begegneten, wurde ich vorgezeigt und sehr gut von mir gesprochen, sie sagten, ich sei interessant: es ist freilich merkwürdig, daß man interessant sein kann, ohne ein einziges Wort zu sagen.

Und endlich langte ich in der Heimath an. All' meine Noth hatte ein Ende, die Freude kehrte wieder bei mir ein, war ich doch von gutem Silber, hatte das echte Gepräge! Und gar keine Widerwärtigkeiten hatte ich mehr auszustehen, obgleich man das Loch durch mich geschlagen, als falsch, doch das thut nichts, wenn man es nur nicht ist! Man muß ausharren, Alles gelangt mit der Zeit zu seinem Rechte! Das ist mein Glaube, sagte der Schilling.

---

Leipzig.
Druck von A. Th. Engelhardt.

# H. C. Andersen's

# Gesammelte Werke.

Vom

Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

Fünfundvierzigster Band.

---

## Neue Märchen und Geschichten.

Zweite Folge.


Leipzig,

Verlag von L. Wiedemann.

1866.

Neue

# Märchen und Geschichten.

Zweite Folge.

Von

H. C. Andersen.

Leipzig,

Verlag von L. Wiedemann.

1866.

# Inhalt.



**) Die beiden letzten Märchen sind zwar schon früher erschienen, jedoch in **dieser** Ausgabe noch nicht gedruckt und deshalb hier nachträglich beigefügt worden.

## Das Irrlicht ist in der Stadt, sagte die Moorfrau.

Es gab einen Mann, der einmal viele neue Märchen wußte, aber nun waren sie ihm entschlüpft, — so sagte er; das Märchen, das ganz von selbst seine Visite machte, kam nicht mehr und klopfte nicht mehr an seine Thür; und warum kam es nicht? Ja, es ist wahr genug, daß der Mann in Jahr und Tag nicht daran gedacht, nicht erwartet, daß es kommen und anklopfen sollte, und es wäre auch ohnehin sicher nicht da gewesen, denn draußen war Krieg und drinnen war Kummer und Noth, so der Krieg mit sich führt.

Der Storch und die Schwalbe kehrten von ihrer langen Reise zurück, sie dachten an keine Gefahr und als sie ankamen, war das Nest verbrannt, die Häuser der Menschen waren verbrannt, das Heck in Unordnung, ja gänzlich ein fort; die Rosse der Feinde stampften auf den alten Gräbern. Das waren harte, dunkle Zeiten; aber auch diese nahmen ein Ende.

Und nun waren sie zu Ende, — sagte man — aber noch klopfte kein Märchen an, oder ließ etwas von sich hören.

„Es wird wohl todt sein, oder weit fort mit vielen Andern!“ — sagte der Mann. Aber das Märchen stirbt niemals!

Und es ging über ein ganzes Jahr vorüber und er sehnte sich so sehr nach ihm.

„Ob doch das Märchen nicht wieder kommen und anklopfen sollte!“ Und er erinnerte sich seiner so lebendig, in allen den vielen Gestalten, in denen es zu ihm gekommen war, bald jung und anmuthig, wie der Frühling selbst, bald als reizendes junges Mädchen, mit einem Waldmeister-Kranz in den Haaren und Buchengrün in der Hand; ihre Augen schimmerten wie tiefe Waldseen im klaren Sonnenschein.

Bald war es auch als Tabulettkrämer gekommen, hatte den Kramkasten geöffnet und Silberband herausflattern lassen, mit Vers und Inschrift von alten Erinnerungen.

Am Allerreizendsten war es aber doch, wenn es als altes Mütterchen mit silberweißen Haaren kam, und mit so großen und so klugen Augen; die wußte so recht von den alterältesten Zeiten zu erzählen, noch lange vorher, ehe die Prinzessinnen auf der Goldspindel gesponnen, und Drachen und Lindwürmer außen vorgelegen und sie gehüthet. Da erzählte sie so lebendig, daß einem Jeden, der es anhörte, schwarze Flecken vor die Augen kamen und

der Fußboden schwarz von Menschenblut wurde; gräulich zu sehen und zu hören, und doch so unterhaltend, weil es so lange her war, seit es geschehen.

„Ob es nicht mehr anklopfen sollte!“ sagte der Mann, und starrte nach der Thür, so daß auch schwarze Flecke vor seine Augen, schwarze Flecke auf dem Fußboden kamen; er wußte nicht, ob es Blut war oder Trauerflor von den schweren, dunklen Tagen.

Und als er so saß, kam ihm der Gedanke, ob sich das Märchen nicht versteckt habe, gleichsam wie die Prinzessin in dem richtigen alten Märchen, — und er wollte es nun aufsuchen; ward es aufgefunden, da strahlte es wohl in neuer Herrlichkeit, reizender als jemals zuvor.

„Wer weiß! es hat sich vielleicht in dem hingeworfenen Strohhalm versteckt, der auf dem Brunnenrande schaukelt. Vorsichtig! Vorsichtig! Vielleicht hält es sich in einer gewissen Blume verborgen, die in einem der großen Bücher, auf dem Bücherbrete liegt.“

Und der Mann ging hin und öffnete eines von den allerneuesten Büchern, um Klarheit darüber zu bekommen; aber da lag keine Blume, da stand von Holger Danske zu lesen; und der Mann las, daß die Geschichte erfunden war und zusammengesetzt von einem Mönch in Frankreich, daß es ein Roman war und „übersetzt und gedruckt in dänischer

Sprache"; daß Holger Danske gar nicht gelebt und also auch gar nicht wiederkommen konnte, wie wir doch gesungen und es so gern geglaubt haben würden. Das war mit Holger Danske wie mit Wilhelm Tell, Alles nur Redensarten, nicht etwas, worauf man sich verlassen konnte, und doch steht es mit großer Gelehrsamkeit zusammen in einem Buche geschrieben.

„Ja, ich glaube nun, was ich glaube!" sagte der Mann, „es grünt kein Wegebreit da, wo kein Fuß getreten hat!"

Und er schloß das Buch, setzte es wieder an seinen Ort und ging zu den frischen Blumen am Fenster; da hatte sich das Märchen vielleicht in der rothen Tulpe mit den goldgelben Kanten versteckt, oder in der frischen Rose, oder in der leuchtenden Kamelie. Zwischen den Blättern lag der Sonnenschein, aber — kein Märchen.

Die Blumen, welche hier in der Zeit der Heimsuchung gestanden, waren alle viel schöner gewesen, aber sie wurden abgeschnitten, jede einzelne, in Kränze gebunden, in den Sarg gelegt und die Flagge darüber gebreitet. Vielleicht ist das Märchen mit den Blumen begraben! Aber die Blumen müßten darum gewußt haben, und der Sarg hätte es vernommen, jeder kleine Grashalm, der herausgeschossen, würde das erzählt haben. Das Märchen stirbt niemals!

Vielleicht ist es auch einmal hier gewesen und

hat angeklopft, aber wer hatte damals Ohren und Gedanken dafür! Man sah düster, schwermüthig, fast zornig nach dem Sonnenschein des Frühlings, nach seinem Vögelgezwitscher und alle dem erfreulichen Grün; ja die Junge konnte die alten volksfrischen Gesänge nicht ertragen, sie wurden in den Kasten gelegt, wie so Vieles, was unser Herz lieb gehabt. Das Märchen kann wohl angeklopft haben, aber es ist nicht gehört worden, man hat nicht „Willkommen" gesagt und so ist es dann fortgeblieben.

Ich will gehen und es aufsuchen. Da draußen auf dem Lande! Außen im Walde, an dem offenen Strande!

* * *

Draußen auf dem Lande liegt ein alter Herrenhof mit rothen Mauern, zackigem Giebel und wehender Flagge auf dem Thurm. Die Nachtigall singt unter den feingefranzten Buchenblättern, während sie die blühenden Apfelbäume des Gartens anschaut und glaubt, daß sie Rosen tragen. Hier haben es die Bienen in der Sommersonne sehr emsig und umschwärmen mit summendem Gesange ihre Königin. Der Herbst weiß von der wilden Jagd zu erzählen, von den Menschengeschlechtern und dem Laub des Waldes, das dahin fährt. Die wilden Schwäne singen um die Weihnachtszeit von dem offenen Wasser her, während man sich drinnen in dem alten Hofe

am Kaminfeuer gestimmt fühlt, Sänge und Sagen anzuhören.

Unten in dem alten Theil des Gartens, wo die große Allee von wilden Kastanien zur Einkehr lockt, ging der Mann, der das Märchen suchte; hier hatte der Wind ihm einmal etwas vorgesummt, von Waldemar Daa und seinen Töchtern. Die Dryade im Baum, welche die Märchen-Mutter selbst war, hatte ihm hier den Traum des alten Eichbaumes erzählt. Hier standen zur Zeit der Ahnen-Mutter beschnittene Hecken, nun wachsen nur Farrnkraut und Brennnessel; diese überziehen hingeschleuderte Reste von alten Steinfiguren; es wächst ihnen Moos in den Augen, aber sie können eben so gut sehen, wie vorher, und das konnte der Mann nicht, der das Märchen suchte, er sah das Märchen nicht. Wo war es?

Die Krähen flogen hundertweise über ihn fort und über die alten Bäume und schrieen: „Krah! da! Krah! da!“

Und er ging hinaus aus dem Garten und über den Grasplatz des Hofes, in den Erlenhain; da stand ein kleines sechseckiges Haus mit Hühnerhof und Entenhof. Mitten in der Stube saß die alte Frau, die das Ganze leitete und genau Bescheid wußte von jedem Ei, das gelegt wurde, von jedem Küchlein, das aus dem Ei herauskam; aber sie war das Märchen nicht, das der Mann suchte; das

konnte sie mit einem christlichen Tauf- und Impfungsattest, das in ihrer Kommode lag, beweisen.

Außerhalb, nicht weit vom Hause, ist ein Hügel mit Rothdorn und Goldregen; hier liegt ein alter Grabstein, der vor vielen Jahren von dem Kirchhofe der Provinzstadt hierher gekommen, eine Erinnerung an einen der geehrtesten Rathsherrn der Stadt; seine Hausfrau und seine fünf Töchter, alle mit gefalteten Händen und Halskrausen stehen, in Stein gehauen, um ihn herum. Man könnte sie so lange betrachten, daß es gleichsam auf die Gedanken wirkte und diese wiederum auf die Steine, so, — als erzählten sie von alten Zeiten; wenigstens war es dem Manne so ergangen, der das Märchen suchte.

Indem er nun näher kam, sah er einen lebendigen Schmetterling auf der Stirne des ausgehauenen Rathsherrn sitzen; er schlug mit den Flügeln, flog ein klein Stückchen weiter und setzte sich ermüdet wieder auf den Grabstein, um gleichsam zu zeigen, was da wuchs. Da wuchs vierblätteriger Klee, da standen ganze sieben Stück neben einander. Kommt das Glück, kommt es vollauf! Er pflückte den Klee und steckte ihn in die Tasche. Das Glück ist eben so gut, wie rothes Geld, aber ein neues, reizendes Märchen wäre doch noch besser, dachte der Mann, aber er fand es hier nicht.

Die Sonne ging unter, roth und groß; die Wiese dampfte, die Moorfrau braute.

* *
*

Es war Abend; er stand allein in seiner Stube und sah in das Meer hinaus, über die Wiese, über Moor und Strand; der Mond schien klar, es lag ein Nebel über der Wiese, als wäre sie ein großer See, und das soll auch hier einmal so gewesen sein, so geht die Sage, und im Mondenschein zeigt sich der Blick für Sagen.

Da dachte der Mann an das, was er in der Stadt gelesen, daß Wilhelm Tell und Holger Danske nicht gelebt haben, aber doch im Volksglauben leben, gleich wie der See da draußen, lebendiger Anblick für Sagen. Ja, Holger Danske kommt wieder!

Indem er so stand und dachte, schlug etwas ganz stark an's Fenster. War das ein Vogel? eine Fledermaus, oder eine Eule? Ja, die läßt man nicht herein, wenn sie auch klopfen. Das Fenster sprang von selber auf, eine alte Frau sah zu dem Manne herein.

„Was ist gefällig?" sagte er. „Wer ist sie? Gleich in die erste Etage sieht sie? Steht sie auf der Leiter?"

„Ihr habt ein vierblätteriges Kleeblatt in der Tasche," sagte sie, „ja ihr habt sieben solche, wovon das eine ein sechsblätteriges ist!"

„Wer ist sie?" fragte der Mann.

„Die Moorfrau!" sagte sie. „Die Moorfrau, welche braut; ich war dabei; der Zapfen saß in der Tonne, aber einer von den kleinen Moorjungen riß

in seinem Muthwillen den Zapfen heraus und kugelte ihn in den Hof hinauf, wo er gegen das Fenster schlug; nun läuft das Bier aus der Tonne und damit ist Keinem gedient."

„Sagt mir doch mehr!" sagte der Mann.

„Ja, wartet ein wenig!" sagte die Moorfrau, „jetzt habe ich noch etwas Anderes zu thun!" und dann war sie fort.

Der Mann wollte das Fenster schließen, als die Frau schon wieder da stand.

„Nun ist es gethan!" sagte sie, „aber ich kann das halbe Bier morgen umbrauen, wenn das Wetter darnach bleibt. Na, was habt ihr mich zu fragen? Ich kam wieder, denn ich halte immer mein Wort und ihr habt sieben vierblätterige Kleeblätter in der Tasche, wovon das eine ein sechsblätteriges ist; das giebt Respekt, das ist ein Ordenszeichen, das am Sandwege wächst, aber nicht Jedermann findet. Was habt ihr sonst noch zu fragen? Steht nur nicht da, wie ein lächerlicher Tip, ich muß gleich fort zu meinem Zapfen und meiner Tonne!"

Und der Mann fragte nach dem Märchen, fragte, ob die Moorfrau es auf ihrem Wege gesehen.

„I, du großes Gebräude," sagte die Frau, „Habt ihr noch nicht Märchen genug? Ich glaube wirklich, daß die Meisten genug haben. Hier sind andere Dinge in's Auge zu fassen, andere Dinge zu beobachten. Selbst die Kinder sind schon darüber hinweggekommen. Gieb den kleinen Knaben eine

Cigarre und den kleinen Mädchen eine neue Crinoline, das gefällt ihnen weit besser! Auf Märchen hören! Nein, hier ist wahrhaftig auf andere Dinge zu achten, sind wichtigere Sachen auszurichten!"

„Was meint sie damit?" sagte der Mann, „und was weiß sie von der Welt? sie sieht ja nur Frösche und Irrlichter!"

„Ja, nehmt ihr euch nur vor den Irrlichtern in Acht!" sagte die Frau, „die sind heraus, die sind losgelassen, davon müssen wir reden! Kommt zu mir in den Moor, wo meine Gegenwart nöthig ist; da will ich euch das Ganze sagen, aber beeilt euch ein wenig, während eure sieben vierblätterigen Kleeblätter mit dem einen Sechsblatt noch frisch sind und der Mond noch oben steht!"

Fort war die Moorfrau.

* * *

Es schlug zwölf vom Thurme und ehe noch der letzte Schlag verklungen, war der Mann hinaus in den Hof, hinaus in den Garten und stand auf der Wiese. Der Nebel hatte sich gelegt, die Moorfrau hielt inne mit Brauen.

„Es hat lange gedauert, bis ihr gekommen!" sagte die Moorfrau. „Hexenzeug kommt schneller vorwärts als Menschen, und ich bin froh, daß ich als Hexenzeug geboren!"

„Was hat sie mir nun zu sagen?" fragte der Mann. „Ist es ein Wort wegen des Märchens?"

„Könnt ihr denn niemals weiter kommen, als darnach zu fragen?" sagte die Frau.

„Könnt ihr denn vielleicht über Zukunfts-Poesien sprechen?" fragte der Mann.

„Werdet nur nicht hochtrabend!" sagte die Frau," so will ich euch schon antworten! Ihr denkt nur an Dichterei, fragt nur nach dem Märchen, als ob das gleichsam die Madame für das Ganze wäre! Es ist sicher das Aelteste, aber geht immer dem Jüngsten voran. Ich kenne es wohl! ich bin auch jung gewesen, und das ist keine Kinderkrankheit. Ich bin einmal ein ganz nettes Elfen-Mägdlein gewesen und habe mit den Andern im Mondenschein getanzt, habe auf die Nachtigall gehört, bin in den Wald gegangen und dem Märchen-Fräulein begegnet, das immer draußen umherlaufend zu finden war. Bald nahm es sein Nachtlager in einer halb aufgesprungenen Tulpe, oder in einer Wiesenblume; bald schlüpfte es in die Kirche und hüllte sich in den Trauerflor, der von den Altarlichtern herabhing!"

„Sie weiß prächtig Bescheid!" sagte der Mann.

„Ich sollte doch allenfalls eben so viel wissen, als ihr selber!" sagte die Moorfrau.

„Märchen und Poesie, ja, — das sind zwei Ellen von einem Stücke: die können gehen und sich hinlegen, wo sie wollen. Ihr ganzes Werk und all

ihr Gerede kann man noch brauen und besser und billiger haben. Ihr sollt es von mir für „Nichts“ bekommen. Ich habe einen ganzen Schrank voll Poesie in Flaschen. Das sind Essenzen, — das ist das Feine davon; Kräuter, — Beides, süße und bittre. Ich habe Alles, was Menschen von Poesie bedürfen, auf Flaschen, um an Festtagen ein wenig aufs Schnupftuch zu nehmen — zum riechen!“

„Das sind ganz wunderliche Dinge, die sie erzählt,“ sagte der Mann. „Hat sie Poesie auf Flaschen?“

„Mehr als ihr verlangen könnt!“ sagte die Frau. „Ihr kennt wohl die Geschichte von dem Mädchen, das auf das Brot trat, um ihre neuen Schuhe nicht zu beschmutzen? Das ist geschrieben und gedruckt — Beides!“

„Die habe ich selbst erzählt,“ sagte der Mann.

„Ja so, da kennt ihr sie auch, und wißt auch, daß das Mädchen gleich in die Erde sank, zu der Moorfrau, grade als des Teufels Großmutter ihr eine Visite machte, um die Brauerei zu besehen. Sie sah das Mädchen, welches herabsank und erbat es sich zum Postament, als eine Erinnerung ihres Besuches, und sie bekam es; und ich bekam ein Geschenk, wovon ich keinen Nutzen habe, — eine Reise-Apotheke — einen ganzen Schrank voll Poesien in Flaschen. Die Großmutter sagte, wo der Schrank stehen solle und da steht er noch. Seht einmal! Ihr habt ja eure sieben Vierblätter in der Tasche,

wovon das eine ein Sechsblatt ist, so werdet ihr es wohl sehen können!"

Und wirklich, mitten im Moor lag gleichsam ein großer Erlen-Knorren und das war der Großmutter ihr Schrank. Der wäre offen vor der Moorfrau und vor einem Jeden in allen Landen und zu allen Zeiten, — sagte sie, — wenn sie nur wüßten, wo der Schrank stehe. Der war von vorne und von rückwärts zu öffnen, auf allen Seiten und Kanten, ein ganzes Kunststück und sah doch nur aus, wie ein alter Erlen-Knorren. Die Poeten aller Länder, besonders unseres eigenen Landes, waren hier zurecht gemacht; der Geist von ihnen war ausspeculirt, recensirt, renovirt, concentrirt und auf Flaschen gezogen. Mit großem Instinkt, wie man das nennt, wenn man nicht Genie sagen will, hatte die Großmutter die Natur genommen, welche gleichsam nach diesem oder jenem Poeten schmeckte, ein wenig Teufelei hinzugethan, und so hatte sie die Poesie in Flaschen für die ganze Zukunft.

„Lasse sie mich einmal sehen!" sagte der Mann.

„Ja, aber da sind wichtigere Dinge anzuhören!" sagte die Moorfrau.

„Aber nun sind wir bei dem Schranke!" sagte der Mann und sah hinein. „Hier sind Flaschen von allen Größen. Was ist da in der? Und was in dieser?"

„Hier ist das, was sie Maiduft nennen!" sagte die Frau, ich habe das nicht geprüft, aber

ich weiß, daß, wenn man nur davon eine kleine Neige auf den Boden gießt, sofort ein prächtiger Landsee mit Wasserlilien, Brautlichtern und wilden Krausemünzen dasteht. Man gießt nur zwei Tropfen auf ein altes Stil-Uebungsbuch, selbst von der niedrigsten Klasse, so wird das Buch eine ganze Duft-Komödie, welche man sehr gut aufführen und auch darüber in den Schlaf fallen kann — so stark duftet es. Es soll wohl eine Höflichkeit gegen mich sein, daß auf der Flasche geschrieben steht: „Gebräude der Moorfrau.‘“

„Hier steht die Skandal-Flasche. Diese sieht aus, als wäre nur schmutziges Wasser darin, und es ist schmutziges Wasser, aber mit Brausepulver von Stadtklatsch; drei Loth Lügen und zwei Gran Wahrheit, mit einem Birkenzweige umgerühret, einem Stück von der Ruthe des Schulmeisters, oder lieber gleich aus dem Besen gezogen, der den Rinnstein gefegt!“

„Hier steht die Flasche mit der frommen Poesie im Psalmenton. Jeder Tropfen hat Klang, wie das Kreischen der Pforten der Hölle, und ist aus dem Blut und Schweiß der Strafen bereitet; einige sagen, daß es nur Taubengalle ist; aber die Tauben sind die frömmsten Thiere, die haben keine Galle; so sagen die Leute, die keine Naturgeschichte kennen.“

Hier stand auch die Flasche für alle Flaschen; diese breitete sich im halben Schranke aus: die Flasche mit Alltags-Geschichten; diese war mit

Schweinsleder und Schweinsblase zugebunden, denn sie konnte es nicht vertragen, das Geringste von ihrer Kraft zu verlieren. Hier konnte jede Nation ihre eigene Suppe bekommen, je nachdem man die Flasche umwandte oder drehte. Hier war alte deutsche Blutsuppe mit Räuberklößen, auch dünne Hausmannssuppe mit wirklichen Geheime-Räthen, die wie Wurzeln darin lagen, und drüber hin obenauf schwammen philosophische Fettaugen. Da war englische Gouvernanten-Suppe und die französische Potage à la Kock mit Hühnerknochen und Sperlingseiern, auf dänisch Cancan-Suppe genannt; aber die beste Suppe war die Kopenhagensche. Das sagten die Familien.

Hier stand die Tragödie in der Champagnerflasche, die konnte knallen, und das soll sie. Das Lustspiel sah wie feiner Sand aus, um ihn den Leuten in die Augen zu streuen, das heißt, das feinere Lustspiel; das gröbere war auch in der Flasche, bestand aber nur aus Zukunfts-Plakaten, wobei der Name des Stückes das Kräftigste war. Da waren ausgezeichnete Komödiennamen, als: „Darfst Du das Werk bespeien?“ „Das süße Aesen“, und „Er ist spritzenvoll!“

Der Mann fiel dabei ganz in Gedanken, aber die Moorfrau dachte weiter, sie wollte ein Ende haben.

„Nun habt Ihr wohl genug in der Kramkiste gesehen!“ sagte sie, „nun wißt Ihr was da ist; aber

das Wichtigere, welches Ihr wissen solltet, das wißt Ihr noch nicht. Das Irrlicht ist in der Stadt! Das hat mehr zu bedeuten, als Poesie und Märchen. Ich sollte jetzt den Mund halten, aber das muß eine Nothwendigkeit, ein Schicksal, Etwas sein, das mir in der Kehle sitzt, und — es muß heraus. Das Irrlicht ist in der Stadt! Es ist losgelassen! Nehmt euch in Acht, ihr Menschen!"

„Davon verstehe ich kein einziges Wort," sagte der Mann.

„Seid so gut und setzt euch auf den Schrank," sagte sie, „aber fallt nicht hinein und zerschlagt mir die Flaschen; Ihr wißt, was darin ist. Ich muß die große Begebenheit erzählen, sie ist nicht älter, als von vorgestern; sie ist nicht früher geschehen. Diese hat nun dreihundert und dreiundsechzig Tage herum zu laufen. Ihr wißt wohl, wie viel Tage das Jahr hat?"

* * *

Und die Moorfrau erzählte:

„Hier war gestern große Bewegung, hier draußen im Sumpf! Hier war Kindtaufsschmaus! Hier war ein kleiner Irrwisch geboren, ja hier wurden zwölf auf einmal geboren, denen es erlaubt ist, wenn sie wollen, daß sie unter die Menschen treten können und sich so betragen und auch unter ihnen befehlen, ganz eben so, als wenn sie geborene Menschen

wären. Das ist eine große Begebenheit im Sumpf, und darum tanzten, wie kleine Lichter über Moor und Wiese hin, alle Irrlichter und Irrlichter-Frauen; da sind auch welche dabei vom Hundegeschlecht, aber es ist nicht der Mühe werth, von ihnen zu reden. Ich saß dort auf dem Schranke und hatte alle zwölf kleinen, neugeborenen Irrwische auf meinem Schooße; sie leuchteten wie Sanct Johanniswürmchen; sie fingen schon an zu hüpfen und nahmen jede Minute an Größe zu, so, daß noch ehe eine Viertelstunde um war, ein jedes von ihnen eben so groß aussah, wie ihr Vater oder ihr Onkel. Nun ist es eine alte angeborene Erlaubniß und Begünstigung, daß, wenn der Mond gerade so wie gestern steht und der Wind gerade so wie gestern bläst, daß es dann allen Irrlichtern gegeben und vergönnt ist — das heißt, denen, welche zu der Zeit und in der Minute geboren sind, — Menschen werden zu können, und jedem von ihnen, ein ganzes Jahr hindurch rund umher ihre Macht auszuüben."

„Das Irrlicht kann im Lande herum und auch durch die Welt laufen, wenn es nur nicht bange ist, in den See zu fallen, oder von einem schweren Sturm ausgeblasen zu werden. Es kann in einen Menschen fahren, für ihn sprechen und alle Bewegungen machen, die es will. Der Irrwisch kann eine Gestalt annehmen, welche er will, Mann oder Frau, und kann in ihrem Geiste aber mit ihrem ganzen Aeußeren so handeln, daß es nur darauf

hinauskommt, was er will; aber er muß in einem Jahre dreihundert fünf und sechzig Menschen auf schlechte Wege — und das in großartigem Stil — zu führen verstehen, von dem Wahren und dem Richtigen weg, dann erreicht er das Höchste, und ein Irrwisch kann es dahin bringen, ein Läufer vor des Teufels Staatskutsche zu werden, glühende brandgelbe Kleider zu tragen und Flammen aus dem Halse zu speien. Darnach kann sich ein einfacher Irrwisch den Mund lecken. Aber es ist auch Gefahr dabei und große Beschwerde für einen Irrwisch, der eine Rolle zu spielen gedenkt. Gehen dem Menschen die Augen auf, wer er ist, und kann er ihn dann wegblasen, so ist es aus mit ihm und er muß in den Sumpf zurück; und wenn der Irrwisch, noch ehe das Jahr um ist, von Sehnsucht nach seiner Familie ergriffen, zu ihr zu kommen wünscht und so sich selber aufgiebt, ist es auch aus, er kann nicht länger klar brennen, erlischt bald und kann nicht wieder angezündet werden; und wenn das Jahr um ist und er hat noch nicht dreihundert und fünf und sechzig Menschen von der Wahrheit und von Allem, was gut und herrlich ist, fortgeführt, so ist er verurtheilt, in faulem Holz zu liegen und nach außen hin zu leuchten, ohne sich rühren zu können, und das ist die fürchterlichste Strafe für einen lebhaften Irrwisch.

Alles das wußte ich und Alles das sagte ich den zwölf kleinen Irrlichtern, die ich auf meinem

Schooße hatte und die wie verrückt vor Freude waren.

Ich sagte ihnen, daß es das Sicherste und das Bequemste wäre, die Ehre aufzugeben und gar Nichts zu thun; das wollten aber die jungen Flammen nicht und sahen sich schon in glühenden brandgelben Gewändern, mit Feuer aus dem Halse.

„Bleibt bei uns," sagten einige von den Aelteren.

„Treibt Spiel mit den Menschen," sagten die Anderen.

„Die Menschen trocknen unsere Wiesen aus, sie drainiren! Was soll für unsere Nachkommen daraus werden?"

„Wir wollen flammen, — wir — flammen, flammen!" sagten die neugeborenen Irrlichter, und so war es abgemacht.

Jetzt war sofort Minutenball; kürzer konnte er nicht sein! Die Elfenmägdlein schwangen sich drei Mal herum mit alle den Anderen, um nicht hochmüthig zu erscheinen; übrigens tanzen sie am liebsten mit sich selber.

Nun ward Gevattergabe gegeben: „Geschenke zugeworfen." Diese flogen wie Kieselsteine über das Meerwasser hin. Jedes der Elfenmägdlein gab ein Stückchen von ihrem Schleier. „Nimm das!" sagten sie, „dann weißt Du gleich den höheren Tanz, die schwierigsten Wendungen und Schwingungen, das heißt, wenn es nöthig ist; Du bekommst die

rechte Haltung und kannst Dich in den aufgeblähtesten Gesellschaften zeigen."

Der Nachtrabe lehrte jeden der jungen Irrlichter zu sagen: „Bra', bra', brav!" und es an der rechten Stelle zu sagen, und das ist eine große Gabe, die sich selber belohnt.

Die Eule und der Storch, — aber das war nicht der Rede werth, davon zu sprechen, sagten sie, — und so sprechen wir auch nicht weiter davon.

König Waldemar's wilde Jagd fuhr gerade über das Moor dahin, und als die Herrschaften von der Feierlichkeit hörten, sandten sie ein Paar feine Hunde, die mit der Fahrt des Windes jagen, zum Geschenk, und diese können wohl eines oder drei Irrlichter tragen. Auch zwei alte Alpe, die sich mit dem Alpdrücken beschäftigen, waren mit bei dem Gastmahl; von ihnen lernten sie gleich die Kunst, durch jedes Schlüsselloch zu schlüpfen, so, als wenn alle Thüren vor ihnen offen ständen. Sie erboten sich, die jungen Irrlichter zur Stadt zu führen, wo sie gut Bescheid wußten. Sie reiten gewöhnlich durch die Luft, und zwar auf ihren eigenen langen, in einen Knoten geschürzten Nackenhaaren, um hart zu sitzen, aber nun setzten sie sich querüber auf die wilden Jagdhunde, nahmen die jungen Irrlichter auf ihren Schooß, welche in die Stadt sollten, um die Menschen zu verwirren und zu verleiten, — husch! waren sie fort. Das war Alles mit einander gestern Nacht. Nun sind die Irrlichter

in der Stadt, nun haben sie die Sache angegriffen, aber wie und wo, — ja, sagt mir das! Ich habe einen Wetterfaden durch meinen großen Zeh, der sagt mir immer Etwas!"

„Das ist ein ganzes Märchen!" sagte der Mann.

„Ja, aber es ist nur der Anfang davon," sagte die Frau. „Könnt Ihr mir erzählen, wie die Irrlichter sich hintummeln und wie sie sich benehmen, in welchen Gestalten sie früher aufgetreten sind und die Menschen auf schlechte Wege geführt haben?"

„Ich glaube wohl," sagte der Mann, „daß man einen ganzen Roman von den Irrlichtern erzählen könnte, ganze zwölf Theile, von jedem Irrlicht einen, oder vielleicht noch besser, eine ganze Volks-Komödie."

„Die solltet Ihr schreiben," sagte die Frau, oder besser, es lieber sein lassen!"

„Ja, das ist bequemer und angenehmer!" sagte der Mann, so entwischen wir den Zeitungen und werden dort nicht angebunden, und das ist doch eben so unbequem, als für einen Irrwisch in faulem Holz zu liegen, zu leuchten und keinen Muck sagen zu dürfen."

„Mir ist das ganz gleichgültig!" sagte die Frau, „aber laßt lieber die Andern schreiben, die, welche es können, und die, welche es nicht können. Ich gebe Euch von meiner Tonne einen alten Zapfen, der öffnet den Schrank mit der Poesie auf Flaschen, und daraus könnt Ihr bekommen, was Euch noch

fehlt. Aber Ihr, mein lieber Mann, scheint mir Eure Finger genugsam mit Dinte befleckt zu haben und müßt zu dem Alter und der Sättigung gekommen sein, nicht jedes Jahr nach Märchen herum zu laufen, da hier jetzt weit wichtigere Dinge zu thun sind. Ihr habt doch wohl verstanden, was im Werke ist?"

„Das Irrlicht ist in der Stadt," sagte der Mann, „ich habe es gehört, ich habe es verstanden! Aber, was meint Sie, daß ich thun soll? Ich würde ja durchgeprügelt, wollte ich es sehen und den Leuten sagen: Seht einmal, da geht ein Irrwisch in ehrenvollem Gewande —!"

„Sie gehen auch in Hemden," sagte die Frau. „Der Irrwisch kann alle Gestalten annehmen und an jedem Orte auftreten. Er geht in die Kirche, aber nicht um unseres Herr-Gott's willen, — er ist vielleicht in den Priester gefahren. Er redet auf dem Wahltage, nicht um der Wohlfahrt des Landes und des Reiches willen, sondern nur allein seinetwegen; er ist Künstler, sowohl im Farbentopf, als im Theatertopf, aber wenn er die ganze Macht bekommt, dann ist der Topf leer!"

„Ich schwatze und schwatze, doch es muß heraus, zum Schaden meiner eigenen Familie, was mir in der Kehle sitzt; aber ich muß jetzt die Rettungsfrau der Menschen sein! Es geschieht wahrhaftig nicht mit meinem guten Willen oder wegen einer Medaille. Ich thue das Verrückteste, was ich kann, ich sage

das zu einem Poeten und so bekommt es sogleich die ganze Stadt zu wissen!"

„Das nimmt die Stadt sich weiter nicht zu Herzen," sagte der Mann. „Das wird keinen einzigen Menschen anfechten, denn sie glauben Alle, daß ich ein Märchen erzähle, während ich ihnen mit dem innerlichsten Ernste sage: „Die Irrlichter sind in der Stadt," — sagt die Moorfrau, — nehmt Euch in Acht!""

---

# Die Windmühle.

Da stand eine Windmühle auf dem Hügel, stolz anzuschauen, und stolz auch fühlte sie sich.

„Ich bin ganz und gar nicht stolz," sagte sie, „aber ich bin sehr aufgeklärt, von außen und von innen. Ich habe Sonne und Mond zum äußerlichen Gebrauch und auch mit zum inwendigen, und dann habe ich ohnedies noch Stearinkerze, Thranlampe und Talglicht; ich darf sagen, daß ich helle bin; ich bin ein denkendes Wesen und so wohlgeschaffen, daß es ein Vergnügen ist. Ich habe eine gute Gurgel in der Brust, ich habe vier Finger und die sitzen mir oben am Kopf, gleich unter dem Hut; die Vögel haben nur zwei Flügel und müssen sie auf dem Rücken tragen. Ich bin von Geburt ein Holländer, das kann man an meiner Gestalt sehen; ein fliegender Holländer; die werden zu den Uebernatürlichen gerechnet, das weiß ich, — und doch bin ich sehr natürlich. Ich habe eine Gallerie um den Magen und Wohnungs-Gelegenheit im Untertheil; da wohnen

meine Gedanken. Mein stärkster Gedanke, der da regiert und befiehlt, den nennen die andern Gedanken: Den Mann in der Mühle. Er weiß, was er will, er steht hoch über Mehl und Kleie, aber er hat doch seine Gefährtin, und diese nennt sich „Mutter"; sie ist die Herzlage; sie läuft nicht verkehrt und linkisch umher, denn auch sie weiß, was sie will, sie weiß, was sie kann, sie ist sanft wie ein Lüftchen, sie ist stark wie der Sturm; sie versteht es, Etwas behutsam anzufassen und ihren Willen zu behalten. Sie ist mein sanfter Sinn, der Vater ist mein harter; sie sind Zwei und doch Eins, sie nennen auch einander „mein Halbpart." Diese beiden haben kleine Buben: junge Gedanken, die wachsen können. Die Kleinen halten Alles in Ordnung. Als ich kürzlich in meinem Tiefsinn „den Vater" und seine Burschen die Gurgel und das Loch in meiner Brust nachsehen ließ, um zu erfahren, was da vorgegangen, — denn es war etwas in mir nicht in rechter Ordnung und man muß sich selbst untersuchen, — da machten die Kleinen einen fürchterlichen Lärm, der sich nicht gut ausnimmt, wenn man, wie ich, hoch oben auf dem Hügel steht; man muß daran denken, daß man in Beleuchtung steht: die Meinung ist auch Beleuchtung. — Aber, was ich sagen wollte, — die Kleinen machten einen entsetzlichen Lärm! Der Kleinste fuhr mir hinauf in den Hut und jubelte da so herum, daß es mich kitzelte. Die kleinen Gedanken können wachsen, das habe ich

vernommen, und draußen in der Welt kommen auch Gedanken, und nicht ganz allein von meinem Geschlecht, denn ich sehe, so weit ich auch sehen mag, keinen von ihnen, Niemand außer „mich selbst"; aber die flügellosen Häuser, wo man die Gurgel nicht hört, die haben auch Gedanken, diese kommen zu meinen Gedanken und verloben sich mit ihnen, wie man das nennt. — Wunderbar genug, ja, es giebt viel Wunderliches. Es ist über mich gekommen, oder in mir; etwas hat sich im Mühlenwerk verändert; es ist, als ob der Vater, der Halbpart, sich verändert, — ja, einen sanfteren Sinn erhalten hätte, eine noch liebevollere Gefährtin, so jung und fromm und doch dieselbe, aber sanfter und frömmer durch die Zeit. — Was bitter war, ist verdunstet; das Ganze ist viel vergnüglicher.

Die Tage gehen und die Tage kommen immer weiter zur Klarheit und Freude, und dann, ja, das ist gesagt und geschrieben, dann kommt ein Tag, wo es mit mir vorbei, aber nicht ganz vorbei ist! Ich muß niedergerissen werden, um mich neu und besser zu erheben, ich muß aufhören, aber doch fortleben! Ein ganz Anderer werden und doch derselbe bleiben! Das ist für mich schwer zu begreifen, wie aufgeklärt ich auch sein mag bei Sonne, Mond, Stearin, Thran und Talg! — Mein altes Zimmer- und Mauerwerk soll sich aus dem Schutt erheben.

Ich will hoffen, daß ich die alten Gedanken behalte: den Vater in der Mühle, die Mutter, Große

und Kleine, die Familie, denn ich nenne das Ganze, Eins und doch so Viele, die ganze Gedanken-Gesellschaft, — weil ich muß und es nicht lassen kann!

Und ich muß auch „Ich selber“ bleiben, mit der Gurgel in der Brust, den Flügeln auf dem Kopfe, der Gallerie um den Leib, sonst könnte ich mich selbst nicht kennen, und die Andern könnten mich auch nicht kennen und nicht sagen: Da haben wir ja die Mühle auf dem Hügel, stolz anzuschauen, und doch gar nicht stolz!“

Das sagte die Mühle, ja sie sagte noch viel mehr, aber dies war das Wichtigste.

Und die Tage kamen und die Tage gingen und der jüngste Tag war der letzte.

Da ging die Mühle in Feuer auf; und die Flammen hoben sich hoch, schlugen heraus und hinein, naschten Balken und Bretter und fraßen sie auf. Die Mühle fiel, und es blieb nur noch ein Aschenhaufen zurück. Der Rauch fuhr über die Brandstätte hin, der Wind trug ihn fort.

Das, was lebendig in der Mühle gewesen, blieb, und das, was dabei gewonnen, gehört nicht hieher zu dieser Begebenheit.

Die Müllerfamilie, eine Seele, viele Gedanken und doch nur einer, baute sich eine neue, eine prächtige Mühle, womit ihr gedient sein konnte, so ganz glich sie der alten, und man sagte: Da steht ja die Mühle auf dem Hügel, stolz anzuschauen! Aber

diese war besser eingerichtet, mehr zeitgemäß, damit es vorwärts gehe. Die alten Hölzer waren wurmstichig und schwammig, lagen in Staub und Asche; der Mühlenkörper erhob sich nicht, wie sie geglaubt hatten; sie nahmen es nur wörtlich, und man soll nicht alle Dinge wörtlich nehmen.

## In der Kinderstube.

Vater und Mutter und alle Geschwister waren in der Komödie, nur die kleine Anna und ihr Großvater waren allein zu Hause.

„Wir wollen auch Komödie haben,“ sagte er, „und die kann sogleich anfangen.“

„Aber wir haben kein Theater,“ sagte die kleine Anna, „und wir haben auch Niemand zum spielen; meine alte Puppe kann nicht, denn sie ist ein Ekel, und meine neue darf sich ihre feinen Kleider nicht verknüllen.“

„Man kann immer Agirende bekommen, wenn man nimmt, was man hat!“ sagte Großvater.

„Nun gehen wir in's Theater. Hier stellen wir ein Buch auf, da ein zweites und dann noch eins, in schiefer Reihe. Nun drei auf der andern Seite; so, jetzt haben wir die Koulissen! Der alte Kasten, der hier liegt, kann die Hintertreppe sein; wir legen das Grundbrett nach oben. Das Theater stellt eine Stube vor, das kann Jedermann sehen. Nun müssen wir die spielenden Personen haben.

Laß uns nachsehen, was wir im Spielzeugkasten finden! Zuerst die Personen, dann machen wir die Komödie fertig, das eine kommt dann nach dem andern, und das wird ausgezeichnet! Hier liegt ein Pfeifenkopf und hier liegt ein einzelner Handschuh, die können beide ganz gut Vater und Tochter sein."

„Aber, das sind nur zwei Personen!" sagte die kleine Anna. „Hier liegt meines Bruders alte Weste: kann die nicht auch Komödie spielen?"

„Die ist groß genug dazu," sagte Großvater. „Sie soll der Liebhaber sein. Sie hat gar Nichts in der Tasche, das ist schon interessant, das ist ja eine halbe unglückliche Liebe! — Und hier haben wir die Stiefel vom Nußknacker, mit Sporen daran. Potz, Blitz, Mazurka! Kann der sich brüsten und trampeln. Er soll der ungelegene Freier sein, den das Fräulein nicht leiden mag. Welche Art von Komödie willst Du nun haben? Ein Trauerspiel oder ein Familienstück?"

„Bitte, ein Familienstück!" sagte die kleine Anna; „das mögen die Andern so gern leiden. Kennst Du eins?"

„Ich kenne hundert!" sagte Großvater. „Die am liebsten gesehenen sind nach dem Französischen, aber das ist nicht gut für kleine Mädchen. Wir können ja inzwischen eins von den niedlichsten nehmen, inwendig gleichen sie einander alle. Nun schüttele ich die Feder! Cukkelurum! so — nun sind sie funkelhagelnagelneu! Jetzt höre den Theater-Zettel."

Und Großvater nahm eine Zeitung und las, als ob er abläse:

## Der Pfeifenkopf und der gute Kopf.

### Familienstück in einem Akt.

Personen:

Herr Pfeifenkopf, Vater.
Fräulein Handschuh, Tochter.
Herr Weste, Liebhaber.
Herr v. Stiefel, Freier.

„Und nun fangen wir an! Der Vorhang geht auf; wir haben keinen Vorhang, also ist er schon aufgezogen. Alle Personen sind da, und so haben wir sie gleich. Nun spreche ich als Vater Pfeifenkopf. Er ist heute böse; man kann sehen, daß er gerauchter Meerschaum ist:

„„Snik, snak, snurre, basselurre! Hier bin ich Herr im Hause! Ich bin der Vater meiner Tochter! Wird man anhören, was ich zu sagen habe? Herr von Stiefel ist eine Person, in der man sich spiegeln kann, Saffian am Obertheil und Sporen noch extra; snikke, snikke, snak! Er soll meine Tochter haben!""

„Nun passe auf, was die Weste sagt, kleine Anna!" sagte Großvater. „Nun redet die Weste. Diese hatte einen umgebogenen Kragen, ist sehr bescheiden, aber sie kennt ihren eigenen Werth und hat ganz Recht zu sagen, was sie sagt:

„„Ich bin fleckenfrei! Die Güte muß man auch in Ueberlegung ziehen. Ich bin von ächtem Seidenzeuge und trage Schnüre.““

„„Am Hochzeitstage, aber nicht länger. Sie halten nicht Farbe in der Wäsche!““ „Das ist Herr Pfeifenkopf, der spricht.“ „„Herr von Stiefel ist wasserdicht, stark von Leder und doch sehr fein, kann knarren, mit den Sporen klirren und hat eine italienische Physiognomie.““

„Aber sie müßten in Versen sprechen,“ sagte die kleine Anna, „das soll das Reizendste sein!“

„Das können sie auch,“ sagte Großvater. „Und wenn das Publikum befiehlt, redet man so. — Sieh Dir jetzt das kleine Fräulein Handschuh an, wie sie die Finger ausstreckt:

„„Könnt' ich ihn erreichen,
Hat Handschuh keines Gleichen.
Ach!
Und will es nicht gelingen,
So muß mein Leder springen!““

„„Schnack!““

Das letzte sagte Vater Pfeifenkopf; nun spricht Herr Weste:

„„Handschuh, Geliebte,
Ob's Dich auch betrübte,
Mein mußt Du werden!
Das schwor Holger Danske.““

„Herr von Stiefel schlägt aus, klirrt mit den Sporen und reißt drei Koulissen um.“

„Das ist ausgezeichnet reizend!“ sagte die kleine Anna.

„Stille, stille!“ sagte Großvater; „stummer Beifall zeigt, daß Du ein gebildetes Publikum im Parquet bist. Nun singt Fräulein Handschuh ihre große Arie mit Krachen:

„„Ich kann nicht sehen,
Darum will ich krähen:
Kikkeriki, in dem hohen Saale!“

„Nun kommt das Spannende, kleine Anna. Das ist das Wichtigste in der Komödie. Siehst Du, Herr Weste knöpft sich auf, er richtet seine Rede an Dich, damit Du klatschen sollst; laß es nur sein, das ist feiner. Hör' nur, wie das im Seidenzeug raschelt: „„Wir sind am Aeußersten! nehmen Sie sich in Acht, nun kommt die Intrigue! Sie sind der Pfeifenkopf, ich bin der gute Kopf, — wupp, sind Sie weg!““

„Siehst Du das, kleine Anna?“ sagte Großvater.

„Das ist eine ausgezeichnete Scenerie und Komödienspiel: Herr Weste ergriff den alten Pfeifenkopf und steckte ihn in die Tasche; da liegt er, und die Weste sagt:

„„Sie sind in meiner Tasche! Sie können nicht heraus, ehe Sie versprechen, mich mit Ihrer Tochter Handschuh zur Linken zu vereinen; ich reiche die Rechte.““

„Das ist fürchterlich hübsch!" sagte die kleine Anna.

„Und nun antwortete der alte Pfeifenkopf:

„„Obgleich ich ganz Ohr,
Komm' dumm ich mir vor,
Wo ist mein Humor?
Ich fühle, mir fehlt auch mein hohles Rohr.
Ach, niemals zuvor
War ich so ein Thor. —
O, komm ich nach oben,
Ich Unterjochter,
Will ich Dich verloben
Mit meiner Tochter!""

„Ist die Komödie schon aus?" sagte die kleine Anna.

„Oh, bewahre!" sagte Großvater; „es ist nur mit Herrn von Stiefel zu Ende. Die Liebenden knieen, der Eine singt:

„„Vater!""

Der Andere:

„„Komm Unterjochter,
Segne Sohn und Tochter!""

Sie werden gesegnet, halten Hochzeit, und die Meubles singen im Chor:

„„Klink, klank,
Vielen Dank!
Nun ist das Stückchen aus.""

„Und nun klatschen wir!" sagte Großvater;

„wir rufen sie Alle heraus, auch die Meubles. Die sind von Mahagoni!“

„Ist unsere Komödie nicht eben so gut, als die, welche die Andern in dem richtigen Theater haben?“

„Unsere Komödie ist viel besser!“ sagte Großvater; „sie ist kürzer, sie ist frei aufgeführt, und die Zeit bis zum Thee ist vorübergegangen.“

## Der Goldschatz.

Die Frau des Trommelschlägers ging in die Kirche; sie sah den neuen Altar mit gemalten Bildern und geschnitzten Engeln; sie waren eben so schön, die auf der Leinewand in Farben und der Glorie, als die in Holz geschnitzten, und noch dazu gemalt und vergoldet. Das Haar strahlte in Gold und Sonnenschein, reizend anzusehen; aber Gottes Sonnenschein war doch noch reizender; der schien klarer, röther durch die dunklen Bäume, wenn die Sonne unterging. Herrlich, in Gottes Angesicht zu schauen! und sie sah in die rothe Sonne hinein, und sie dachte so tief darüber nach, dachte an den Kleinen, den der Storch bringen sollte; und die Frau des Trommelschlägers war sehr fröhlich dabei und sah und sah und wünschte, daß das Kind den Sonnenglanz bekommen, zum wenigsten einem der strahlenden Engel am Altar gleichen möchte.

Und als sie nun wirklich das kleine Kind in ihren Armen hielt und es zu seinem Vater erhob, da war es anzuschauen wie einer von den Engeln

in der Kirche, — das Haar wie Gold; der Schein der untergehenden Sonne leuchtete darin.

„Mein Goldschatz, mein Reichthum, mein Sonnenschein!" sagte die Mutter und küßte die strahlenden Locken; und es klang wie Musik und Gesang in der Stube des Trommelschlägers; da war Freude, Leben und Bewegung. Der Trommelschläger schlug einen Wirbel, einen Freuden-Wirbel. Die Trommel ging, die Brandtrommel ging:

„Rothe Haare! Der Kleine hat rothe Haare! Glaube dem Trommelfell und nicht was Deine Mutter sagt! Trommelom, trommelom!"

Und die Stadt erzählte, was die Brandtrommel erzählte.

---

Der Knabe kam in die Kirche, der Knabe ward getauft. Von dem Namen war Nichts zu erzählen; er ward Peter genannt. Die ganze Stadt, auch die Trommel nannte ihn: Peter, des Trommelschlägers Knaben mit den rothen Haaren; aber seine Mutter küßte seine rothen Haare und nannte ihn Goldschatz.

Im Hohlwege, in den lehmigen Abhang, hatten Viele ihren Namen zur Erinnerung eingeritzt.

„Berühmtheit," sagte der Trommelschläger, das ist immer Etwas!" und so ritzte er auch seinen Namen und den seines kleinen Sohnes hinein.

Und die Schwalben kamen; die hatten auf ihrer

langen Reise dauerhaftere Schrift in den Klippen und in den Wänden des Tempels in Hindostan eingehauen gesehen: große Thaten von mächtigen Königen, unsterbliche Namen, so ganz alte, daß sie jetzt Keiner mehr lesen oder nennen konnte.

Nennenswerth! Berühmtheit!

Im Hohlwege bauten die Erdschwalben; sie bohrten Löcher in den jähen Abhang, der Platzregen und der Staubregen bröckelte und spülte die Namen fort, — auch den des Trommelschlägers und seines kleinen Sohnes.

„Peters Name bleibt doch wohl anderthalb Jahr stehen!" sagte der Vater.

„Narr!" dachte die Brandtrommel; aber sie sagte nur: „Dum, dum, dum! dummelum!"

Es war ein Knabe voll Leben und Lust: „des Trommelschlägers Sohn mit den rothen Haaren." Er hatte eine liebliche Stimme; er konnte singen und er sang auch wie der Vogel im Walde. Da war Melodie und doch keine Melodie.

„Er muß Chorknabe werden," sagte die Mutter; „in der Kirche singen und da unter den schönen vergoldeten Engeln stehen, die ihm gleichen!"

„Feuerkatze!" sagten die witzigen Köpfe in der Stadt. Die Trommel hörte das von den Nachbarsfrauen.

„Gehe nicht nach Hause, Peter!" riefen die Straßenjungen. „Wenn Du auf dem Boden

schläfst, dann ist Feuer im oberen Stockwerk, und dann geht die Brandtrommel!"

„Nehmt Ihr Euch nur vor den Trommelstöcken in Acht!" sagte Peter; und wie klein er auch war, lief er muthig voran und schlug mit seiner Faust den Nächsten vor den Leib, daß er seine Beine verlor, und die Andern nahmen ihre Beine mit sich: ihre eigenen Beine.

Der Stadtmusikant war so vornehm und fein; er war der Sohn eines königlichen Silberwäschers; er mochte Peter gern leiden, nahm ihn zeitweise mit nach Hause, gab ihm eine Violine und lehrte ihn spielen; es war als läge es dem Knaben in den Fingern, er wollte mehr als Trommelschläger, er wollte Stadtmusikant werden.

„Soldat will ich werden!" sagte Peter; denn er war noch ein ganz kleiner Bursche, und es schien ihm das Schönste in der Welt, das Gewehr zu tragen und so gehen zu können: „Eins, zwei! Eins, zwei!" und Uniform und Säbel zu tragen.

„Lerne nur nach dem Trommelfell zu verlangen, trommelom, komm, komm!" sagte die Trommel.

„Ja, wenn er bis zum General hinaufmarschiren könnte," sagte der Vater; „aber dazu muß es Krieg werden."

„Das verhüte Gott!" sagte die Mutter.

„Wir haben Nichts zu verlieren!" sagte der Vater.

„Ja, wir haben da meinen Knaben!" sagte sie.

„Aber wenn er nun als General zurückkehrt?" sagte der Vater.

„Ohne Arme und Beine!" sagte die Mutter; „nein, lieber will ich meinen Goldschatz heil behalten!"

„Trom! trom! trom!" Die Brandtrommel ging, alle Trommeln gingen. Es war Krieg. Die Soldaten zogen davon, und der Knabe des Trommelschlägers folgte: „Rothkopf! Goldschatz!" Die Mutter weinte; der Vater sah ihn in Gedanken „berühmt"; der Stadtmusikus meinte, er dürfe nicht in den Krieg gehen, sondern müsse bei der Heimathsmusik bleiben.

---

„Rothkopf!" sagten die Soldaten, und Peter lachte; aber es sagte auch Einer und der Andere: „Fuchspelz!" Da biß er die Zähne zusammen und sahe fort, — in die weite Welt hinein; er kümmerte sich um das Schimpfwort nicht.

Flink war der Knabe, freudig der Sinn, der Humor gut; „und das ist die beste Feldflasche," sagten die alten Kameraden.

Und manche Nacht mußte er im Platzregen und Staubregen, bis auf die Haut durchnäßt, unter offenem Himmel liegen, aber die gute Laune verließ ihn nicht, die Trommelstöcke schlugen: „Trommelom! Jedermann auf!" Ja, er war gewiß zum Trommelschläger geboren.

Der Tag der Schlacht begann; die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber der Morgen war da: die Luft kalt, der Kampf heiß; es war Nebel in der Luft, aber es war mehr der Pulverdampf. Die Kugeln und Granaten flogen über die Köpfe hin und in die Köpfe hinein, in den Leib und die Glieder; aber vorwärts ging es. Einer und der Andere sank in die Knie, mit blutender Schläfe, kreideweiß im Angesicht. Der kleine Trommelschläger hatte seine gesunde Farbe noch; er hatte keinen Schaden genommen; er sah noch mit eben so vergnügtem Gesicht dem Regimentshunde nach, der vor ihm hersprang, so vergnügt, als wäre er die Kurzweil des Ganzen und als schlügen die Kugeln nur vor ihm nieder, um damit zu spielen.

„Marsch! Vorwärts! Marsch!" waren die Kommandoworte für die Trommel; und die Worte hießen nicht: „Zurückweichen!" aber sie konnten sich zurückziehen und darin konnte viel Verstand liegen; und jetzt ward gesagt: „Zurück!" und da schlug der kleine Trommelschläger: „Marsch! Vorwärts!" er hatte den Befehl so verstanden, und die Soldaten gehorchten dem Trommelfell. Das war ein guter Trommelschlag und gab ihnen, die schon im Weichen waren, den Siegesschlag.

Leiber und Glieder gingen in der Schlacht verloren. Granaten rissen das Fleisch in blutigen Stücken herunter; Granaten zündeten die Strohhausen zu hellen Flammen an, wohin die Verwundeten

sich geschleppt, um dort viele Stunden verlassen zu liegen, verlassen vielleicht für das Leben.

Es hilft Nichts, daran zu denken! und doch denkt man daran; selbst weit davon, in der friedlichen Stadt; auch der Trommelschläger und seine Frau dachten daran; Peter war ja im Kriege.

„Nun bin ich des Klagens überdrüssig!“ sagte die Brandtrommel.

Wieder begann ein Tag der Schlacht; die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber es war Morgen. Der Trommelschläger und seine Frau schliefen, sie hatten von dem Sohne gesprochen; das thaten sie fast jede Nacht; er war ja draußen — „in Gottes Hand.“ Und der Vater träumte, daß der Krieg beendet, daß die Soldaten heimgekehrt, und Peter ein silbernes Kreuz auf der Brust trage; aber die Mutter träumte, daß sie in die Kirche getreten und die gemalten Bilder und die geschnitzten Engel mit den vergoldeten Haaren gesehen; und ihr eigener lieber Knabe, ihres Herzens Goldschatz, habe mitten unter den Engeln in weißen Kleidern gestanden und so herrlich gesungen, wie sicher nur die Engel singen können, und habe sich mit ihnen in den Sonnenschein erhoben und seiner Mutter so liebevoll zugenickt.

„Mein Goldschatz!“ rief sie und erwachte; „nun hat ihn unser Herrgott zu sich genommen!“ Sie faltete ihre Hände, legte ihren Kopf in den Bettvorhang von Kattun und weinte.

„Wo ruht er nun, unter den Vielen im großen Grabe, das sie für die Todten gegraben? Vielleicht auch im tiefen Moorwasser! Niemand kennt sein Grab! Es ist kein Gotteswort darüber gelesen worden!"

Und das Vaterunser ging lautlos über ihre Lippen; sie beugte ihr Haupt, sie war so müde, — sie schlummerte ein.

Die Tage zogen vorüber, im Leben wie in den Träumen!

Es war Abend; über der Wahlstätte erhob sich ein Regenbogen, der den Wald und das tiefe Moor berührte.

Es wird gesagt und ist im Volksglauben aufbewahrt:

Wo der Regenbogen die Erde berührt, da liegt ein Schatz begraben, ein Goldschatz; und hier — lag einer; Keiner, außer seiner Mutter dachte an den kleinen Trommelschläger, und deshalb träumte sie von ihm.

Und die Tage zogen vorüber, im Leben wie in den Träumen!

Nicht ein Haar auf seinem Haupte war ihm gekrümmt, nicht ein Goldhaar.

„Trommerom! trommerom, das ist er! das ist er!" konnte die Trommel gesagt und seine Mutter gesungen haben, hätte sie das gesehen oder geträumt.

Mit Hurrah und Gesang, mit grünen Siegeskränzen geschmückt, ging es heimwärts, da der Krieg beendet und Frieden geschlossen war. Der Regiments-

hund sprang in großen Kreisen voran, um sich den Weg gleichsam drei Mal so lang zu machen, als er war.

Und Wochen vergingen und die Tage mit ihnen, und Peter trat in die Stube seiner Eltern; er war so braun wie ein Wilder, seine Augen sahen klar umher, sein Antlitz strahlte wie Sonnenschein. Und die Mutter hielt ihn in ihren Armen; sie küßte seinen Mund, seine Augen, seine rothen Haare. Sie hatte ja ihren Knaben wieder; er hatte kein silbernes Kreuz auf der Brust, wie der Vater geträumt, aber er hatte heile Glieder, was die Mutter nicht geträumt hatte. Und das war eine Freude; sie lachten und — weinten. Und Peter umarmte die alte Brandtrommel:

„Da steht noch das alte Gerippe!" sagte er.

Und der Vater schlug einen Wirbel darauf.

„Es ist fast, als wäre hier eine große Feuersbrunst," sagte die Brandtrommel. „Heller Tag, Feuer im Herzen, Goldschatz! skrat, skrat, skrat!"

---

Und nun? Ja, was nun? Frage nur den Stadtmusikanten.

„Peter wächst ganz über die Trommel hinaus," sagte er; „Peter wird größer als ich!" und er war doch der Sohn von einem königlichen Silberwäscher; aber Alles, was er in einer halben Lebenszeit gelernt, lernte Peter in einem halben Jahre.

Es war Etwas so fröhliches in ihm, so innerlich gutherziges. Die Augen leuchteten und die Haare leuchteten, — das konnte man nicht in Abrede stellen.

„Er sollte sein Haar färben lassen!“ sagte die Nachbarin. „Das glückte der Polizeimeisters Tochter herrlich! und — sie ward verlobt.“

„Aber es ward ja gleich nachher grün wie Entengrütze und muß immer aufgefärbt werden?“

„Sie weiß sich zu helfen,“ sagte die Nachbarin, „und das kann Peter auch. Er kommt in die vornehmsten Häuser, selbst zu Burgemeisters, wo er dem Fräulein Lotte Klavierstunden giebt.“

Spielen konnte er! ja, gleich die herrlichsten Stücke aus dem Herzen spielen, die noch auf keinem Notenblatt geschrieben waren. Er spielte in den hellen Nächten und auch in den dunklen. Das war gar nicht zum Aushalten, sagte die Nachbarin und auch die Brandtrommel.

Er spielte, daß die Gedanken sich erhoben und große Zukunftspläne hervorsprudelten:

„Berühmtheit!“

Und Burgemeisters Lotte saß am Klavier; ihre feinen Finger tanzten über die Tasten hin, daß es bis in Peter's Herzen hineinklang; es war, als würde ihm das allzuviel, und das geschah nicht einmal, sondern viele Male, und da ergriff er eines Tages die feinen Finger und die schön geformte Hand, und küßte sie und sahe ihr in die großen

braunen Augen; Gott weiß, was er sagte; wir Andern haben aber Erlaubniß, es zu errathen. Lotte ward über Hals und Schultern roth und erwiderte kein einziges Wort; — da kamen Fremde in das Zimmer, der Sohn des Staatsraths; der hatte eine hohe, weiße Stirn und trug sie hintenüber, fast bis in Nacken. Und Peter saß lange bei ihr und sie sahe ihn mit sanften Blicken an.

Daheim am Abend sprach er von der weiten Welt und von dem Goldschatz, der für ihn in seiner Violine verborgen läge.

Berühmtheit!

„Tummelum, tummelum, tummelum!“ sagte die Brandtrommel. „Nun ist es mit Peter rein toll! ich glaube, daß Feuer im Hause ist.“

Am nächsten Tage ging die Mutter auf den Markt.

„Weißt Du was Neues, Peter?“ sagte sie, als sie zurückkam, „eine herrliche Neuigkeit! Burgemeisters Lotte hat sich mit Staatsrath's Sohn verlobt; und das geschah gestern Abend.“

„Nein!“ sagte Peter und sprang vom Stuhl auf. Aber seine Mutter sagte: „Ja!“ sie wußte es von der Barbierfrau, deren Mann es aus dem eigenen Munde des Burgemeisters gehört hatte.

Und Peter ward bleich wie eine Leiche und setzte sich nieder.

„Herr Gott, was hast Du?“ sagte die Mutter.

„Schon gut, gut! laß mich nur in Ruhe!“ sagte er und die Thränen liefen ihm über die Backen.

„Mein süßes Kind, mein Goldschatz!“ sagte die Mutter und weinte; aber die Brandtrommel sang, nicht auswendig, sondern inwendig:

„„„Lotte ist todt! Lotte ist todt!““ „ja, nun ist das Lied aus!“

---

Das Lied war nicht aus; es hatte noch viele Verse, lange Verse, die allerschönsten, den Goldschatz eines Lebens.

„Sie geberdet sich wie eine Närrin!“ sagte die Nachbarin. „Die ganze Welt soll die Briefe, die sie von ihrem Goldschatz bekommt, lesen und auch noch hören, was die Zeitungen von ihm und seiner Violine sagen. Ja, Geld sendet er ihr, das kann sie gebrauchen, seitdem sie Wittwe ist.“

„Er spielt vor Kaisern und Königen,“ sagte der Stadtmusikant. „Mir ist das Loos nicht gefallen, aber er ist mein Schüler und vergißt seinen alten Lehrer nicht.“

„Sein Vater träumte, weiß Gott,“ sagte die Mutter, „daß Peter mit dem silbernen Kreuz auf der Brust vom Kriege heimgekehrt; er bekam es im Kriege nicht, aber es ist noch schwieriger, es so zu bekommen! Jetzt hat er das Ritterkreuz. Das müßte sein Vater erlebt haben!“

„Berühmt!“ sagte die Brandtrommel und

die Vaterstadt sagte das auch: des Trommelschlägers Sohn, Peter mit dem rothen Haar, Peter, den sie als kleinen Knaben mit Holzschuhen gesehen, als Trommelschläger gesehen und der zum Tanze aufspielte, — berühmt! —

„Er spielte bei uns, noch ehe er vor den Königen gespielt!" sagte die Frau des Burgemeisters. „Damals war er in Lotte ganz weg, er sah immer hoch hinauf! Damals war er naseweis und fabelte! Mein eigener Mann lachte, als er von der Narrheit hörte! Jetzt ist Lotte Staatsräthin!"

Es war ein Goldschatz in das Herz und in die Seele des armen Kindes gelegt, der als kleiner Trommelschläger: „Marsch, vorwärts!" schlug; den Siegesschlag für die, welche im Begriff zu weichen waren. Es lag ein Goldschatz in seiner Brust, — die Gewalt der Töne; es brauste von der Violine, als sei eine ganze Orgel darin, als tanzten alle Sommernachts-Elfen auf den Saiten dahin; man hörte den Schlag der Drossel und die volle klare Stimme des Menschen; deshalb zog es mit Entzücken durch die Herzen und trug seinen Namen wiederhallend durch das Land. Das war ein großer Feuerbrand, — der Feuerbrand der Begeisterung.

„Und dann sieht er auch so prächtig aus!" sagten die jungen Damen und auch die alten; ja, die allerälteste schaffte sich ein Album für berühmte Haarlocken an, nur allein, um sich eine Locke von

dem reichen herrlichen Haarwuchs, diesem Schatz, diesem Goldschatz, auszubitten.

Und der Sohn trat in die arme Stube des Trommelschlägers, fein wie ein Prinz, glücklicher als ein König. Die Augen waren so klar, das Antlitz wie Sonnenschein. Und er hielt seine Mutter in den Armen und sie küßte seinen warmen Mund und weinte so glückselig, wie man nur vor Freude weinen kann; und er nickte jedem alten Meuble in der Stube zu, dem Schrank mit den Theetassen und dem Blumenglase; er nickte der Schlafbank zu, worin er als kleiner Knabe geschlafen; aber die alte Brandtrommel holte er hervor, zog sie mitten in die Stube und sagte zu ihr und seiner Mutter:

„Mein Vater würde heute einen Wirbel geschlagen haben. Das muß ich nun thun!"

Und er schlug ein ganzes Donnerwetter auf der Trommel, und diese fühlte sich so geehrt dadurch, daß sie ihr eigenes Trommelfell zerriß.

„Er hat einen herrlichen Faustschlag!" sagte die Trommel. „Nun habe ich von ihm für immer eine Erinnerung! Ich warte darauf, daß seine Mutter auch vor Freuden über ihren Goldschatz platzen soll.

**Das ist die Geschichte vom Goldschatz.**

## Der Sturm bewegt das Schild.

In alten Tagen, als Großvater ein ganz kleiner Knabe war und mit rothen Höschen umherlief, auch mit einem rothen Rock, mit einem Gurt um den Leib und einer Feder auf dem Kasket, — denn so gingen die kleinen Knaben in seiner Kindheit gekleidet, wenn sie recht geputzt waren; — da war so Vieles ganz anders, als jetzt; da war gar oft viel Staat auf der Straße, Staat, den wir nicht mehr sehen, weil er abgeschafft ist, — er war zu altväterisch; aber unterhaltend ist es doch, Großvater davon erzählen zu hören.

Es muß damals wirklich ein Staat gewesen sein, als der Schuhmacher beim Wechsel des Gerichtshauses das Schild hinüberbrachte. Die seidene Fahne wehte; auf dem Schilde selbst war ein großer Stiefel und ein Adler mit zwei Köpfen gemalt; die jüngsten Burschen trugen das „Willkommen" und die Lade der Handwerker-Innung, und hatten rothe und weiße Bänder an ihren Hemdärmeln herabflattern;

die älteren trugen gezogene Degen mit einer Citrone auf der Spitze. Da war volle Musik und das prächtigste von allen Instrumenten war „der Vogel“, wie Großvater die große Stange nannte mit dem Halbmond daran und allem möglichen Dingeldangel; eine richtige türkische Musik. Die Stange ward hoch in die Luft gehoben und geschwungen, daß es klingelte und klang und es einem ordentlich die Augen blendete, wenn die Sonne auf all' das Gold, Silber und Messing schien.

Vor dem Zuge her lief der Harlekin in Kleidern von allen möglichen bunten Lappen zusammengenäht, mit schwarzem Gesicht und Glöckchen um den Kopf, wie ein Schlittenpferd; der schlug mit seiner Pritsche auf die Leute ein, daß es klatschte ohne ihnen Schaden zu thun, und die Leute drückten sich zusammen um zurückzuweichen und gleich wieder hervorzukommen; kleine Knaben und Mädchen fielen über ihre eigenen Füße in den Rinnstein; alte Frauen pufften mit den Ellenbogen, machten eine saure Miene und schnupften. Der Eine lachte, ein Anderer schwatzte; das Volk war auf den Treppen und in den Fenstern, ja auf allen Dächern. Die Sonne schien; ein wenig Regen bekamen sie auch, aber das war gut für den Landmann, und wenn sie so recht patschnaß wurden, so war das ein wahrer Segen für das Land.

Und wie Großvater erzählen konnte! Er hatte als kleiner Knabe all' den Staat in der größten

Pracht gesehen. Der älteste Gerichtsdiener hielt die Rede vom Gerüst, wo das Schild aufgehängt wurde, und die Rede war in Versen, gleichsam, als ob sie gedichtet wäre, und das war sie auch; es waren ihrer Drei dazu gewesen und sie hatten erst eine tüchtige Bohle Punsch getrunken, um es recht gut zu machen.

Und das Volk brachte für die Rede ein Hurrah, aber rief noch viel öfter: Hurrah für den Harlekin, als er auf dem Gerüst zum Vorschein kam und den Leuten einen schiefen Mund zog.

Der Narr machte einen ganz ausgezeichneten Narren und trank Meth aus Schnapsgläsern, die er dann unter das Volk schleuderte, wo sie von den Leuten aufgefangen wurden. Großvater war im Besitz eines solchen, das ihm ein Mauergeselle, der es erwischt, verehrt hatte. Das war wirklich belustigend. Und das Schild an dem neuen Gerichtshause war mit Blumen und mit Grün behangen.

„Solch' einen Staat vergißt man niemals, wie alt man auch werden mag," sagte G r o ß v a t e r, und er vergaß es auch nicht, obgleich er noch viel andere Pracht und Herrlichkeit zu sehen bekam und auch davon erzählte; das Ergötzlichste blieb aber doch immer, ihn von dem Schild erzählen zu hören, das in der großen Stadt von dem alten zu dem neuen Gerichtshause gebracht wurde.

Der Großvater reiste als kleiner Knabe mit

seinen Eltern zu der Feierlichkeit; er hatte die größte Stadt des Landes nie vorher gesehen. Da waren so viele Menschen auf der Straße, daß er glaubte, man trüge schon das Schild fort; es gab da viele Schilder; man hätte hundert Stuben mit Bilder anfüllen können, hätte man sie inwendig und auswendig aufgehängt. Da waren bei dem Schneider alle Arten von Menschenkleidern abgemalt, und er konnte die Leute vom Groben bis zum Feinen benähen; da waren die Schilder von den Tabacksspinnern, mit den anmuthigsten kleinen Knaben, welche Cigarren rauchten, eben so wie in der Wirklichkeit; da waren Schilder mit Butter und Häringen, Priesterkragen und Särgen, und außerdem Inschriften und Anschlagezettel; man konnte recht gut einen ganzen Tag in den Straßen auf- und niedergehen und sich an den Bildern müde sehen; dann wußte man aber auch das Ganze, und welche Menschen in den Häusern wohnten, denn: sie hatten ja ihr Schild selbst herausgehängt und das ist so gut, sagte Großvater und auch so lehrreich, gleich in einer großen Stadt zu wissen, wer darinnen wohnt.

Und so trug sich das mit dem Schilde zu, als der Großvater in die Stadt kam; er hat es selbst erzählt und er hatte keinen Schelm im Nacken, wie die Mutter glaubte und es mir gesagt, wenn er mir Etwas weiß machen wollte; er sah ganz zuverlässig aus.

Die erste Nacht, als er zur Stadt gekommen,

war hier das fürchterlichste Wetter gewesen, wovon man noch jemals in der Zeitung gelesen: ein Wetter, wie sich niemals ein Mensch erinnerte erlebt zu haben. Die ganze Luft war mit Ziegelsteinen angefüllt; altes Holzwerk stürzte zusammen; ja ein Schubkarren lief ganz von selbst die Straße hinauf, nur, um sich zu retten. Es tutete in der Luft, es heulte und kreischte, es war ein entsetzlicher Sturm. Das Wasser im Kanal lief über das Bollwerk hinaus, denn es wußte nicht wo es bleiben sollte. Der Sturm fuhr über die Stadt hin und nahm die Schornsteine mit; mehr als *eine* alte stolze Kirchthurmspitze mußte sich beugen und hat das seitdem nie überwunden.

Da stand ein Schilderhaus draußen, wo der alte anständige Brand-Major wohnte, der immer mit der letzten Spritze kam; der Sturm konnte ihm das kleine Schilderhaus nicht gönnen, es ward aus den Fugen gerissen und rollte die Straße hinab; und wunderlich genug erhob es sich wieder und blieb vor dem Hause des schmuzigen Zimmergesellen stehen, der bei dem letzten Brande drei Menschenleben gerettet hatte; aber das Schilderhaus dachte sich Nichts dabei.

Das Schild vom Barbier, der große Messingteller, ward heruntergerissen und gerade in die Fenstervertiefung vom Justizrath geschleudert, und das sah fast wie Bosheit aus, so sagte die ganze Nachbarschaft, weil diese und die allerintimsten Freundinnen der Frau Justizräthin sie *Rasirmesser* nann-

ten. Sie war so klug, daß sie von den Menschen mehr, als die Menschen über sich selber wußten.

Da flog ein Schild mit einem abgerissenen trocknen Klippfisch gerade über die Thür eines Hauses, wo ein Mann wohnte, der eine Zeitung schrieb. Das war ein sehr flauer Scherz von dem Sturmwinde, der nicht daran dachte, daß ein Zeitungsschreiber gar nicht geschaffen ist, um mit sich scherzen zu lassen, denn er ist ein König in seiner eigenen Zeitung und auch in seiner eigenen Meinung. Der Wetterhahn flog auf das gegenüberliegende Dach und stand da wie die schwärzeste Bosheit, — sagten die Nachbarn.

Die Tonne des Faßbinders ward unter „Damenputz" aufgehängt.

Des Gastwirths Speisezettel in einem schweren Rahmen, der an der Thür hing, ward von dem Sturme über den Eingang des Theaters gestellt, wo die Leute niemals hin kommen; es war ein lächerliches Plakat: „Meerrettig, Suppe und gefüllter Kohlkopf"; aber jetzt kamen die Leute.

Des Kürschners Fuchspelz, der sein ehrbares Schild ist, ward an die Klingelschnur des jungen Mannes geschleudert, der immer in die Frühpredigt ging, wie ein heruntergeschlagener Regenschirm aussah, nach Wahrheit strebte und wie seine Tante sagte: ein „Exempel" war.

Die Inschrift: „höhere Bildungs-Anstalt" ward über den Billardklub hingeschleudert und die

Anstalt selbst bekam das Schild: „Hier zieht man Kinder mit der Flasche auf“; das war gar nicht witzig, nur unartig, aber das hatte der Sturm gethan, und den kann man nicht regieren.

Es war eine fürchterliche Nacht, und am Morgen, — denkt nur, — waren fast alle Schilder der Stadt verwechselt; an einigen Orten war es mit so großer Malice geschehen, daß Großvater gar nicht davon reden wollte, aber doch, wie ich ganz gut gesehen, inwendig lachte, und da ist es doch wohl möglich, daß er Etwas hinter den Ohren hatte.

Die armen Leute in der Stadt und ganz besonders die Fremden, irrten sich immer in den Menschen und es konnte auch nicht gut anders sein, wenn sie sich nach dem Schilde richteten. So wollten Einige zu einer sehr ernsten Versammlung älterer Männer, wo die wichtigsten Dinge verhandelt werden sollten, und kamen nun in eine kreischende Knabenschule, wo Alle über Tische und Bänke sprangen.

Es waren auch Leute da, die sich mit der Kirche und dem Theater irrten, und das ist doch entsetzlich!

Einen solchen Sturm haben wir nun in unsern Tagen nie erlebt, daß ist nur zu des Großvaters Zeiten geschehen, als er ein kleiner Knabe war; wir erleben vielleicht einen solchen Sturm nicht mehr, aber unsere Enkelkinder; da müssen wir gewiß hoffen und darum bitten, daß sich Alle, während der Sturm die Schilder wechselt, hübsch zu Hause halten.

# Der Vogel des Volksliedes.

Es ist Winterzeit; die Erde hat eine Schneedecke, als wäre sie von Marmor, aus dem Felsen gehauen; die Luft ist hell und klar, der Wind ist scharf, wie ein hart geschmiedetes Schwert, die Bäume stehen da wie weiße Korallen, wie blühende Mandelzweige, hier ist es frisch wie auf den hohen Alpen.

Die Nacht ist prächtig im Nordlichtschein, im Glanze unzähliger, funkelnder Sterne.

Es kommen die Stürme, die Wolken erheben sich und schütteln Schwanendaunen herab; die Schneeflocken jagen, decken Hohlweg und Haus, das offene Feld und die eingeschlossenen Straßen.

Aber wir sitzen in der warmen Stube, am glühenden Ofen und erzählen uns von alten Zeiten; wir hören eine Sage:

An dem offenen Meere lag ein Riesengrab, auf dem saß zur Mitternachtszeit der Geist des begrabenen Helden, der ein König gewesen war; der Goldreif leuchtete von seiner Stirn, das Haar flatterte im Winde, er war in Stahl und Eisen gekleidet; er beugte sorgenvoll sein Haupt und seufzte in tiefem Schmerze, wie ein unseliger Geist.

Da segelte ein Schiff vorbei. Die Matrosen warfen den Anker aus und stiegen an's Land. Unter ihnen war ein Sänger; der trat zum Königs-Geist und fragte: „Warum trauerst Du und leidest Du?"

Da antwortete der Todte: „Niemand hat die Thaten meines Lebens besungen; sie sind todt und vergessen; der Gesang trägt sie nicht über die Länder hinaus und in die Herzen der Menschen; darum habe ich keine Ruhe, keinen Frieden!"

Und er sprach von seinen Werken und Großthaten, die seine Zeitgenossen gekannt, aber nicht besungen, denn unter ihnen war kein Sänger.

Da griff der alte Barde in die Saiten der Harfe und sang von dem Jugendmuth des Helden, von der Kraft des Mannes und der Größe der guten Thaten. Dabei leuchtete des Todten Angesicht wie der Wolkensaum im Mondenschein: froh und hochselig erhob sich die Gestalt in Glanz und Strahlen, sie entschwand wie ein Nordlichtschein; man sah nur noch den grünen Rasenhügel mit den runenlosen Steinen; aber darüber hin schwang sich, beim letzten Klang der Saiten, so recht, als wenn er aus der Harfe käme, ein kleiner Vogel, der reizenste Singvogel, mit dem klangvollen Schlage der Drossel, mit dem seelenvollen Schlage des Menschenherzens, dem Klange des Heimathlandes, wie der Zugvogel ihn hört. Der Singvogel flog über die Berge, über Thal, über Feld und Wald, — das war der Vogel des Volksliedes, der niemals stirbt.

Wir hören den Gesang; wir hören ihn jetzt hier in der Stube, während die weißen Bienen draußen schwärmen und der Sturm starke Griffe thut. Der Vogel singt uns nicht bloß die Trauerklage der Helden, er singt auch süße, sanfte Liebesgesänge, so warme und so viele, von der Treue im Norden; er hat Märchen in Worten und Tönen; er hat Sprüchwörter und Liedersprüche, die, gleich Runen unter des Todten Zunge gelegt, — ihn zum sprechen nöthigen, und so weiß das Volkslied von seinem Heimathlande!

In der alten Heidenzeit, in der Vikingerzeit, hing seine Rede in des Barden Harfe.

In den Tagen der Ritterburgen, als die Faust die Wagschaale der Gerechtigkeit hielt, nur die Macht das Recht war, ein Bauer und ein Hund von gleicher Bedeutung, — wo fand da der Vogel des Gesanges Obdach und Schutz? Weder Rohheit noch Dummheit dachten an ihn.

Aber, in dem Erker der Ritterburg, wo die Burgfrau vor dem Pergament saß und die alten Erinnerungen in Gesängen und Sagen niederschrieb, und das alte Mütterchen aus dem Walde und der Tabulettkrämer, der immer herumwandernde, bei ihr saßen und erzählten, da flog er über sie hin, da flatterte, zwitscherte und sang der Vogel, der niemals stirbt, so lange die Erde einen Hügel für seinen Fuß hat, für den Vogel des Volksliedes.

Nun singt er zu uns herein. Draußen ist der Schneesturm und die Nacht; er legt die Runen unter

unsere Zunge, wir kennen unser Heimathland; Gott spricht zu uns in unserer Muttersprache, in den Tönen des Vogels vom Volksliede; die alten Erinnerungen tauchen auf, die erblichenen Farben frischen sich auf, die Sage und der Gesang geben einen Segenstrunk, der Sinn und Gedanken erhebt, so daß der Abend ein Weihnachtsfest wird.

Die Schneeflocken jagen, das Eis kracht, der Sturm herrscht, denn er hat die Macht, er ist der Herr, — aber doch nicht unser Herr-Gott!

Es ist Winterzeit, der Wind ist scharf wie ein hartgeschmiedet Schwert; die Schneeflocken jagen, — es schneite, so schien es uns, Tage und Wochen, und der Schnee liegt wie ein ungeheurer Schneeberg über der großen Stadt; ein schwerer Traum in der Winternacht. Alles ist auf der Erde verborgen und fort, nur das goldene Kreuz der Kirche, das Symbol des Glaubens, erhebt sich über dem Schneegrabe und leuchtet in der blauen Luft, in dem klaren Sonnenschein.

Und über der begrabenen Stadt fliegen die Vögel des Himmels, die kleinen und die großen; sie zwitschern und sie singen, wie sie es gerade können, jeder Vogel mit seinem Schnabel.

Zuerst kommt die Schaar der Sperlinge; die pipen bei allen Kleinigkeiten in der Straße und in der Gasse, im Nest und im Hause; die wissen Geschichten vom Vorderhaus und vom Hinterhaus. „Wir kennen die begrabene Stadt," sagen sie. „Alles Lebendige darin hat Pip! Pip! Pip!"

Die schwarzen Raben und Krähen fliegen hin über den weißen Schnee. „Grab! grab!“ schreien sie. „Da unten ist noch Etwas zu bekommen, Etwas für den Schlund, das ist das Wichtigste; das ist die Meinung der Meisten da unten im Grunde, und die Meinung ist bra', bra', brav!“

Die wilden Schwäne kommen auf sausenden Flügeln und singen von dem Herrlichen und dem Großen, das noch aus den Gedanken und Herzen der Menschen hervorsprossen wird dort unten, in der unter der Schneedecke ruhenden Stadt.

Da ist kein Tod, da waltet das Leben; wir vernehmen es in den Tönen, die gleich der Kirchenorgel brausen, die uns ergreifen wie der Klang von der Elfenhöhe, wie die Gesänge Ossian's, wie der brausende Flügelschlag der Walkyren. Welcher Einklang! der spricht in unserem Herzen, erhebt unseren Gedanken, — das ist der Vogel des Volksliedes, den wir hören!

Und in diesem Augenblick weht der warme Hauch Gottes vom Himmel herunter, die Schneeberge bekommen Spalten, die Sonne scheint hinein, der Frühling kommt, die Vögel kommen, neue Geschlechter, mit den heimathlichen, denselben Tönen.

Höre die Geschichte des Jahres: „Die Macht des Schneesturmes, der schwere Traum der Winternacht — Alles löst sich, Alles erhebt sich, im herrlichen Gesange des Vogels des Volksliedes, der niemals stirbt!“

---

# Der böse Fürst.

Es war einmal ein böser Fürst, all' sein Dichten und Trachten ging darauf hinaus, alle Länder der Welt zu erobern und allen Menschen Furcht einzuflößen; mit Feuer und Schwert zog er umher und seine Soldaten zertraten die Saat auf den Feldern und zündeten des Bauers Haus an, daß die rothe Flamme die Blätter von den Bäumen leckte und das Obst gebraten an den versengten schwarzen Bäumen hing. Mit dem nackten Säugling im Arm flüchtete manche arme Mutter sich hinter die noch rauchenden Mauern ihres abgebrannten Hauses, aber hier suchten die Soldaten sie auch, und fanden sie die Armen, so war dies neue Nahrung ihrer teuflischen Freude; böse Geister hätten nicht ärger verfahren können als diese Soldaten; — der Fürst aber meinte, grade so sei es recht, so müßte es hergehen. Tagtäglich wuchs seine Macht, sein Name war von Allen gefürchtet, und das Glück schritt

neben ihm einher bei allen seinen Thaten. Aus den eroberten Städten führte er große Schätze heim; in seiner Residenzstadt wurde ein Reichthum aufgehäuft, der an keinem andern Orte seines Gleichen hatte. Und er ließ prächtige Schlösser, Kirchen und Hallen bauen und Jeder, der diese herrlichen Bauten und große Schätze sah, rief ehrfurchtsvoll: „welch' großer Fürst!" Sie gedachten aber nicht des Elends, das er über andere Länder und Städte verhängt hatte; sie vernahmen nicht all' die Seufzer und all' den Jammer, die aus den eingeäscherten Städten empor drangen.

Der Fürst betrachtete sein Gold und seine prächtigen Bauten und dachte dabei gleich der Menge: „Welch' großer Fürst! — Aber ich muß mehr haben, weit mehr! Keine Macht darf der meinigen gleichkommen, geschweige denn größer als die meine sein!" Und er bekriegte alle seine Nachbarn, und besiegte sie Alle. Die besiegten Könige ließ er mit goldenen Ketten an seinen Wagen fesseln und so fuhr er durch die Straßen seiner Residenz; tafelte er, so mußten jene Könige ihm und seinen Hofleuten zu Füßen knieen und sich von den Brocken sättigen, die ihnen von der Tafel zugeworfen wurden.

Endlich ließ der Fürst seine eigene Bildsäule auf den öffentlichen Plätzen und in den königlichen Schlössern errichten, ja, er wollte sie sogar in den Kirchen vor dem Altar des Herrn aufstellen; allein hier traten die Priester ihm entgegen und sagten:

„Fürst, Du bist groß, aber Gott ist größer, wir wagen es nicht, Deinem Befehle nachzukommen.“

„Wohlan denn!“ rief der Fürst, „ich werde auch Gott besiegen!“ — Und in Uebermuth und thörichtem Frevel ließ er ein kostbares Schiff bauen, mit welchem er die Lüfte durchsegeln könnte; es war bunt und prahlerisch anzuschauen, wie der Schweif eines Pfaues, und es war gleichsam mit Tausenden von Augen besetzt und übersäet, — aber jedes Auge war ein Büchsenlauf. Der Fürst saß in der Mitte des Schiffes, er brauchte nur an eine dort angebrachte Feder zu drücken und tausend Kugeln flogen nach allen Seiten hinaus, während die Feuerschlünde sogleich wieder aufs Neue geladen waren. Hunderte von Adlern wurden vor das Schiff gespannt, und mit Pfeilesschnelle ging es nun aufwärts gegen die Sonne. Wie lag da die Erde tief unten! Mit ihren Bergen und Wäldern schien sie nur ein Ackerfeld zu sein, in das der Pflug seine Furchen gezogen, längs welchem der grüne berasete Rain hervorblickte, bald glich sie nur noch einer flachen Landkarte mit undeutlichen Strichen, und endlich lag sie ganz in Nebel und Wolken verhüllt. Immer höher flogen die Adler, aufwärts in den Lüften, — da sandte Gott einen einzigen seiner unzähligen Engel aus; der böse Fürst schleuderte Tausende von Kugeln gegen ihn, allein die Kugeln prallten zurück von den glänzenden Fittichen des Engels, fielen herab wie gewöhnliche Hagelkörner; doch, ein Blutstropfen, nur

ein einziger, tröpfelte von einer der weißen Flügelfedern herab, und dieser Tropfen fiel auf das Schiff, in welchem der Fürst saß, er brannte sich im Schiffe ein, er lastete gleich tausend Centnern Blei und riß das Schiff in stürzender Fahrt abwärts zur Erde nieder; die starken Schwingen der Adler zerbrachen, der Wind umsauste des Fürsten Haupt, und die Wolken ringsum — waren diese doch von dem Flammenrauch der abgebrannten Städte gebildet — formten sich in drohende Gestalten, wie meilenlange Seekrabben, die ihre Klauen und Scheeren nach ihm ausstreckten, thürmten sich zu ungeheuerlichen Felsen mit herabrollenden zerschmetternden Blöcken, bildeten sich zu feuerspeienden Drachen — — halb todt lag der Fürst im Schiffe ausgestreckt, und dieses blieb endlich mit einem furchtbaren Stoß in den dicken Baumzweigen eines Waldes hängen.

— — „Ich will Gott besiegen!" sagte der Fürst, „ich habe es geschworen, mein Wille muß geschehen!" — Und sieben Jahre hindurch ließ er bauen und arbeiten an künstlichen Schiffen zum Durchsegeln der Luft, ließ Blitzstrahle vom härtesten Stahl schneiden, denn er wollte des Himmels Befestigung sprengen. Aus allen seinen Landen sammelte er Kriegsheere, die, als sie Mann bei Mann aufgestellt waren, einen Raum von mehreren Meilen bedeckten. Die Heere gingen an Bord der künstlichen Schiffe, der Fürst näherte sich dem seinen; — da sandte Gott einen Mückenschwarm, einen einzigen

kleinen Mückenschwarm aus. Derselbe umschwirrte den Fürsten und zerstach sein Antlitz und seine Hände; zornentbrannt zog er sein Schwert und schlug um sich, allein er schlug nur in die leere Luft hinein, die Mücken traf er nicht. Da befahl er kostbare Teppiche zu bringen, ihn in dieselben einzuhüllen, damit ihn keine Mücke fernerhin steche; und die Diener thaten wie befohlen. Allein, eine einzige Mücke hatte sich an die innere Seite des Teppichs gesetzt, von hier kroch sie in das Ohr des Fürsten und stach ihn; es brannte wie Feuer, das Gift drang hinein in sein Gehirn; wie wahnsinnig riß er die Teppiche von seinem Körper und schleuderte sie weit weg, zerriß seine Kleidung und tanzte nackend herum vor den Augen seiner rohen, wilden Soldaten, die nun des tollen Fürsten spotteten, der Gott bekriegen wollte, und von einer einzigen kleinen Mücke besiegt worden war.

# Der Bischof von Börglum.

Wir befinden uns oben im nördlichen Jütland nordwärts, im sogenannten Wildmoor; wir vernehmen den sogenannten „Westerwowwow" — das Brausen der sich an der jütischen Westküste brechenden Nordsee; es rollt und donnert, daß es meilenweit ins Land hineinschallt, und wir sind ganz in der Nähe dieses Gebrauses. Vor uns erhebt sich ein großes Sandjoch, ein Berg, den wir lange gesehen haben, und nach welchem wir noch immer hinlenken, langsam fahren wir dahin in dem tiefen Sande. Auf diesem Sandberge liegt ein großes altes Gebäude, das Kloster Börglum; in einem Flügel desselben und zwar dem größten, befindet sich die Kirche. Und nach diesem Kloster gelangen wir jetzt in später Abendstunde; aber das Wetter ist klar in der hellen Juninacht, die uns leuchtet: weit, weit schaut das Auge umher, über Feld und Moor, bis an den Aalborger Meerbusen, über Haide und Wiese und weit über das dunkelblaue Meer hinaus.

Jetzt sind wir dort und rollen zwischen Scheunen und anderen Wirthschaftsgebäuden dahin, lenken, links vom Thore, auf dem alten Burghofe um, da wo die Linden in Reihen längs der Mauern stehen, und Schutz haben vor Wind und Wetter und so üppig wachsen, daß Zweige und Blätter fast die Fenster verdecken.

Wir steigen die steinerne Wendeltreppe hinan, schreiten die langen Gänge unter der Balkendecke dahin; hier saust der Wind gar sonderbar, sowohl innen, als außen — man weiß eigentlich nicht recht wo, und dabei erzählt man sich, — ja man erzählt gar Vieles, man sieht gar Vieles, wenn es Einem graus't, oder man in Anderen Grausen erregen will. Die alten verstorbenen Chorherren, so sagt man, gleiten still an uns vorüber in die Kirche, wo die Messe gesungen wird; man kann es in dem Sausen des Windes vernehmen und eine wunderbare Stimmung bemächtigt sich unser dabei; man denkt an die alten Zeiten, man versenkt sich ganz und gar in die alten Zeiten.

An der Küste ist ein Schiff gestrandet, die Leute des Bischofs sind dort, sie schonen Die nicht, welche das Meer schonte: die See spült das rothe Blut hinweg, das von zerschmetterten Hirnschädeln floß. Die gestrandeten Güter gehören dem Bischof, und hier ist viel Gut. Die See wirft hinauf Fässer und Tonnen, gefüllt mit köstlichem Wein für den Keller des Klosters, und im Kloster ist schon vollauf

von Bier und Meth; vollauf giebt es in der Küche: erlegtes Wildpret, Geflügel, Schinken und Würste; in den Fischteichen draußen schwimmt der fette Barschen und die leckere Karausche.

Der Bischof von Börglum ist ein mächtiger Herr, große Ländereien besitzt er, und doch gelüstet ihm noch nach Mehrerem: Alles muß sich dem mächtigen Oluf Glob beugen. Im Thyland ist sein reicher Vetter gestorben; die Witwe muß sein reiches Erbe bekommen. Wie kommt's doch, daß ein Blutsverwandter dem Andern immer härter zusetzt, als selbst Fremde thun würden? Ihr Gemahl gebot über ganz Thyland, die Kirchengüter ausgenommen. Ihr Sohn ist nicht daheim. Schon als Knabe ging er auf Reisen, um fremde Länder und Völker zu sehen, wonach sein Sinn stand. Seit Jahren fehlte jede Kunde von ihm; vielleicht ist er längst zu Grabe getragen; und wird nie in die Heimath zurückkehren, um da zu gebieten, wo jetzt seine Mutter gebietet.

„Ei, was hat ein Weib zu gebieten!“ sagte der Bischof. Er ließ die Witwe vor Gericht bescheiden — doch was erreichte er dadurch? Die Witwe war nie dem Gesetz ungehorsam gewesen, und stark durch ihre gerechte Sache.

„Bischof Oluf zu Börglum, was sinnest Du? Was schreibst Du nieder auf's glatte Pergament? Was verschließest Du da unter Siegel und Band und übergiebst es dem Reiter und Knappen, die von

dannen reiten, zum Lande hinaus, weit hin nach des Papstes Stadt?"

Es ist Laubfallzeit, Strandungszeit, bald tritt der eisige Winter ein!"

Zweimal kam er wieder, bevor der Bischof den Reiter und den Knappen willkommen in der Heimath hieß. Sie kehrten zurück aus Rom mit päpstlichem Schreiben, mit der Bannbulle über die Witwe, die es gewagt hatte, den frommen Bischof zu beleidigen: „Verflucht sei sie und Alles, was ihr gehört! Ausgestoßen sei sie aus Kirche und Gemeinde! Niemand reiche ihr helfende Hand; Freunde und Anverwandte mögen sie meiden wie Pest und Aussatz!"

„Was nicht biegen will, muß brechen!" sagte der Bischof von Börglum.

Alle ließen von der Witwe ab; allein sie läßt von ihrem Gott nicht ab, er ist ihr Schutz und Wehr.

Ein einziger Dienstbote, eine alte Magd, bleibt ihr treu; mit der alten Dienerin geht die Witwe selbst hinter dem Pfluge einher — und das Getreide wächst, wenngleich der Boden von Papst und Bischof verflucht ist.

„Du Kind der Hölle! Ich werde doch meinen Willen durchsetzen!" ruft der Bischof von Börglum. „Jetzt lege ich die Hand des Papstes auf Dich zur Bescheidung vor das Tribunal und zur Verurtheilung!"

Da spannt die Witwe die letzten zwei Ochsen, die ihr gehören, vor den Wagen, setzt sich mit ihrer

alten Dienerin in denselben und fährt über die Haide dahin, hinaus aus dem dänischen Lande. Ein Fremdling kommt sie in fremdes Land, wo man fremde Sprache spricht, wo fremde Sitten herrschen — weit und immer weiter gelangt sie, dahin, wo grüne Hügel sich zu Bergen erheben und der Wein wächst. Fremde Kaufleute fahren an ihr vorüber, sie spähen ängstlich von ihren mit Waaren beladenen Wagen herab, Ueberfall befürchtend von der Raubritter Knappen. Die beiden armen Frauen in ihrem elenden Fuhrwerk, von zwei schwarzen Ochsen gezogen, ziehen furchtlos durch den unsichern Hohlweg und die dichtbestandenen Wälder. — Sie befinden sich in Franken; hier begegnete ihnen ein stattlicher Ritter mit einem Gefolge von zwölf gewappneten Knappen;, er macht Halt, betrachtet den sonderbaren Aufzug und befragte die beiden Frauen über das Ziel ihrer Reise, und von wannen sie kämen. Da nennt die Eine Thyland in Dänemark, spricht von ihrem Kummer, ihrem Elend, doch bald haben diese ein — Ende; so hatte es der liebe Gott gelenkt. Der fremde Ritter ist der Witwe Sohn. Er reicht ihr die Hand, er drückt sie an seine Brust, und die Mutter weint, — seit Jahren hatte sie nicht weinen können, hatte sich nur in die Lippe gebissen, daß das Blut in Tropfen hervorquoll.

Es ist Laubfallzeit, Strandungszeit, bald tritt der eisige Winter ein!

Das Meer rollt Weinfässer ans Land für den

Keller des Bischofs; in der Küche bratete über dem Feuer das angespies'te Wild; auf Börglum ist es warm und gut in dem geheizten Zimmer, während draußen harter Winter ist. Da hinterbringt man dem Bischof eine Neuigkeit: Jens Glob zu Thyland ist zurückgekehrt und mit ihm — seine Mutter. Jens Glob klagt wider den Bischof; er läßt ihn vor das geistliche und vor das weltliche Gericht bescheiden.

„Das wird ihm wenig helfen!" sagt der Bischof. „Laß lieber ab vom Streite, Ritter Jens!"

Es ist wieder Laubfallzeit, wieder Strandungszeit! Der eisige Winter kehrt wieder, die weißen Bienen schwärmen, sie stechen ins Gesicht bis sie zerschmelzen.

„Frisches Wetter heute!" sagen die Leute, die von außen hereintreten. Jens Glob steht so in Gedanken versunken, daß er seinen weiten Rock versengt.

„Du Börglum=Bischof!" ruft er aus; „ich werde Dich doch überwältigen! Unter dem Deckmantel des Papstes erreicht Dich das Gesetz nicht, aber Jens Glob wird Dich erreichen!"

Darauf schreibt er einen Brief an seinen Schwager, Herrn Oluf Hase in Sallingland und bittet ihn, am Weihnachtsabend zur Messe in der Kirche zu Widberg mit ihm zusammenzutreffen; der Bischof selbst lies't dort die Messe und reis't deshalb von Börglum nach Thyland; das wußte Jens Glob.

Moor= und Wiesenland sind mit Eis und Schnee

bedeckt; jetzt tragen sie Pferde und Reiter, tragen den ganzen Zug, den Bischof mit Pfaffen und Knappen; sie reiten den kürzesten Weg zwischen dem schwankenden Röhricht dahin, wo der Wind kläglich heult.

„Blase nur in Deine Messingtrompete, Du in Fuchsfelle gekleideter Spielmann! Es klingt nicht übel in der reinen Luft." — So reiten sie über Haide und Moorland, über den Wiesengarten der Fata Morgana im heißen Sommer, jetzt eisig wie die ganze Landschaft; sie reiten südwärts, auf Widbergs Kirche zu.

Der Wind bläs't immer stärker in seine Trompete; er bläs't Sturm, ein Wetter, daß Gott sich erbarme — es wächst in stiller Gewalt! Nach dem Gotteshaus geht es in dem Gotteswetter in fliegender Fahrt. Das Gotteshaus steht fest, aber das Gotteswetter fährt dahin über Feld und Moor, über Land und Meer.

Börglums Bischof erreicht die Kirche; das wird kaum Herr Oluf Hase, wie scharf er auch reitet. Er zieht mit seinen Mannen jenseit des Meerbusens dahin, Jens Glob zu Hilfe, jetzt wo der Bischof vor den Richterstuhl des Allerhöchsten geladen werden soll.

Das Gotteshaus ist der Gerichtssaal, der Altartisch ist der Gerichtstisch; die Lichter flammen schon in den schweren messingenen Armleuchtern. Der Sturm verliest die Anklage und das Urtel. Es

braust in der Luft über Moor und Haide, über die rollenden Gewässer! Keine Fähre segelt über den Meerbusen dahin in diesem Wetter.

Oluf Hase macht Halt am Ottesunde, dort verabschiedet er seine Mannen, schenkt ihnen Pferd und Rüstung und giebt ihnen Urlaub, nach Hause zu ziehen mit Gruß an sein Weib; er allein will sein Leben wagen in dem brausenden Gewässer; aber sie sollen Zeugniß geben, daß nicht sein die Schuld, daß Jens Glob ohne Entsatz in der Kirche zu Widberg steht. Die treuen Knappen verlassen ihn nicht, sie folgen ihm in die tiefen Wasser hinaus. Zehn von ihnen werden hinweggespült; aber Oluf Hase und zwei der jüngsten Knappen erreichen das jenseitige Ufer; noch haben sie vier Meilen zu reiten.

Es ist Mitternacht vorüber; es ist Weihnachten. Der Wind hat nachgelassen, die Kirche ist erleuchtet; der strahlende Lichtschein bricht durch die Fensterscheiben und fließt über Wiese und Haideland hinaus. Die Messe ist längst zu Ende. Stille herrscht im Gotteshause, man hört drinnen das Wachs von den Lichtern der Kronenleuchter auf den steinernen Fußboden tropfen. Jetzt langt Oluf Hase an.

In der Waffenhalle bietet Jens Glob ihm guten Tag, und fügt die Worte hinzu: „So eben hab' ich mich mit dem Bischof verglichen."

„Das hättest Du?" ruft Oluf Hase, „dann sollst weder Du, noch der Bischof lebendig aus der Kirche gelangen!"

Und das Schwert fährt aus der Scheide und Oluf Hase haut ein, daß die Felder der Kirchenthüre, die Jens Glob eiligst zwischen ihm und sich zuschlägt, in Stücke zersplittern.

„Haltet ein, Schwager! Erst nimm Einsicht von dem Vergleich. Ich habe den Bischof und seine Mannen und Pfaffen alle erschlagen. Kein Wort sagen sie mehr in der Sache und ich auch nicht von all' dem Unrecht, das meiner Mutter widerfahren ist."

Roth scheinen die langen Dochte der Altarlichter, röther noch scheint es vom Fußboden; dort liegt der Bischof im Blute mit zerspalteter Stirn, um ihn her seine todten Gesellen: still und lautlos ist die heilige Weihnachtsnacht.

Am vierten Weihnachtsabend läuten aber die Glocken im Kloster Börglum zur Leichenschau; der ermordete Bischof und die erschlagenen Mannen und Pfaffen sind ausgestellt unter einem schwarzen Thronhimmel, umstellt von florumhüllten Armleuchtern. Im schwarzen silbergestickten Mantel, den Krummstab in der machtlosen Hand, liegt der Todte, der einst mächtige Herr da. Die Räucherungen duften, die Mönche singen; es klingt wie Klage, es klingt wie ein Urtheil des Zorns und der Verdammniß, als wenn es weit über das Land hinaus vernommen werden müßte; vom Winde getragen, vom Winde mitgesungen: — wohl schweigt sie manchmal, aber nimmer stirbt sie, immer wieder erhebt sie sich und singt ihre Lieder, singt sie herein in unsere

Zeit, singt hier oben vom Bischof von Börglum und seinem harten Neffen; vernommen wird sie in der finstern Nacht von dem geängstigten Bauersmann, der in schwerem Sandwege am Kloster Börglum vorüberfährt; vernommen wird sie von dem lauschenden Schlaflosen in dem von dicken Mauern eingeschlossenen Zimmer auf Börglum, und deshalb seufzt und huscht es in den langen laut widerhallenden Gängen, die zur Klosterkirche führen, deren vermauerter Eingang längst verschlossen ist, nur nicht dem Auge des Aberglaubens: das sieht noch diese Thüre, sieht sie sich aufthun, sieht die Lichter von den messingenen Kronleuchtern der Kirche flammen, die Räuchergefäße duften, die Kirche strahlen in der ehemaligen Pracht, die Mönche singen und lesen Messe über den erschlagenen Bischof, der da liegt in dem schwarzen silbergestickten Mantel, mit dem Krummstab in der machtlosen Hand, und auf seiner bleichen, stolzen Stirn die blutige Wunde leuchten, leuchten wie Feuer: es sind der weltliche Sinn und die bösen Gelüste, die da ausbrennen.

Versinkt in's Grab, in Nacht, in Vergessenheit, ihr unheimlichen Gestalten der alten Zeit!

---

Hört diese Stöße des zornigen Windes! sie übertönen das rollende Meer. Ein Sturm naht draußen, der Menschenleben fordert! Dem Meere ward kein neuer Sinn mit der neuen Zeit. Diese

Nacht nur ein grausiger Schlund zum Verschlingen, ist es morgen vielleicht ein klares Auge zum Widerspiegeln — wie in der alten Zeit, die wir begruben. Schlafe süß, wenn Du's vermagst!

Jetzt ist es Morgen!

Die neue Zeit wirft Sonnenschein in's Zimmer. Der Wind hält immer noch gewaltig aus. Eine Strandung — wie in der alten Zeit — wird gemeldet.

Während der Nacht, dort unten am Lökken, dem kleinen Fischerdorf mit den rothen Ziegeldächern — wir sehen es vom Fenster aus hier oben — ist ein Schiff gestrandet. Draußen stieß es an und rannte sich fest in dem Meeresgrund; allein die Rettungsrakete warf ein rettendes Tau an Bord und band eine Brücke vom Wrak aus auf das feste Land hinüber, gerettet wurden Alle, die am Bord waren, sie gelangten an's Land und wurden in erwärmende Kissen gebettet; heute sind sie auf dem Herrnhofe zu Kloster Börglum eingeladen. In gemüthlichen Zimmern kommen ihnen dort Gastfreundschaft und milde Augen entgegen, sie werden in ihrer Landessprache begrüßt, vom Clavier her erklingen ihnen Töne heimathlicher Melodien und bevor diese verhallt sind, braust eine andere Saite, lautlos und doch klangvoll und sicher: der Gedankendraht reicht bis in die Heimath der Schiffbrüchigen, in's fremde Land hinein und meldet ihre Rettung. Da wird der Sinn leicht, da schwingen sie sich Abends im

Tanze beim Festgelage auf Börglum in der großen Halle; Walzer und Langsteyerisch wechseln ab, und dänische Volksweisen und der Fremden Lieder aus neuerer Zeit.

Gesegnet sei Du, neue Zeit! Rede Du auf gereinigter Luftströmung den Sommer ein! Sende Deine Sonnenstrahlen leuchtend in die Herzen und Gedanken! Auf Deinem strahlenden Grunde schweben sie vorüber, die finstern Sagen aus harten, strengen Zeiten!

---

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

# H. C. Andersen's

# Gesammelte Werke.

Vom

Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

Sechsundvierzigster Band.

---

## Neue Märchen und Geschichten.

Dritte Folge.

Leipzig.

Johann Friedrich Hartknoch.

# Neue
# Märchen und Geschichten.

Dritte Folge.

Von

H. C. Andersen.

Zweite Auflage.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.

# Inhalt.

## Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Ein alter Herrenhof lag da umgeben von seinem schlammigen Wallgraben mit der Zugbrücke, die nur selten niedergelassen wurde: denn nicht alle Gäste sind gute Leute. Unter dem Traufendach waren Scharten angebracht, um durch dieselben zu schießen, kochendes Wasser, ja geschmolzenes Blei auf den Feind herabzugießen, wenn er sich zu sehr nähern sollte. Drinnen im Hause war es hoch bis zur Balkendecke, was sehr zu statten kam bei dem vielen Rauch, der vom Kaminfeuer emporwirbelte, wo die großen nassen Holzknorren schwehlten. An der Wand hingen Bilder von geharnischten Männern und stolzen Frauen in schweren Kleidern; die stattlichste von Allen schritt hier lebendig einher, sie wurde Meta Mogens genannt; sie war die Frau vom Hause, ihr gehörte der Herrenhof.

Gegen Abend kamen Räuber an; sie erschlugen drei ihrer Leute, auch den Kettenhund erschlugen sie, und dann legten sie Frau Meta an die Hundekette am Hundehaus, während sie sich selber in dem Saale

breit machten, den Wein aus ihrem Keller und all' das gute Bier tranken.

Frau Meta war an die Hundekette gelegt; sie konnte nicht einmal bellen.

Aber siehe! Da schlich sich der Bursche eines der Räuber heran, ganz leise; er durfte nicht bemerkt werden, sonst hätten sie ihn todtgeschlagen.

„Frau Meta Mogens!" sagte der Bursche, „weißt Du noch, wie mein Vater zu Lebzeiten Deines Herrn auf dem hölzernen Pferde reiten mußte? — Du batest für ihn, aber es half zu Nichts, er sollte so lange reiten bis ihm die Glieder verstümmelt sein würden; aber Du schlichst Dich zu ihm hinab, wie ich mich jetzt zu Dir schleiche, Du selbst schobst einen kleinen Stein unter jeden seiner Füße, damit er sich stützen könnte. Niemand sah es, oder sie thaten, als sähen sie es nicht, Du warst ja die junge gnädige Frau. Das hat mir mein Vater erzählt, und das habe ich mir gemerkt und nicht vergessen! Jetzt löse ich dich ab, Frau Meta Mogens!"

Und darauf zogen sie Pferde aus dem Stalle heraus und ritten bei Regen und Wind und erhielten Freundeshilfe.

„Das war die kleine That an dem Alten reichlich vergolten!" sagte Meta Mogens.

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" sagte der Bursche.

Die Räuber wurden gehenkt.

---

Ein alter Herrenhof lag da, er liegt noch da; es ist nicht der der Frau Meta Mogens; er gehört einem anderen hochadligen Geschlecht.

Wir befinden uns in der Gegenwart. Die Sonne bescheint die vergoldete Thurmspitze, kleine Waldinselchen liegen gleich Bouquets auf dem Wasser, und die wilden Schwäne umkreisen sie schwimmend. Im Garten wachsen Rosen; die Frau vom Hause ist selbst das feinste Rosenblatt, es strahlt in Freude, in der Freude guter Thaten, nicht aber in die weite Welt hinaus, sondern drinnen in dem Herzen, und was dort verwahrt ist, das ist nicht vergessen, — aufgeschoben ist nicht aufgehoben!

Jetzt begiebt sie sich vom Herrenhause aus nach dem kleinen Bauerhäuschen auf dem Felde. Darin wohnt ein armes gelähmtes Mädchen; das Fenster in dem Stübchen sieht nach Norden, die Sonne kommt hier nicht herein; das Mädchen kann nur über ein kleines Stückchen Feld hinausschauen, das von einem hohen Zaune eingeschlossen ist. Aber heute ist Sonnenschein, die warme, herrlichschöne Sonne unseres lieben Herrgottes ist drinnen im Stübchen; sie kommt aus dem Süden durch das neue Fenster, dort wo früher nur Mauer war.

Die Gelähmte sitzt in dem warmen Sonnenscheine, sieht Wald und See, die Welt ist ihr so groß, so wunderschön geworden, und zwar durch ein einziges Wort von der freundlichen Frau auf dem Herrenhofe.

„Das Wort war so leicht, die That so winzig!“ sagte sie; „die Freude, die sie mir gewährte, war unendlich groß und segensreich!“

Und deshalb übt sie so manche gute That, denkt an Alle in den armen Häusern und in den reichen Häusern, wo es auch Betrübte giebt. Es ist verborgen und verwahrt, aber der liebe Gott vergißt es nicht; aufgeschoben ist nicht aufgehoben!

---

Ein altes Haus stand da; es war in der großen Stadt mit ihrem regen Verkehr. Es hat Zimmer und Säle, aber die betreten wir nicht; wir bleiben in der Küche, da ist es warm und hell, ist's rein und niedlich; das Kupferzeug blitzt, der Tisch ist wie gebohnt, der Ausgußstein ist wie ein frisch gescheuertes Spickbret; das Alles hat das eine Dienstmädchen ausgerichtet und doch noch Zeit erübrigt, um sich anzukleiden, als wolle es zur Kirche gehen. Es trägt eine Schleife an der Haube, eine schwarze Schleife: das deutet auf Trauer. Aber es hat ja Niemand zu betrauern, weder Vater noch Mutter, weder Verwandte noch Geliebte; es ist ein armes Mädchen. Einst war es verlobt, verlobt mit einem armen Burschen; sie liebten sich innig. Eines Tages aber kam er zu ihr und sagte:

„Wir Beide haben Nichts!“ sagte er; „die reiche

Wittwe drüben im Keller hat mir warme Worte gesagt; sie will mich in Wohlstand versetzen; aber Du bist in meinem Herzen. Wozu räthst Du mir?"

„Zu dem, wovon Du meinst, daß es Dein Glück sei!" sagte das Mädchen. „Sei gut und liebevoll gegen sie, aber das lass' Dir gesagt sein, daß wir Beide von Stund an, wo wir uns trennen, uns nicht wieder sehen dürfen."

— Und es verstrichen ein Paar Jahre; da begegnet ihr der einstige Freund und Bräutigam auf der Straße; er sah krank und elend aus; da konnte sie es nicht unterlassen, sie mußte fragen: „Wie geht es Dir?"

„Reich und gut in jeder Beziehung!" sagte er; „die Frau ist brav und gut, aber Du bist in meinem Herzen. Ich habe meinen Kampf gekämpft, er ist bald ausgekämpft! Wir sehen uns jetzt nicht eher als bei Gott."

Eine Woche ist verstrichen; diesen Morgen stand es in der Zeitung zu lesen, daß er gestorben war; deshalb trug das Mädchen ein Trauerkleid! Der Bräutigam ist gestorben und hat Frau und drei Stiefkinder hinterlassen, wie es zu lesen steht; es klingt dies, als wenn es einen Riß hätte, und doch ist das Metall rein.

Die schwarze Schleife deutet auf Trauer, das Antlitz des Mädchens deutet in noch höherem Grade

darauf; im Herzen ist sie verwahrt, wird niemals vergessen! Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!

---

Seht, das waren drei Geschichten, drei Blätter an einem Stiele. Wünschest Du noch mehrere Kleeblätter? Im Herzbüchlein sind deren viele, aufgeschoben ist nicht aufgehoben!

---

# Des Pförtners Sohn.

Der General wohnte in der Bel-Etage, der Pförtner wohnte im Keller; es war ein großer Sprung zwischen den beiden Familien: die ganze Parterre-Wohnung und die Rangordnung; aber sie wohnten unter demselben Dache mit Aussicht nach der Straße und nach dem Hofe. In diesem letzteren befand sich ein Grasplan mit einem vorzüglich zur Blütezeit prächtigen Akazienbaum; unter diesem saß zuweilen die geputzte Amme mit dem noch geputzteren Generalkinde „Emilchen". Vor ihnen tanzte in bloßen Füßen der kleine Sohn des Pförtners mit den großen braunen Augen und dem dunkeln Haar, und das Kind lächelte ihn an, streckte die Hände gegen ihn aus, und wenn der General das vom Fenster aus erblickte, so nickte er und sagte: „Charmant!" — Die Generalin, die so jung war, daß sie ganz gut die Tochter ihres Mannes aus einer frühern Ehe hätte sein können, blickte niemals aus dem Fenster, welches nach dem Hofraum ging, aber sie hatte Ordre gegeben, daß der Knabe der Kellerleute zwar dem

Kinde Etwas vorspielen, aber es nicht anrühren dürfe. Die Amme befolgte genau die Ordre der gnädigen Frau.

Und die Sonne strahlte hinein zu Denjenigen in der Bel=Etage und zu denen in dem Keller; der Akazienbaum setzte Blüthen an, sie fielen ab, und es kamen das nächste Jahr neue wieder; der Baum blühete: der kleine Knabe des Pförtners blühete, er sah aus wie eine frische Tulipane.

Die kleine Tochter des Generals wurde fein und blaß wie das hellrothe Blut der Akazienblüthe. Sie kam jetzt selten unter den Baum hinab: sie schöpfte frische Luft in einer Kutsche. Sie fuhr mit Mama aus, und alsdann nickte sie immer dem Georg des Pförtners zu, ja sie warf ihm sogar einen Handkuß zu, bis die Mutter ihr sagte, sie sei nun zu groß, um das ferner thun zu dürfen.

Eines Vormittags sollte Georg dem General die Briefe und Zeitungen hinaufbringen, die des Morgens in der Pförtnerwohnung abgegeben worden waren. Indem er die Treppe hinanstieg und an der Thüre zu dem Sandloch vorüberging, vernahm er von dort aus ein Piepen; er dachte, es sei ein junges Huhn, das sich verlaufen habe und wehklage, aber es war die kleine Tochter des Generals in Flor und Spitzen.

„Sage es Papa und Mama nicht; sie werden sonst böse."

„Was giebt's denn, kleines Fräulein?" fragte Georg.

„Es brennt Alles!" sagte sie. „Es brennt in heller Flamme!"

Georg eilte weiter die Treppe hinan und stand im nächsten Augenblicke in der Wohnung des Generals; er öffnete die Thür zur Kinderstube; der Fenstervorhang war fast ganz verbrannt, der Gardinenstock war eine Gluth und Flamme. Georg sprang auf einen herbeigeholten Stuhl, riß die brennenden Gegenstände herunter und rief Leute herbei; ohne ihn wäre das Haus niedergebrannt.

Der General und die Generalin examinirten die kleine Emilie.

„Ich nahm nur ein einziges Streichhölzchen," sagte sie, „es brannte gleich, und der Vorhang brannte auch gleich. Ich spuckte aus, um zu löschen, ich spuckte was ich konnte, aber ich hatte nicht genug Spucke, und so lief ich davon und versteckte mich, denn ich dachte, daß Papa und Mama würden böse werden."

„Ausspucken!" sagte die Generalin, „was ist das für ein Wort? Hast Du jemals gehört, daß Papa oder Mama ausspucken sagen? Das mußt Du von unten haben!"

Georg aber bekam einen Groschen; derselbe wurde jedoch nicht in einen Bäckerladen getragen, er ging in die Sparbüchse, und bald waren darin so viele Groschen, daß er sich einen Farbenkasten kaufen

und seinen Zeichnungen Couleur geben konnte; und er hatte viele Zeichnungen; sie schossen gleichsam aus dem Bleistift und den Fingern heraus. Die ersten farbigen Bilder schenkte er Emilie.

„Charmant!" sagte der General; selbst die Generalin räumte ein, daß man deutlich sehe, was der Knabe sich gedacht habe. „Genie hat er!" Das waren die Worte, welche die Pförtnersfrau in den Keller trug.

Der General und seine gnädige Frau waren vornehme Leute; sie hatten zwei Wappenschilder an ihrem Wagen; ein Schild für Jeden von ihnen; die gnädige Frau hatte diese Wappen an jedem Stück ihrer Wäsche, draußen und drinnen, an der Nachthaube und am Nachtsack; das ihrige, das eine, war ein theures Wappen, von ihrem Vater für blanke Thalerstücke gekauft, denn er war damit nicht geboren, sie auch nicht, sie war zu früh auf die Welt gekommen, sieben Jahre vor dem Wappen; dessen erinnerten sich noch die meisten Leute, die Familie aber nicht. Das Wappen des Generals war alt und groß; es könnte schon in Einem knacken, wenn er es tragen müßte, geschweige denn, wenn er zwei Wappenzeichen tragen müßte, und es knackte in der Generalin, wenn sie stramm und stattlich zum Hofball fuhr.

Der General war alt und grau, aber er saß gut zu Pferde, das wußte er, und er ritt jeden Tag aus mit dem Reitknecht hinter sich in geziemender Ent-

fernung; trat er in eine Gesellschaft, so sah er aus, als käme er hereingeritten auf seinem hohen Pferde; und Orden trug er, so viele, daß es unbegreiflich war; aber er war gar nicht schuld daran. Als ganz junger Mensch hatte er beim Militär gestanden, war bei den großen Herbstmanoeuvres gewesen, die damals in Friedenszeiten mit den Truppen abgehalten wurden. Aus dieser Zeit erzählte er eine Anekdote, die einzige, die er zu erzählen wußte: sein Unteroffizier schnitt einen der Prinzen ab und nahm denselben gefangen, und dieser mußte nun mit seiner kleinen Truppe gefangener Soldaten, selbst ein Gefangener, durch die Stadt, hinter dem Generale reiten. Dies war ein unvergeßliches Ereigniß, das immer, Jahr aus Jahr ein, vom Generale wiedererzählt wurde, und zwar gerade mit denselben denkwürdigen Worten, die er gesprochen hatte, als er dem Prinzen dessen Degen wieder überreichte: „Nur mein Unteroffizier konnte Ew. Hoheit gefangen nehmen, ich niemals!“ und der Prinz hatte geantwortet: „Sie sind unvergleichlich!“ Im wirklichen Kriege war der General niemals gewesen; als der Krieg durchs Land ging, ging er den diplomatischen Weg durch drei ausländische Höfe. Er sprach die französische Sprache so, daß er seine eigene fast vergaß; er tanzte gut, er ritt gut, es wuchsen Orden an seinem Rock bis ins Unbegreifliche; die Schildwachen präsentirten vor ihm; eins der schönsten Mädchen präsentirte vor ihm und wurde Generalin, und

sie bekamen ein kleines niedliches Kind, es kam wie vom Himmel gefallen, so niedlich war es, und der Sohn des Pförtners tanzte ihm Etwas vor im Hofe, sobald es begreifen konnte, und schenkte ihm alle seine gezeichneten, farbigen Bilder, und die kleine Emilie sah sie an, freute sich und riß sie entzwei. Sie war so fein und so niedlich.

„Mein Rosenblättchen!“ sagte die Generalin. „Für einen Prinzen bist Du geboren!“

Der Prinz stand schon draußen vor der Thür; aber man wußte nichts davon. Die Menschen sehen nicht weit über die Schwelle hinaus.

„Vorgestern theilte unser Junge sein Butterbrot mit ihr!“ sagte die Pförtnersfrau; „da war weder Käse noch Fleisch darauf, aber es schmeckte ihr, als wenn es Rinderbraten gewesen wäre. Das würde ein Spektakel gegeben haben, wenn Generals die Mahlzeit gesehen hätten, aber sie sahen es nicht.“

Georg hatte sein Butterbrot mit der kleinen Emilie getheilt, er hätte gern sein Herz mit ihr getheilt, wenn es ihr nur Freude gemacht hätte. Er war ein guter Junge, aufgeweckt und klug, und er ging jetzt in die Abendschule in die Akademie, um dort richtig zeichnen zu lernen. Die kleine Emilie nahm auch an Kenntnissen zu; sie sprach Französisch mit ihrer „Bonne“ und hatte einen Tanzmeister.

„Georg wird Ostern eingesegnet!“ sagte die Pförtnersfrau; so weit war Georg.

„Am Vernünftigsten wäre es wohl jetzt, wenn er in die Lehre käme!“ sagte der Vater. „Eine nette Profession müßte es sein! Und er wäre damit aus dem Hause!“

„Er müßte doch zu Hause schlafen!“ sagte die Mutter; „es ist nicht leicht, einen Meister zu finden, der Platz fürs Nachtquartier hat! Kleider müssen wir ihm auch schaffen! Das Bischen Essen, das er braucht, wird wohl auch herbeigeschafft! Er ist ja glücklich, wenn er ein paar gekochte Kartoffeln hat. Freies Lernen hat er. Laß Du ihn seinen Gang gehen, Du wirst sehen, daß wir Freude an ihm erleben; das sagt auch der Professor!“

Die Confirmationskleider waren fertig, die Mutter selbst hatte sie genäht, aber zugeschnitten der Flickschneider, und er schnitt gut zu; „wenn der anders gestellt worden wäre und eine Werkstatt mit Gesellen hätte halten können,“ sagte die Pförtnersfrau, „so hätte der Mann sehr gut Hofschneider werden können.“

Die Kleider waren fertig und der Confirmand war fertig. Georg bekam am Tage seiner Confirmation eine große tombakne Uhr von seinem Pathen, dem alten Ladendiener des Eisenwaarenhändlers, dem reichsten der Pathen Georgs. Die Uhr war alt und geprüft, sie ging immer voraus, aber das ist besser als hinterdrein zu gehen. Das war ein kostbares

Geschenk; und von Generals kam ein Gesangbuch in Saffian an, gesandt von dem kleinen Fräulein, dem Georg Bilder geschenkt hatte. Vorne im Buche stand sein Name und ihr Name und „gewogene Gönnerin"; das war nach dem Dictat der Generalin geschrieben, und der General hatte es durchgelesen und „Charmant!" gesagt.

„Das ist wirklich eine große Aufmerksamkeit von einer so vornehmen Herrschaft," sagte die Pförtnersfrau; und Georg mußte in seinem Confirmationsstaat, das Gesangbuch in der Hand, hinauf und sich zeigen.

Die Generalin saß da sehr eingehüllt und hatte ihren großen Kopfschmerz, den sie stets hatte, wenn sie sich langweilte. Sie schaute Georg sehr freundlich an und wünschte ihm alles Gute und niemals ihren Kopfschmerz. Der General ging im Schlafrocke umher, trug eine Mütze mit einer großen Quaste auf dem Kopfe und rothgeschäftete russische Stiefel an den Füßen; er schritt drei Mal auf und ab im Zimmer, in eigenen Gedanken und Erinnerungen vertieft, blieb darauf stehen und sagte:

„Der kleine Georg ist also jetzt ein Christenmensch! Sei nun auch ein braver Mann und ehre Deine Obrigkeit! Diese Sentenz, kannst Du einst als alter Mann sagen, hat Dich der General gelehrt."

Das war eine längere Rede als der General sonst zu halten pflegte; und er kehrte wieder zu seinem Insichgekehrtsein zurück und sah vornehm aus.

Doch von Allem, was Georg hier oben hörte und sah, blieb ihm das kleine Fräulein Emilie am klarsten in seinen Gedanken: wie anmuthig war Emilie, wie sanft, wie schwebend, wie fein war sie! Wenn sie gezeichnet werden sollte, müßte es in einer Seifenblase sein. An ihren Kleidern, an ihrem gelockten, gelben Haar war ein Duft, als sei sie eine frisch aufgeblühte Rose; und mit ihr hatte er einmal sein Butterbrot getheilt; sie hatte es mit ungeheurem Appetit gegessen und ihm bei jedem zweiten Bissen zugenickt. Ob sie sich dessen wohl noch erinnerte? Ja, gewiß! Sie hatte ihm ja „eingedenk" dessen das schöne Gesangbuch geschenkt; und als es zum ersten Male nach diesem Ereigniß Neujahr und Neumond wurde, nahm er ein Stück Brot und einen Groschen und sein Gesangbuch und begab sich ins Freie und schlug das Buch auf, um zu sehen, welchen Psalm er bekäme. Es war ein Lob- und Dank-Psalm; er schlug darauf nochmals das Buch auf, um zu sehen, was der Emilie beschieden sein möchte; er nahm sich sehr in Acht, um nicht in das Buch hineinzugreifen, wo die Leichen-Psalmen standen, und dennoch griff er hinein zwischen Tod und Grab. Das sei ja aber nichts, woran man glauben müsse, meinte er; aber er erschrak doch, als bald nachher das niedliche kleine Mädchen bettlägerig wurde und der Doctorwagen jeden Mittag am Thorweg anhielt.

„Sie behalten sie nicht!" sagte die Pförtnersfrau, „der liebe Gott weiß schon, wen er haben will!"

Aber sie behielten sie doch; und Georg zeichnete Bilder und sendete ihr dieselben; er zeichnete das Schloß des Czaren, den alten Kreml in Moskau, grade so wie er dastand mit Thürmen und Kuppeln; diese letzteren sahen aus wie riesige grüne und vergoldete Gurken, wenigstens in Georgs Zeichnung. Das erfreute die kleine Emilie sehr, und deshalb schickte Georg ihr im Verlauf der Woche noch ein paar Bilder, alle mit Gebäuden, denn an diesen konnte sie sich selbst gar Vieles innerhalb der Thore und Fenster denken.

Er zeichnete ein chinesisches Haus mit Glockenspiel durch alle sechzehn Stockwerke; er zeichnete zwei griechische Tempel mit schlanken marmornen Säulen und Treppen ringsum; er zeichnete eine norwegische Kirche; man sah deutlich, daß sie ganz von Gebälk gebaut war, ausgehauen und sonderbar zusammengestellt, jedes Stockwerk sah aus als habe es Wiegen-Bügel; am schönsten war aber auf einem Blatt das Schloß, welches er „Emiliens Schloß" nannte. So müsse sie wohnen; dieses Schloß hatte Georg selbst sich ausgedacht und zu demselben Alles genommen, was er bei jedem der anderen Bauwerke am schönsten gefunden. Es hatte geschnitztes Gebälk, wie die norwegische Kirche, marmorne Säulen, wie die griechischen Tempel, Glockenspiel in jedem Stockwerk und war gekrönt mit Kuppeln, grün und vergoldet, wie der Kreml des Czaren. Es war ein richtiges Kinderschloß! Und unter jedem

Fenster stand geschrieben, wozu der Saal oder das Zimmer innerhalb sein sollte, zum Beispiel: „Hier schläft Emilie"; „hier tanzt Emilie"; „hier spielt sie ‚Gäste empfangen'". Es war eine Freude, das Schloß anzusehen, und es wurde freilich auch angesehen.

„Charmant!" sagte der General.

Aber der alte Graf (denn es war ein alter Graf da, der noch vornehmer war als der General, und selbst ein Schloß hatte), sagte gar nichts: er hörte, daß es von dem kleinen Sohne des Pförtners ausgedacht und gezeichnet war. Nun, so sehr klein war er gerade nicht, er war schon confirmirt. Der alte Graf betrachtete die Bilder und hatte seine eigenen stillen Gedanken dabei.

Eines Tages, es war gerade recht graues, nasses und häßliches Wetter, ging der hellste und beste Tag für den kleinen Georg auf: der Professor der Kunstakademie rief ihn zu sich herein.

„Höre, mein Freund," sagte der Professor, „ich habe mit Dir zu sprechen! Der liebe Gott ist gut gegen Dich mit Fähigkeiten gewesen, er ist auch gut gegen Dich mit guten Menschen. Der alte Graf drüben an der Ecke hat mit mir von dir gesprochen; ich habe auch Deine Bilder gesehen, nun von diesen wollen wir nicht weiter reden, es ist Vieles in ihnen zu berichtigen! Aber von jetzt an kannst Du zwei Mal wöchentlich in meine Zeichenklasse kommen, dann wirst Du schon dahinter kommen, es besser zu

machen. Ich glaube, es steckt in Dir mehr von einem Baumeister als von einem Maler: Du hast nun Zeit, Dir das zu überlegen; aber gehe heute noch zu dem alten Grafen drüben an der Ecke, und danke Gott für den Mann!"

Es war ein großes Haus, das Haus des alten Grafen an der Ecke; um die Fenster waren Elephanten und Dromedare ausgehauen, Alles aus alter Zeit her; aber der alte Graf liebte am meisten die neue Zeit mit dem, was sie brachte, mochte es nun von der Bel-Etage, vom Keller oder vom Dache kommen.

„Ich glaube," sagte die Pförtnersfrau, „je vornehmer die Leute sind, desto weniger haben sie sich. Wie ist der alte Graf so hübsch und geradezu! Und er spricht wirklich gerade so wie Du und ich; das können Generals nicht! Georg war auch gestern ganz wie närrisch vor Entzücken über die gute Aufnahme, die er beim Grafen hatte, und heute bin ich es, nachdem ich mit dem mächtigen Manne gesprochen habe. War es nun nicht gut, daß wir Georg nicht in die Lehre zu einem Handwerker schickten? Fähigkeiten hat er."

„Aber die müssen Hilfe von außen haben!" sagte der Vater.

„Die hat er jetzt bekommen," sagte die Mutter, „der Graf sprach mit deutlichen klaren Worten."

„Das wird aber doch von Generals ausgegangen sein!" sagte der Vater. „Bei ihnen müssen wir uns auch bedanken."

„Das können wir gern thun!" sagte die Mutter; „aber ich glaube, wir haben da nicht viel zu danken; dem lieben Gott will ich danken, und ihm will ich auch dafür danken, daß die kleine Emilie sich erholt."

Mit Emilie ging es vorwärts, und es ging auch vorwärts mit Georg; im Verlauf des Jahres bekam er die kleine silberne Preismedaille der Akademie, und später die größere.

---

„Es wäre doch besser gewesen, wenn er in die Lehre zu einem Handwerker gekommen wäre!" sagte die Pförtnersfrau und weinte, „da hätten wir ihn behalten. Was soll er in Rom? Ich kriege ihn nie mehr zu sehen, selbst nicht, wenn er wieder zurückkehrt, aber das thut er nicht, der liebe Junge!"

„Aber das ist sein Glück und sein Ruhm!" sagte der Vater.

„Ja, ich danke Dir, mein Freund!" sagte die Mutter, „Du sprichst, was Du nicht meinst; Du bist ebenso betrübt wie ich."

Und es hatte seine Richtigkeit mit der Betrübniß und mit der Abreise. Es sei aber ein großes Glück für den jungen Menschen, sagten alle Leute. Und es wurde Abschied genommen, auch bei dem General; aber die Frau Generalin zeigte sich nicht, sie hatte ihren großen Kopfschmerz. Der General erzählte beim Abschied seine einzige Anekdote, was

er zum Prinzen gesagt und was der Prinz zu ihm gesagt hatte: „Sie sind unvergleichlich!“ Und darauf reichte er Georg seine Hand, seine schlaffe Hand.

Emilie reichte auch Georg die Hand und sie sah fast betrübt aus; aber Georg war doch der Betrübteste.

---

Die Zeit verstreicht, wenn man Etwas thut, sie verstreicht auch, wenn man Nichts thut. Die Zeit ist gleich lang, aber nicht gleich nützlich. Georg war sie nützlich und gar nicht lang, wenn er nicht gerade an die Heimath dachte. Wie mochte es wohl den Leuten ergehen oben und unten? Ja, davon wurde geschrieben; und man kann gar Vieles in einen Brief einlegen, den hellen Sonnenschein und die finsteren schweren Tage. Die letzteren lagen in dem Briefe, der ihn benachrichtigte, daß der Vater todt und die Mutter nun allein sei; Emilie war wie ein Engel des Trostes gewesen, sie war zu der Mutter hinab gekommen, schrieb diese, und fügte über sich selbst hinzu, daß man ihr das Amt im Thorwege belassen habe.

---

Die Generalin hielt ein Tagebuch; in demselben stand jede Gesellschaft, jeder Ball, den sie besucht, und jeder Fremdenbesuch, den sie empfangen

hatte, verzeichnet. Das Tagebuch wurde durch die Visitenkarten der Diplomaten und der höchstadeligen Besuche illustrirt, sie war stolz auf ihr Tagebuch: dasselbe wuchs lange Zeit hindurch, beim Verlauf vieler großer Kopfschmerzen, aber auch bei vielen halben Nächten, das heißt Hofbällen. Emilie war zum ersten Male auf einem Hofball gewesen; die Mutter hatte hellroth mit schwarzen Spitzen getragen: spanisch; die Tochter weiß, klar und fein grüne seidene Bänder flatterten wie Schilf zwischen den gelben Locken, auf dem Kopfe trug sie einen Kranz von weißen Wasserlilien; die Augen waren so blau und klar, der Mund so fein und roth, sie glich einer kleinen Wassernixe, so schön, wie eine solche gedacht werden kann. Drei Prinzen tanzten mit ihr, das heißt erst der Eine und dann der Andere; die Generalin hatte acht Tage lang keine Kopfschmerzen.

Aber der erste Ball blieb nicht der letzte und das hielt Emilie nicht aus; es war deshalb gut, daß der Sommer mit Ruhe und Luft im Freien kam. Die Familie war von dem alten Grafen auf sein Schloß eingeladen. Das war ein Schloß mit einem Garten, der des Sehens werth war. Ein Theil desselben war ganz wie in alten Tagen mit steifen, grünen Hecken, man ging dort wie zwischen grünen Wänden mit Gucklöchern. Buxbaum und Taxus standen da als Sterne und Pyramiden ausgeschnitten, Wasser sprang aus großen mit Muschelschalen bekleideten Grotten;

ringsnm standen steinerne Figuren von dem allerschönsten Gestein, das sah man sowohl an den Kleidern wie an den Gesichtern; jedes Blumenbeet hatte eine andere Gestalt, als Fisch, Wappenschild oder Namenszug; das war der französische Theil des Gartens; von diesem aus gelangte man gleichsam in den freien, frischen Wald, wo die Bäume wachsen durften wie sie wollten, und die deshalb gar groß und prächtig waren; das Gras war grün und zum Begehen, es wurde auch gewalzt, beschnitten, gehegt und gepflegt; das war der englische Theil des Gartens.

„Alte Zeit und neue Zeit!“ sagte der Graf; „hier verlaufen sie auch gut ineinander! In zwei Jahren wird das Gebäude selbst sein richtiges Ansehen bekommen, es wird eine ganze Verwandlung zum Schönen und Besseren werden; ich werde Ihnen die Zeichnungen zeigen und auch den Baumeister; er ist heute hier zu Mittag.“

„Charmant!“ sagte der General.

„Hier ist's paradiesisch!“ sagte die Generalin; „und dort haben Sie eine Ritterburg!“

„Das ist mein Hühnerhaus!“ sagte der Graf; „die Tauben wohnen im Thurme, die Kalekutten im ersten Stockwerk, aber im Parterre regiert die alte Else. Sie hat Gastzimmer nach allen Seiten: die Legehühner für sich, die mit den Küchlein für sich, und die Enten haben ihren eigenen Ausgang nach dem Wasser.“

„Charmant!“ wiederholte der General.

Und Alle schritten weiter, um diese Herrlichkeit zu sehen.

Die alte Else stand in der Parterrestube und neben ihr stand der Baumeister Georg; er und Emilie begegneten sich nach mehreren Jahren, begegneten sich im Hühnerhause.

Ja, hier stand er, und er war schön genug, um angesehen zu werden: sein Antlitz offen und energisch, schwarzes glänzendes Haar und um den Mund ein Lächeln, welches sagte: Es sitzt mir ein Schelm hinterm Ohr, der kennt Euch aus- und inwendig. Die alte Else hatte die Holzschuhe ausgezogen und stand in Strümpfen da zur Ehre der hochvornehmen Gäste. Und die Hühner gluckten und der Hahn krähte, die Enten watschelten davon „rab! rab!“ Aber das feine blasse Mädchen, die Freundin seiner Kindheit, die Tochter des Generals, stand da mit rosigem Schein auf den sonst so blassen Wangen, ihre Augen wurden ganz groß, um ihren Mund sprach es, ohne daß der Mund selbst ein einziges Wort sagte, und der Gruß, den er bekam, war der schönste Gruß, den sich ein junger Mensch von einer jungen Dame wünschen konnte, wenn sie nicht verwandt waren oder oft zusammen getanzt hatten; sie und der Baumeister hatten niemals zusammen getanzt.

Der Graf drückte seine Hand und stellte ihn vor: „Ganz fremd ist er nicht, unser junger Freund Georg!“

Die Generalin verneigte sich, die Tochter war

nahe daran, ihm die Hand zu reichen, aber sie reichte sie ihm nicht.

„Unser kleiner Herr Georg!“ sagte der General. „Alte Hausfreunde. Charmant!“

„Sie sind ganz Italiener geworden!“ sagte die Generalin, „und Sie sprechen wohl die Sprache wie ein Eingeborener?“

„Die Generalin singe die Sprache, aber spreche sie nicht,“ sagte der General.

Am Mittagstische saß Georg zur Rechten Emiliens, der General hatte sie, der Graf die Generalin zu Tische geführt.

Herr Georg sprach und erzählte, und er erzählte gut, er war das Wort und der Geist am Tische, obgleich der alte Graf es auch sein konnte. Emilie saß schweigend da, die Ohren hörten, die Augen leuchteten.

Aber sie sagte Nichts.

In der Veranda zwischen den Blumen stand sie und Georg, die Rosenhecke verbarg Beide. Georg hatte wieder das Wort, hatte es zuerst.

„Vielen Dank für Ihre freundliche Gesinnung gegen meine alte Mutter!“ sagte er; „ich weiß es, Sie kamen zu ihr hinunter in der Nacht, als mein Vater starb, und blieben bei ihr, bis seine Augen sich schlossen, herzlichen Dank!“ Und er ergriff Emiliens Hand und küßte sie; das durfte er schon bei der Gelegenheit; sie erröthete tief, aber drückte seine Hand

wieder und schaute ihn an mit ihren lieben blauen Augen.

„Ihre Mutter war eine liebe Seele! Wie liebte sie ihren Sohn! Und alle Ihre Briefe ließ sie mich lesen, ich glaube fast, ich kenne Sie! Wie freundlich waren Sie gegen mich, als ich ein kleines Mädchen war, Sie schenkten mir Bilder —!"

„Die Sie entzweirissen!" sagte Georg.

„Nein, ich habe noch mein Schloß, die Zeichnung."

„Jetzt muß ich es in Wirklichkeit bauen!" sagte Georg, und wurde selbst bei dem, was er sagte, ganz warm.

Der General und die Generalin sprachen unter sich in ihren Zimmern von dem Sohne des Pförtners, wie er sich zu bewegen und mit großer Kenntniß auszudrücken verstehe. „Er könnte Informator sein!" sagte der General.

„Geist!" sagte die Generalin, aber mehr sagte sie nicht.

---

Während der schönen Sommerzeit kam Herr Georg öfter auf das Schloß des Grafen. Man vermißte ihn, wenn er nicht kam.

„Was hat der liebe Gott Ihnen doch Vieles uns anderen armen Menschen voraus gegeben!" sagte Emilie zu ihm. „Sind Sie ihm auch recht dankbar dafür?"

Es schmeichelte Georg, daß das schöne junge Mädchen zu ihm hinaufblickte, er fand alsdann Emilie ungewöhnlich begabt.

Und der General fühlte sich immer mehr und mehr davon überzeugt, daß Herr Georg unmöglich ein Kellerkind sein könnte. „Die Mutter war übrigens eine sehr brave Frau!“ sagte er, „das bin ich schuldig, ihr noch im Grabe nachzusagen.“

---

Der Sommer verstrich, der Winter kam, es wurde wieder von Herrn Georg gesprochen; er war wohl angesehen und in den höchsten Kreisen gut aufgenommen, der General hatte ihn auf einem Hofball angetroffen.

Im Hause des Generals sollte nun Emiliens wegen ein Ball gegeben werden; könnte man Herrn Georg einladen?

„Wen der König einladet, kann der General auch einladen!“ sagte der General und hob sich einen ganzen Zoll vom Fußboden empor.

Herr Georg wurde eingeladen, und er kam; und es kamen Prinzen und Grafen, und Einer tanzte besser als der Andere, aber Emilie konnte nur den ersten Tanz tanzen, in diesem that sie einen Fehltritt, nicht gefährlich, aber doch so, daß der Fuß schmerzte, und deshalb mußte man vorsichtig sein, zu tanzen aufhören, den Anderen zusehen; und nun

saß sie da und sah zu, und der Baumeister stand ihr zur Seite.

„Sie geben ihr wohl die ganze Peterskirche!“ sagte der General im Vorübergehen und lächelte wie das Wohlwollen selbst.

Mit demselben Lächeln des Wohlwollens empfing er einige Tage später Herrn Georg. Der junge Mann käme gewiß, um sich für den Ball zu bedanken, was sonst? O nein, etwas höchst Ueberraschendes, Staunenswerthes, wahnsinnige Worte sprach er; der General traute kaum seinen eigenen Ohren; „pyramidale Declamation“, einen Antrag, der undenkbar war: Herr Georg bat sich die kleine Emilie zur Frau aus.

„Mann!“ sagte der General und wurde wie gekocht im Kopfe. „Ich verstehe Sie ganz und gar nicht! Was sagen Sie? Was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht! Herr! Mensch! Was fällt Ihnen ein, in mein Haus einzufallen? Muß ich hier, muß ich da sein?“ — Und er schritt rittlings in sein Schlafzimmer ein, drehte den Schlüssel um und ließ Herrn Georg allein; dieser blieb einige Minuten stehen, worauf er sich umdrehte und das Zimmer verließ. Im Corridor stand Emilie.

„Mein Vater antwortete —?“ fragte sie und ihre Stimme zitterte.

Georg drückte ihr die Hand: „er entwischte mir!“ sagte er — „aber es wird eine bessere Zeit kommen!“

In Emiliens Augen standen Thränen; aus den

Augen des jungen Mannes sprachen Zuversicht und Muth, und die Sonne schien durchs Fenster und bestrahlte die Beiden und gab ihnen ihren Segen.

Der General saß ganz kochend in seinem Zimmer, ja, es kochte noch immer, es wallte über in Worten und Ausrufen: „Wahnsinn! Portier-Tollheit!" —

Keine Stunde war verstrichen, so wußte es die Generalin aus dem eigenen Munde des Generals, und sie rief Emilie herbei und blieb allein mit ihr.

„Du armes Kind, Dich so zu beleidigen! Uns zu beleidigen! In Deinen Augen sind auch Thränen, aber sie stehen Dir gut! Du bist schön in Thränen! Du siehst mir ähnlich an meinem Hochzeitstage. Weine nur, süße Emilie!"

„Ja, das muß ich!" sagte Emilie, „wenn Du und Vater nicht Ja sagen!"

„Kind!" rief die Generalin, „Du bist krank! Du sprichst irre, und ich bekomme meinen entsetzlichen Kopfschmerz! Ach, das Unglück, das über unser Haus kommt! Laß Deine Mutter nicht sterben, Emilie, sonst hast Du keine Mutter!"

Und die Augen der Generalin wurden feucht, sie konnte es nicht ertragen, an ihren eigenen Tod zu denken.

---

In der Zeitung stand zu lesen: Herr Georg ernannt zum Professor, fünfter Klasse, Nummer acht.

„Es ist schade, daß seine Eltern begraben sind und es nicht lesen können!" sagten die neuen Pförtnerleute, die jetzt im Keller unter dem General wohnten; sie wußten, daß der Professor geboren und groß gezogen war innerhalb ihrer vier Wände.

„Jetzt kommt er in die Rangsteuer!" sagte der Mann.

„Ja, ist das nicht sehr viel für ein armes Kind?" sagte die Frau.

„Achtzehn Thaler jährlich!" sagte der Mann, „ja das ist viel Geld!"

„Nein, die Erhöhung meine ich!" sagte die Frau. „Glaubst Du, daß ihn das Geld kümmert? Die paar Thaler kann er hundert Mal verdienen, und eine reiche Frau kriegt er wohl obendrein. Wenn wir Kinder hätten, Mann, sollte unser Kind auch Baumeister und Professor sein!"

Man sprach Gutes von Georg im Keller, und man sprach Gutes von ihm in der Bel-Etage; der alte Graf erlaubte sich das.

Die gezeichneten Bilder aus seiner Kindheit gaben dazu Veranlassung. Aber wodurch gerieth das Gespräch auf diese Bilder? Man sprach von Rußland, von Moskau, und da war man auch beim Kreml, welchen der kleine Georg einst Fräulein Emilie gezeichnet hatte; er hatte viele Bilder gezeichnet, eines namentlich erinnerte sich der Graf: „Das Schloß Emiliens", wo sie schlief, wo sie tanzte und „Gäste-

empfangen" spielte; der Professor war sehr tüchtig, er würde gewiß als alter Geheimrath sterben, das wäre gar nichts Unmögliches, zuvor aber der jetzt so jungen Dame wirklich ein Schloß gebaut haben; weshalb nicht?

„Das war eine sonderbare Heiterkeit," bemerkte die Generalin, als der Graf sich entfernt hatte. Der General schüttelte bedächtig den Kopf, ritt aus mit dem Reitknecht in gehöriger Entfernung hinter sich und saß stolzer als je auf seinem hohen Pferde.

Es war Emiliens Geburtstag; Blumen, Bücher, Briefe und Visitenkarten wurden abgegeben; die Generalin küßte sie auf den Mund, der General auf die Stirn; es waren liebevolle Eltern, und sie und Emilie bekamen hohen Besuch, zwei von den Prinzen. Es wurde von Bällen und vom Theater, von diplomatischen Sendungen, von der Regierung der Reiche und Länder gesprochen. Es wurde von Tüchtigkeit, von der eigenen Landes-Tüchtigkeit gesprochen, und dadurch kam auch die Rede auf den Herrn Baumeister.

„Er baut an seiner Unsterblichkeit!" hieß es; „er baut sich gewiß auch in eine unserer ersten Familien hinein!"

„Eine unserer ersten Familien!" wiederholte der General später der Generalin. „Wer ist eine unserer ersten Familien?"

„Ich weiß, auf wen das hindeutete!" sagte die

Generalin, „aber ich spreche es nicht aus! ich denke es nicht! Gott waltet! aber staunen werde ich!“

„Ich staune auch!“ sagte der General, „ich habe nicht eine Idee in meinem Kopfe!“ und er versank in Gedanken-Erwartung.

Es liegt eine Macht, eine unnennbare Macht in dem Quell der Gnade von oben: die Gunst des Hofes, die Gunst Gottes; — und all' diese Gunst der Gnade hatte der kleine Georg. Aber wir vergessen den Geburtstag.

Emiliens Zimmer duftete von Blumen von Freunden und Freundinnen, auf dem Tische lagen schöne Geschenke zum Gruße und zum Andenken, aber nicht ein einziges von Georg, ein solches konnte nicht kommen, aber es bedurfte auch eines solchen nicht, erinnerte doch das ganze Haus an ihn. Selbst aus dem Sandloch unter der Treppe piepte die Erinnerungsblume hervor, dort hatte Emilie gepiept, als der Fenstervorhang brannte und Georg als erste Spritze ankam. Ein Blick aus dem Fenster, und der Akazienbaum erinnerte an die Zeit der Kindheit. Blüthen und Blätter waren abgefallen, aber der Baum stand da mit Reif bedeckt, als sei er ein einziger ungeheurer Korallenzweig; und der Mond schien klar und groß zwischen die Zweige, unverändert in all' seiner Veränderlichkeit, wie damals, als Georg sein Butterbrod mit der kleinen Emilie theilte.

Aus einem Kasten holte sie die Zeichnungen mit

dem Schloß des Czaren, mit ihrem eigenen Schloß hervor: die Gedenkzeichen Georgs; sie wurden besehen und es wurde dabei gedacht, und es kamen viele Gedanken; sie erinnerte sich an den Tag, an welchem sie unbemerkt von Vater und Mutter zu der Pförtnersfrau hinabging, die im Sterben lag; sie blieb bei ihr sitzen, hielt die Hand der alten Frau in der ihren, hörte deren letzten Worte: „Segen! — Georg!" Die Mutter dachte an ihren Sohn. — Jetzt legte Emilie ihre Deutung hinein. Ja, Georg war freilich mit zum Geburtstag!

Am folgenden Tage, es traf sich so, war wieder ein Geburtstag im Hause: der Geburtstag des Generals; er war am Tage nach dem Geburtstag seiner Tochter geboren, natürlicherweise früher als sie, viele Jahre früher. Es kamen viele Geschenke an und unter diesen ein Sattel von ausgezeichneter Arbeit, bequem und kostbar, nur einer der Prinzen hatte gerade einen solchen. Von wem der Sattel wohl käme? Der General war entzückt. Es lag ein kleines Zettelchen bei dem Sattel; hätte nun auf demselben etwa gestanden: „Besten Dank für den gestrigen Empfang!" so hätten wir Anderen schon errathen können, von wem er käme, aber es stand darauf: „Von Jemand, den der Herr General nicht kennt."

„Wen in aller Welt kenne ich nicht!" sagte der General. „Alle Menschen kenne ich!" Und seine Gedanken wanderten in große Gesellschaft; er kannte

alle die Menschen dort. „Der ist von meiner Frau!“ rief er zuletzt. „Sie neckt mich! Charmant!“

Aber sie neckte nicht, die Zeit war vorüber.

---

Und wieder war ein Fest, aber nicht im Hause des Generals, es war Kostümball bei einem der Prinzen; auch Maske war erlaubt.

Der General kam als Rubens in spanischer Tracht mit kleiner Halskräuse, Degen und guter Haltung; die Generalin war Madame Rubens, in schwarzem Sammet hoch bis an den Hals, entsetzlich warm, mit Mühlstein um den Hals, das heißt großer Halskrause, getreu nach einem holländischen Gemälde, welches der General besaß, und an welchem namentlich die Hände bewundert wurden; sie glichen ganz und gar den Händen der Generalin.

Emilie kam als Psyche, in Flor und Spitzen. Sie war wie schwebendes Schwanendaunen, sie hatte die Flügel gar nicht nöthig, sie trug sie nur als ein Psyche-Zeichen.

Ein Glanz, eine Pracht, Licht und Blumen, Reichthum und Geschmack waren bei diesem Ball entfaltet; es war da so Vieles zu sehen, daß man die schönen Hände der Madame Rubens gar nicht bemerkte.

Ein schwarzer Domino mit Akazienblüthe auf der Kapuze tanzte mit Psyche.

„Wer ist der?“ fragte die Generalin.

„Seine königliche Hoheit!“ sagte der General, „ich bin dessen gewiß, ich erkannte ihn sofort an dem Händedruck.“

Die Generalin bezweifelte das.

General Rubens zweifelte nicht, näherte sich dem schwarzen Domino und schrieb demselben königliche Buchstaben in die Hand; diese wurden verleugnet, aber ein Fingerzeig wurde gegeben:

„Die Devise des Sattels! Einer, den Sie nicht kennen, Herr General.“

„Aber dann kenne ich Sie ja!“ sagte der General. „Sie haben mir den Sattel gesandt!“

Der Domino erhob die Hand und verschwand unter die Anderen.

„Wer ist der schwarze Domino, mit dem Du tanztest, Emilie?“ fragte die Generalin.

„Ich habe nicht nach seinem Namen gefragt!“ antwortete sie.

„Weil Du ihn wußtest! Es ist der Professor!“ — Ihr Protegé, Herr Graf, ist hier!“ fuhr die Generalin fort, sich an den Grafen wendend, der in der Nähe stand. „Schwarzer Domino mit Akazienblüthe!“

„Sehr möglich, meine Gnädige!“ antwortete der Graf. „Allein einer der Prinzen ist übrigens ebenso costümirt.“

„Ich kenne den Händedruck!“ sagte der General. „Vom Prinzen ist der Sattel! Ich bin meiner Sache so gewiß, daß ich ihn zu Tische einladen könnte.“

„Thun Sie das! Ist es der Prinz, so kommt er gewiß —!" sagte der Graf.

„Und ist es der Andere, so kommt er nicht!" sagte der General und näherte sich dem schwarzen Domino, der gerade mit dem König sprach. Der General brachte eine sehr ehrerbietige Einladung an, „damit sie einander kennen lernen könnten", und er lächelte so sicher in seiner Gewißheit über die Person, die er einlud; er sprach laut und vernehmlich.

Der Domino lüftete die Maske: es war Georg.

„Wiederholen Sie die Einladung, Herr General?" fragte er.

Der General wurde freilich um einen Zoll höher, nahm eine festere Haltung an, that zwei Schritte zurück und einen Schritt vorwärts wie zu einer Menuett, und es kam Ernst und Ausdruck in das feine Gesicht des Generals, so viel wie der General eben hineinlegen konnte, aber er antwortete:

„Ich nehme niemals mein Wort zurück! Sie sind eingeladen, Herr Professor!" und er verbeugte sich mit einem Blick gegen den König, der wohl das Ganze gehört haben könnte.

---

Und nun war Mittagsgesellschaft beim General, aber nur der alte Graf und sein Protegé waren eingeladen.

„Den Fuß unter dem Tisch," meinte Georg, „dann ist der Grundstein gelegt!" und der Grund=

stein wurde wirklich gelegt mit großer Feierlichkeit, bei dem General und der Generalin.

Der Mensch war gekommen und hatte ganz wie ein Mann aus der guten Gesellschaft gesprochen, war höchst interessant gewesen, der General mußte sein „Charmant" oft wiederholen. Der General sprach von ihrem Mittag, sprach sogar mit einer der Damen am Hofe davon, und diese, eine der geistreichsten, erbat sich eine Einladung für's nächste Mal, wenn der Professor käme. Er mußte also wieder eingeladen werden, und er wurde eingeladen und kam, und war wieder charmant, konnte sogar Schach spielen.

„Er ist nicht aus dem Keller!" sagte der General, „er ist ganz gewiß ein vornehmer Sohn! Es giebt viele vornehme Söhne, und darin ist der junge Mann ganz unschuldig."

Der Herr Professor, der in's Haus des Königs kam, konnte sehr gut in's Haus des Generals kommen, aber daß er da anwachsen könnte, davon war hier keine Rede, nur die ganze Stadt sprach davon.

---

Er wuchs. Der Thau der Gnade fiel von Oben!

Es war deshalb auch gar keine Ueberraschung, daß der Professor Geheimrath und alsdann Emilie Geheimräthin wurde.

„Das Leben ist Tragödie oder Komödie," sagte

der General, „in der Tragödie sterben sie, in der Komödie kriegen sie sich.“

Hier kriegten sie sich. Und sie bekamen drei flinke Knaben, aber nicht sogleich.

Die süßen Kinder ritten auf ihren Steckenpferden durch alle Zimmer, wenn sie bei Großvater und Großmutter waren. Und der General ritt auch sein Steckenpferd, ritt hinter ihnen her: „als Jockey der kleinen Geheimräthe!“

Die Generalin saß im Sopha und lächelte, selbst wenn sie ihren großen Kopfschmerz hatte.

---

So weit brachte es Georg, und noch viel weiter, sonst wäre es nicht der Mühe werth gewesen, von dem Sohn des Pförtners zu erzählen.

---

## Der Umziehetag.

Du erinnerst Dich wohl des Thurmwächters Ole? Ich habe von zwei Besuchen bei ihm erzählt, jetzt werde ich von einem dritten erzählen, aber es ist nicht der letzte.

In der Regel gehe ich zur Zeit des Neujahrs zu ihm hinauf, dieses Mal war es aber an dem allgemeinen Umziehetag, denn an dem Tage ist es nicht angenehm unten in den Straßen der Stadt, sie sind angehäuft mit Kehricht, Scherben und dergleichen, nicht zu gedenken des vielen ausgedienten Bettstrohs, in dem man herumstolpern muß. Da gehe ich nun gerade die Straße entlang und sehe ein paar Kinder, die in diesem ausgeschütteten Ueberfluß spielten und zwar „zu Bette gehen" spielten; hier sei es zu einladend zu diesem Spiel, meinten sie, ja sie krochen in das lebendige Stroh hinein und zogen ein altes zerrissenes Stück Wandtapete über sich als Bettdecke. „Das sei zu nett!" sagten sie; mir war das zu viel, und deshalb mußte ich fort, zu Ole hinauf.

„Es ist Umziehetag!“ sagte er; Straßen und Gassen dienen als Kehrichtkasten, großartige Kehrichtkasten! Mir ist ein Wagen voll genug! Aus dem kann ich Etwas herauskriegen, und das kriegte ich auch kurz nach Weihnachten; ich ging unten in der Straße, es war dort rauh, naß, schmutzig, daß man sich erkälten konnte; der Kehrichtmann hielt da mit seinem Wagen, der gefüllt war: eine Probekarte von den Straßen der Stadt an dem Umziehetag. Hinten im Wagen stand ein Tannenbaum, noch ganz grün und mit Flittergold an den Zweigen; die Tanne hatte als Weihnachtsstaat gedient, und nun war sie auf die Straße geworfen und der Kehrichtmann hatte sie hinten in dem Haufen eingepflanzt; vergnüglich zu sehen, oder auch zum Weinen, je nach dem was man dabei denkt, und ich dachte dabei, und Dieses und Jenes, was im Wagen lag, dachte ganz gewiß auch, oder hätte denken können, was sich ja gleich bleibt. Da lag nun ein gebrauchter Damenhandschuh; was der wohl dachte? Soll ich es Ihnen sagen? Er lag und zeigte mit dem kleinen Finger gerade auf den Tannenbaum. „Mich dauert der Baum!“ dachte er, „auch ich bin zum Feste mit Kronenleuchter gewesen! mein eigentliches Leben war eine Ballnacht; ein Händedruck, und ich platzte! Damit stockt meine Erinnerung; mehr habe ich nicht, wofür ich lebe!“ Das dachte der Handschuh, oder könnte es gedacht haben. „Es ist eine dumme Geschichte mit dem Tannenbaum!“ sagten die Scherben.

Scherben finden stets Alles dumm. „Ist man einmal auf dem Kehrichtwagen," sagten sie, „soll man sich nicht breit machen und Flittergold tragen! Ich weiß, daß ich genützt habe in dieser Welt, mehr genützt als solch grüner Stecken!" Seht, das war nun auch eine Ansicht, die Mehrere wohl theilen mögen, aber der Tannenbaum sah doch gut aus, es war ein wenig Poesie auf dem Kehrichthaufen und davon giebt es viel auf den Straßen am Umziehetag. Der Tag dort unten wurde mir schwer und mühsam und ich verspürte Lust, wieder fort und auf den Thurm zu kommen und hier oben zu bleiben; hier sitze ich nun und schaue hinab mit Humor.

Da spielen die Leutchen nun Häusertauschen! sie schleppen und äschern sich mit ihrem Hab und Gut herum, und das Hausgewäsch und Familiengewäsch, die Sorgen und Kümmernisse ziehen mit aus der alten Wohnung in die neue, und was kommt dann für sie und uns bei dem Ganzen heraus? Ja, das steht wahrhaftig schon längst in dem alten guten Vers geschrieben, wo es heißt:

„Denke an den großen Umziehetag des Todes!"

Das ist ein ernster Gedanke, aber er ist Ihnen wohl nicht unangenehm. Der Tod ist und bleibt der zuverlässigste Beamtete, aller seiner vielen kleinen Aemter ungeachtet!

Der Tod ist Omnibusführer, er ist Paßschreiber, er beglaubigt unser Wanderbuch und er ist Director der großen Sparkasse des Lebens. Verstehen

Sie mich? — Alle Thaten unseres Erdenlebens, große und kleine, tragen wir auf diese Sparkasse, und wenn dann der Tod mit seinem Umziehe-Omnibus kommt, und wir einsteigen und mit nach dem Ewigkeitslande fahren müssen, giebt er uns an der Grenze unser Wanderbuch als Paß! Als Zehrpfennig auf die Reise nimmt er aus der Sparkasse diese oder jene That heraus, die wir vollbracht haben, die, welche am bezeichnendsten für unser Gebahren ist; das kann vergnüglich, aber auch entsetzlich sein.

Noch ist kein Mensch dieser Omnibusfahrt entgangen; es wird zwar von Jemand erzählt, dem man die Fahrt nicht erlaubte, dem ewigen Juden Ahasverus, er mußte hinterdrein laufen. Hätte man ihm das Einsteigen in den Omnibus erlaubt, so wäre er der Behandlung der Poeten entgangen. Werft 'mal in Gedanken einen Blick in den großen Umziehe-Omnibus hinein! Dort ist eine gemischte Gesellschaft! Es sitzen König und Bettler, der Geniale und der Idiot neben einander; fort müssen sie, ohne Gut und Gold, nur mit dem Wanderbrief und dem Zehrpfennig aus der Sparkasse! Aber welche der Thaten wird wohl herausgenommen und Einem mitgegeben? Vielleicht eine ganz kleine, klein wie eine Erbse, aber die Erbse kann eine blühende Ranke treiben.

Der Arme, der auf dem niedrigen Schemel im Winkel saß und Schläge und harte Worte bekam, dem giebt man vielleicht den niedrigen Schemel mit als Zeichen und Zehrgeld; die Schande wird ein

Tragstuhl, der in das Land der Ewigkeit trägt, der sich als Thron erhebt, strahlend wie Gold, blühend wie eine Laubhütte.

Derjenige, der immer umherging und an dem Kräutertrank des Vergnügens nippte, um anderes Verkehrtes, was er hier that, zu vergessen, bekommt sein hölzernes Lägel mit und muß aus demselben während der Omnibusfahrt trinken, und der Trank ist rein und unverfälscht, so daß die Gedanken geklärt, alle gute und edle Gefühle geweckt werden; er sieht und empfindet, was er früher nicht sehen mochte oder sehen konnte, und dann hat er die Strafe in seinem Innern, den nagenden Wurm, der nicht stirbt in unnennbaren Zeiten. Stand auf den Gläsern geschrieben: „Vergessenheit", so steht auf dem Lägel: „Erinnerung".

Lese ich ein gutes Buch, eine historische Schrift, dann muß ich mir stets die Person, von der ich lese, zuletzt so denken, wie sie in den Omnibus des Todes hinein gelangte, darüber nachsinnen, welche ihrer Thaten wohl der Tod für sie aus der Sparkasse herausnahm, welchen Zehrpfennig sie beim Eingang in das Land der Ewigkeit mit bekam. Es war einmal ein französischer König, seinen Namen habe ich vergessen, der Name des Guten wird zuweilen vergessen, auch von mir vergessen, aber er leuchtet schon wieder hervor; es war ein König, der während einer Hungersnoth der Wohlthäter seines Volkes wurde, und das Volk errichtete ihm ein Monument von

Schnee mit der Inschrift: „Schneller als dieses schmilzt, halfest Du!“ Ich kann mir denken, daß der Tod ihm, mit Rücksicht auf das Monument, eine einzige Schneeflocke gab, die niemals schmilzt, und daß dieselbe als ein weißer Schmetterling über seinem königlichen Haupte in das Unsterblichkeitsland hineinflog. Da war nun auch Ludwig der Elfte, ja, seinen Namen habe ich behalten, des Bösen erinnert man sich immer leicht; ein Zug von ihm kommt mir oft in die Gedanken, ich wollte, man könnte sagen, die Geschichte sei eine Lüge. Er ließ seinen Connetabel hinrichten, das konnte er, mit Recht oder Unrecht, aber die unschuldigen Kinder des Connetabel, das eine acht Jahre, das andere sieben Jahre alt, ließ er auf das Schaffot stellen und mit dem warmen Blute des Vaters bespritzen, darauf in die Bastille führen und dort in einen eisernen Käfig sperren, wo sie nicht einmal eine Decke zu ihrem Schutz bekamen; und König Ludwig sandte jeden achten Tag den Scharfrichter zu ihnen und ließ jedem Kinde einen Zahn ausziehen, damit sie es nicht zu gut haben möchten; und die Aelteste sagte: „Meine Mutter würde sich zu Tode grämen, wenn sie wüßte, daß mein kleiner Bruder so viel leiden muß; ziehen Sie mir deshalb zwei Zähne aus und lassen Sie ihn frei ausgehen!“ Und dem Scharfrichter traten die Thränen in die Augen bei dieser Aeußerung, aber der Wille des Königs war stärker als die Thränen, und an jedem achten Tage wurden dem Könige zwei

Kinderzähne auf einem silbernen Teller gebracht; er hatte sie verlangt, er bekam sie. Die zwei Zähne, denke ich, nahm der Tod aus der Sparkasse des Lebens für König Ludwig den Elften und gab sie ihm mit auf die Reise in's Land der Unsterblichkeit; sie fliegen ihm voran wie zwei Feuerfliegen, sie leuchten, sie brennen, sie kneifen ihn, die unschuldigen Kinderzähne.

Ja, es ist eine ernste Fahrt, die Omnibusfahrt am großen Umziehetage! Und wenn steht sie wohl bevor?

Das ist das Ernste dabei, daß man den Omnibus jeden Tag, jede Stunde, jede Minute erwarten kann. Welche unserer Thaten mag wohl dann der Tod aus der Sparkasse herausnehmen und uns mitgeben? Ja, denken wir darüber nach! Der Umziehetag steht nicht im Kalender verzeichnet.

## Das Schneeglöckchen.

Es war Winterszeit, die Luft kalt, der Wind scharf, aber hinter Thür und Riegel war es warm und gemüthlich, hinter Thür und Riegel lag die Blume, sie lag in ihrer Zwiebel unter Erde und Schnee.

Eines Tages fiel Regen; die Tropfen drangen durch die Schneedecke in die Erde hinab, berührten die Blumenzwiebel, sprachen von der lichten Welt oberhalb; bald drang der Sonnenstrahl fein und bohrend durch den Schnee zu der Zwiebel, und es kriebelte in ihr.

„Herein!" sagte die Blume.

„Ich kann nicht!" sagte der Sonnenstrahl, „ich bin nicht stark genug, um aufzuschließen! Wenn es Sommer wird, werde ich stark!"

„Wann ist es Sommer?" fragte die Blume und wiederholte diese Frage jedesmal, wenn ein neuer Sonnenstrahl hinabdrang. Aber es war weit von der Sommerzeit entfernt; der Schnee lag noch, es fror Eis auf dem Wasser jede Nacht.

„Wie das lange dauert! Wie das lange dauert!“ sagte die Blume. „Ich fühle ein Kriebeln und Krabbeln, ich muß mich recken, ich muß mich strecken, ich muß aufschließen, ich muß hinaus, muß dem Sommer „Guten Morgen“ zunicken, das wird eine beglückende Zeit werden!“

Und die Blume reckte und streckte sich drinnen gegen die dünne Schale, die das Wasser von außen erweicht, Schnee und Erde erwärmt, der Sonnenstrahl gekriebelt hatte; sie schoß hervor unter dem Schnee, mit weißgrüner Knospe auf grünem Stengel, mit schmalen dicken Blättern, die sie gleichsam schützen wollten. Der Schnee war kalt, aber vom Licht durchstrahlt, daher war es gar leicht durch ihn hindurch zu brechen, und nun kam der Sonnenstrahl mit größerer Kraft als bisher.

„Willkommen! Willkommen!“ sang und klang jeder Strahl und die Blume hob sich über den Schnee hinaus in die Lichtwelt. Die Sonnenstrahlen streichelten und küßten sie, daß sie sich ganz öffnete, weiß wie der Schnee und geschmückt mit grünen Streifen. Sie beugte ihren Kopf in Freude und Demuth.

„Wunderschöne Blume!“ sangen die Sonnenstrahlen. „Wie bist Du so frisch und zart! Du bist die Erste! Du bist die Einzige! Du bist unsere Liebe! Du läutest Sommer, schönen Sommer über Land und Stadt. All' der Schnee wird schmelzen! Die kalten Winde werden hinweggejagt! Wir werden

herrschen! Alles wird grünen! Und dann wirst Du Gesellschaft haben, Syringen und Goldregen und Rosen, aber Du bist die Erste, so fein, so zart!"

Das war ein großes Vergnügen. Es war, als singe und klinge die Luft, als drängen die Strahlen des Lichts in die Blätter und den Stengel der Blume; da stand sie so fein und so leicht zu brechen und doch so kräftig in junger Schönheit; sie stand in weißem Kleide mit grünen Bändern da, sie machte Sommer. Aber es war noch weit bis zur Sommerszeit, Wolken verdeckten die Sonne, scharfe Winde bliesen.

„Du bist zu früh gekommen!" sagten Wind und Wetter. „Wir haben noch die Gewalt, und Du sollst sie empfinden und Dich darein fügen! Du hättest hübsch zu Hause bleiben, nicht herauslaufen sollen und Staat machen, die Zeit dazu ist noch nicht da!"

Es war eine schneidende Kälte! Die Tage, die da kamen, brachten nicht einen Sonnenstrahl! Es war ein Wetter zum Entzweifrieren für so eine kleine Blume. Aber sie besaß mehr Kraft, als sie selbst wußte; sie war stark in Freude und im Glauben an den Sommer, der kommen mußte, der ihr in ihrem tiefen Sehnen verkündet und von dem warmen Sonnenlichte bestätigt worden war, und so blieb sie denn auch mit Zuversicht in ihrer weißen Tracht, im weißen Schnee stehen, ihren Kopf beugend,

selbst während die Schneeflocken dicht und schwer herabfielen und die eisigen Winde über sie dahinfuhren.

„Du wirst brechen!“ sagten sie; „verwelken, verwelken! Was wolltest Du draußen? Weshalb ließest Du Dich verlocken? der Sonnenstrahl hat Dich gefoppt! Jetzt hast Du es darnach, Du Sommernärrin!“

„Sommernärrin!“ wiederholte sie in kalter Morgenstunde.

„Sommernärrin!“ jubelten einige Kinder, die in den Garten kamen, „da steht eine, wie schön, wie schön, die erste, die einzige!“

Und diese Worte thaten der Blume so wohl, es waren Worte wie warme Sonnenstrahlen. Die Blume empfand es in ihrer Freude nicht einmal, daß man sie brach; sie lag in Kindeshand, wurde von Kindesmund geküßt, in die warme Stube getragen, von sanften Augen beschaut, in's Wasser gesteckt, wie stärkend, wie belebend! Die Blume glaubte, sie sei plötzlich tief in den Sommer hineingerathen.

Die Tochter vom Hause, ein schönes kleines Mädchen, war confirmirt, sie hatte einen lieben Freund, und der war auch confirmirt, er studirte zum Amtsexamen. „Der soll mein Sommernarr sein!“ sagte sie und nahm die feine Blume, legte sie in ein Stückchen duftendes Papier, auf welches Verse geschrieben waren, Verse von der Blume, die mit Sommernarr begannen und mit Sommernarr endigten, „mein Freund, sei Winternarr!“ sie hatte ihn

mit dem Sommer genarrt. Ja, das stand Alles in dem Verse und wurde als Brief gefaltet, die Blume lag in dem Briefe, und es war finster um sie her, finster wie damals, als sie in der Zwiebel lag. Die Blume ging auf die Reise, lag in der Posttasche, wurde geklemmt und gedrückt, was gar nicht angenehm war; allein das hatte auch ein Ende.

Die Reise war vorüber, der Brief wurde geöffnet und gelesen von dem lieben Freunde; wie vergnügt war er, er küßte die Blume und sie wurde, in ihrem Umschlage von Versen, in einen Kasten gelegt, in welchem mehrere schöne Briefe, aber alle ohne Blumen lagen; sie war die Erste, die Einzige, wie die Sonnenstrahlen sie genannt hatten, und darüber nachzudenken war ein Vergnügen.

Man ließ ihr auch Zeit, darüber nachzudenken, sie dachte während der Sommer verstrich und der lange Winter schwand, und es wurde wieder Sommer, als sie aufs Neue zum Vorschein kam. Aber nun war der junge Mann durchaus nicht erfreut, er faßte die Briefe sehr unsanft an, warf den Vers hin, daß die Blume auf den Fußboden fiel; flach und verwelkt war sie freilich geworden, aber warum deshalb auf den Fußboden geworfen? Hier lag sie indeß besser als im Feuer, dort gingen die Verse und Briefe in Flammen auf. Was war geschehen? — Was so oft geschieht. Die Blume hatte ihn genarrt, das war ein Scherz; die Jungfrau hatte ihn

genarrt, das war kein Scherz; sie hatte sich während des Sommers einen andern Freund erkoren.

Am nächsten Tage schien die Morgensonne hinein auf das kleine flachgedrückte Schneeglöckchen, das so aussah, als sei es auf den Fußboden hingemalt. Das Dienstmädchen, welches das Zimmer auskehrte, hob es auf, legte es in eins der Bücher hinein, die auf dem Tische lagen, und zwar in der Meinung, es müsse beim Aufräumen herausgefallen sein. Und die Blume lag wieder zwischen Versen, gedruckten Versen, und die sind vornehmer als die geschriebenen, wenigstens ist mehr Geld auf sie verwendet.

Darauf vergingen Jahre, das Buch stand auf dem Bücherbret: dann wurde es einmal in die Hand genommen, man schlug es auf und las darin; es war ein gutes Buch: Verse und Lieder von dem alten dänischen Dichter Ambrosius Stub, die wohl zu lesen werth sind. Und der Mann, der in dem Buche las, schlug ein Blatt um. „Da liegt ja eine Blume!" sagte er, „ein Schneeglöckchen, ein Sommernarr! Die wird wohl mit Bedacht hier hereingelegt worden sein; armer Ambrosius Stub! Er war auch ein Sommernarr, ein Dichternarr! Er kam seiner Zeit zu früh, und deshalb mußte auch er die scharfen Winde kosten, als Gast bei den adeligen Gutsbesitzern umherwandern, als Blume im Wasserglase, Blume im gereimten Briefe! Sommernarr, Winternarr, Spaß und Narrethei, und doch der erste, der einzige, der jugendfrische dänische Dichter

von damals. Ja, bleibe Du als Zeichen im Buche liegen, Du kleines Schneeglöckchen, Du bist mit Bedacht hineingelegt worden."

Und das Schneeglöckchem wurde wieder ins Buch gelegt, es fühlte sich da sowohl geehrt als vergnügt, zu wissen, daß es ein Zeichen war in dem prächtigen Liederbuch und daß Derjenige, der zuerst von ihm gesungen und geschrieben hatte, auch ein Schneeglöckchen, ein Sommernarr gewesen, auch zur Winterzeit als Narr dagestanden hatte. Die Blume verstand das nun in ihrer Weise, wie wir ja auch jedes Ding in unserer Weise deuten.

Das ist das Märchen vom Schneeglöckchen.

# Die Muhme.

Du hättest die Muhme kennen sollen! Sie war reizend! Ja, das heißt, sie war gar nicht reizend, was man sonst darunter versteht, aber sie war gut und lieb, amusant in ihrer Weise, war gerade so wie Einer sein muß, wenn von ihm gesprochen wird und die Leute sich über Einen lustig machen wollen, sie war so, daß man sie ohne Weiteres in eine Komödie hätte hinein versetzen können, und einzig und allein deshalb, weil sie nur für's Theater und was sich darin rührt lebte. Sie war eine ehrenwerthe Matrone, aber Agent Fabs, den die Muhme Flabs nannte, meinte, sie sei komödientoll.

„Das Theater ist meine Schule!" sagte sie, „die Quelle meiner Kenntnisse, von da habe ich meine aufgefrischte Bibelgeschichte: „Moses", „Joseph in Egypten", das sind nun Opern! Ich habe vom Theater meine Weltgeschichte, Geographie und Menschenkenntniß! Aus den französischen Stücken kenne ich das pariser Leben — schlüpfrig, aber höchst interessant! Wie habe ich über „die Familie Rique-

bourg" geweint! Daß der Mann sich todt saufen muß, damit sie den jungen Bräutigam bekommen kann! — Ja, wie viel Jahre habe ich doch geweint in den fünfzig Jahren, die ich abonnirt gewesen bin!"

Die Muhme kannte jedes Theaterstück, jede Coulisse, jede Person, die auftrat oder aufgetreten war. Sie lebte eigentlich nur während der neun Komödien-Monate. Die Sommerzeit ohne Sommertheater war eine Zeit, die sie nur alt machte, während ein Theaterabend, der bis gegen Mitternacht währte, eine Verlängerung des Lebens für sie war. Sie sagte nicht wie andere Leute: „jetzt werden wir Frühling haben, der Storch ist da!" oder „die ersten Erdbeeren sind in der Zeitung annoncirt." Sie verkündigte vielmehr das Kommen des Herbstes. „Haben Sie gelesen, die Theaterlogen werden verkauft? Jetzt beginnen die Vorstellungen!"

Sie schätzte eine Wohnung nur darnach ab, wie nahe sie am Theater liege. Ihr war es ein Kummer, als sie die kleine Gasse hinter dem Theater verlassen und in die große etwas weiter liegende Straße ziehen und dort in einem Hause wohnen mußte, wo sie keine Nachbarn gegenüber hatte.

„Zu Hause bei mir muß mein Fenster meine Theaterloge sein! Man kann doch nicht sitzen und in sich selbst aufgehen, man muß Menschen sehen! Aber jetzt wohne ich, als wäre ich aufs Land gezogen. Will ich Menschen sehen, muß ich in meine

Küche gehen und mich auf den Gußstein setzen, nur dort habe ich Nachbarn gegenüber. Nein; als ich in meiner kleinen Gasse wohnte, konnte ich gerade zum Eisenkrämer hineinsehen und hatte obendrein nur dreihundert Schritte bis zum Theater, jetzt habe ich dreitausend Garde-Schritte.

Die Muhme war zuweilen krank, aber wie übel sie sich auch befand, versäumte sie doch nicht die Komödie. Der Arzt verordnete eines Abends, daß sie Sauerteig unter die Füße haben solle, sie that auch wie er gesagt hatte, aber sie fuhr in's Theater und saß dort mit dem Sauerteig unter den Füßen. Wäre sie dort gestorben, würde sie sich sehr gefreut haben. Thorwaldsen starb im Theater, das nannte sie „einen seligen Tod“.

Sie vermochte es nicht, sich das Himmelreich anders zu denken, als daß auch dort ein Theater sein müsse; es sei uns zwar nicht so versprochen, aber es ließe sich doch denken; die vielen ausgezeichneten Schauspieler und Schauspielerinnen, die vorausgegangen waren, mußten einen fortgesetzten Wirkungskreis haben.

Die Muhme hatte ihren elektrischen Draht vom Theater aus nach ihrer Stube; das Telegramm kam jeden Sonntag zu Kaffee. Ihr elektrischer Draht war „Herr Sivertsen bei der Theatermaschinerie“, er, der die Signale zum Auf und Nieder, zum Ein und Aus mit Vorhängen und Coulissen gab.

Von ihm bekam sie im Voraus eine kurze

und bündige Beschreibung der Stücke. Shakspeare's „Sturm“ nannte er „verzwicktes Zeug! Bei dem ist so viel aufzustellen, und es beginnt mit Wasser bis zur ersten Coulisse,“ sagte er, das heißt, so weit gingen die rollenden Wogen vor. Blieb dagegen durch alle fünf Acte eine und dieselbe Stubendecoration stehen, so sagte er, das sei ein vernünftiges, wohlgeschriebenes Stück, ein Ruhestück, es spiele sich selbst ohne Aufstellung.

In früherer Zeit, wie die Muhme die Zeit einige dreißig Jahre zurück nannte, war sie und der genannte Herr Sivertsen jünger; er war schon damals bei der Maschinerie und wie sie sagte, ihr „Wohlthäter“. Es war nämlich damals Sitte, daß bei der Abendvorstellung auf dem einzigen Theater der Stadt auch Zuschauer auf den Boden kamen, jeder Maschineriegehilfe hatte einen oder zwei Plätze zu vergeben. Oft war es auf dem Boden ganz voll und feine Gesellschaft; man erzählte, dort seien Generalinnen und Geheimräthinnen gewesen: es war zu interessant, hinter die Coulissen herab zu schauen und zu wissen, wie die Menschen dort gingen und standen, wenn der Vorhang herunter war.

Die Muhme war öfters da gewesen, sowohl bei Tragödien als bei Ballets, denn die Stücke, in welchen das meiste Personal auftrat, waren vom Boden herab gesehen die interessantesten. Man saß so ziemlich im Finstern dort oben, die Mehrzahl führte ihr Abendessen bei sich; ein Mal fielen drei

Aepfel und ein großes Stück Butterbrot mit Wurst belegt gerade in das Gefängniß des Ugolino hinab, in welchem er verhungern sollte, und es entstand ein unmäßiges Gelächter im Publikum. Die Wurst wurde einer der gewichtigsten Gründe, weshalb die hohe Direction den Zuschauerplatz auf dem Boden ganz eingehen ließ.

„Aber ich war dort siebenunddreißig Mal!“ sagte die Muhme, „und das vergesse ich Herrn Sivertsen niemals.“

Gerade an dem letzten Abend, an welchem noch der Boden dem Publikum offen stand, wurde „das Urtheil Salomo's“ gespielt, die Muhme erinnerte sich dessen sehr wohl; sie hatte durch ihren Wohlthäter, Herrn Sivertsen, Agent Fabs Zutritt verschafft, ungeachtet er es gar nicht verdiente, weil er stets seine Späße übers Theater machte und die Muhme neckte; aber sie hatte ihm doch Zutritt zum Boden verschafft. Er wollte dieses Komödienzeug einmal von der Kehrseite ansehen, das waren seine eigenen Worte und die sahen ihm ganz ähnlich, sagte die Muhme.

Und er sah „das Urtheil Salomo's“ von oben und schlief dabei ein; man hätte glauben können, er wäre von einer großen Tafel mit vielen Toasten gekommen. Er schlief und wurde eingeschlossen, saß da und schlief in der finstern Nacht auf dem Theaterboden, und als er erwachte, erzählte er, aber die Muhme glaubte ihm nicht: Das Urtheil Salomo's

war aus, alle Lampen und Lichter waren aus, alle Menschen waren aus, oben und unten, aber dann begann erst die richtige Komödie, das Nachspiel, welches das Schönste sei, sagte der Agent. Da kam Leben in's Zeug! Das war nicht Salomo's Urtheil, das gegeben wurde, nein, es war das jüngste Gericht auf der Bühne. Und dies Alles hatte Agent Fabs die Frechheit, der Muhme glauben machen zu wollen; das war der Dank dafür, daß sie ihn auf den Boden hinaufgeschafft hatte.

Was erzählte denn der Agent? Ja, das war curios genug anzuhören, aber es steckte Bosheit und Hohn dahinter.

„Es sah finster aus dort oben!" sagte der Agent, „aber dann begann das Zauberzeug, große Vorstellung: „Das jüngste Gericht auf der Bühne". Die Logenschließer waren auf ihren Posten und jeder Zuschauer mußte sein geistiges Wanderbuch vorzeigen, wonach entschieden wurde, ob er mit losen oder gebundenen Händen, mit Maulkorb oder ohne Maulkorb herein dürfte. Herrschaften, die zu spät kamen, nachdem die Vorstellung schon angegangen war, so auch junge Menschen, die ja unmöglich immer die Zeit abpassen konnten, wurden draußen angebunden, bekamen Filzsohlen unter die Füße, mit welchen sie vor Beginn des nächsten Acts hineingehen sollten, dazu Maulkorb. Und dann begann das jüngste Gericht auf der Bühne!"

„Lauter Bosheit, von welcher der liebe Gott gar nichts wissen will!“ sagte die Muhme.

Der Maler mußte, wenn er in den Himmel wollte, eine Treppe hinansteigen, die er selbst gemalt hatte, auf der aber kein Mensch hinan konnte. Das war ja nur eine Versündigung gegen die Perspective. Alle die Pflanzen und Gebäude, die der Maschinenmeister mit großer Mühe in Ländern hingestellt hatte, wohin sie nicht gehörten, mußte der arme Mensch an rechten Ort und Stelle bringen und zwar ehe der Hahn krähete, wenn er in den Himmel wollte; Herr Fabs solle nur zusehen, daß er selbst hineinkäme; aber was er von dem Personal sowohl in der Tragödie als in der Komödie, in Gesang und Tanz erzählte, sei das Niederträchtigste von Herrn Fabs, Flabs! Er hatte es nicht verdient, auf den Boden zu kommen, die Muhme wollte ihren Mund mit seinen Worten nicht verunreinigen. Das Ganze sei niedergeschrieben, hatte er gesagt, der Flabs! Es solle gedruckt werden, wenn er todt und begraben sei, eher nicht, denn er wolle Arme und Beine nicht riskiren.

Die Muhme war nur ein Mal in Angst und Beben in ihrem Glückseligkeit-Tempel, dem Theater gewesen. Es war an einem Wintertage, einem der Tage, wo man zwei Stunden Tag bei grauem Himmel hat. Es war eine Kälte und ein Schneegestöber, aber in's Theater mußte die Muhme. Es wurde eine kleine Oper und ein großes Ballet ge-

geben, dazu noch ein Prolog und ein Epilog; das würde bis in die Nacht hinein dauern. Die Muhme mußte dahin, sie lieh sich von ihrem Logirenden ein Paar Pelzstiefel, mit Pelz außen und innen, die reichten ihr bis hoch an die Beine hinan.

Sie kam ins Theater und kam auch in die Loge; die Stiefel waren warm, sie behielt sie an. Plötzlich wurde „Feuer!" geschrieen, der Rauch strömte aus einer Coulisse, strömte von dem Boden herab, es entstand ein fürchterliches Entsetzen. Die Leute stürmten hinaus, die Muhme war die Letzte in der Loge, — „zweiten Ranges links, dort nehmen die Decorationen sich am besten aus!" sagte sie „sie werden immer so gestellt, daß sie am schönsten von der königlichen Seite aus anzusehen sind!" — Die Muhme wollte hinaus, die Leute aber, die vor ihr sich hinausdrängten, schlugen in ihrer Angst und Unbedachtsamkeit die Logenthüre zu; da saß die Muhme, hinaus konnte sie nicht, hinein auch nicht, das heißt in die Nebenloge hinein, die Zwischenwand war ihr zu hoch. Sie rief, Niemand hörte, sie blickte in den Logenrang hinab, der unter ihr lag, der war leer, war niedrig, war ganz nahe, die Muhme fühlte sich in ihrer Angst so jung, so leicht; sie wollte hinabspringen, bekam auch das eine Bein über die Brüstung hinaus, das andere von der Bank weg; da saß sie rittlings wie zu Pferde, wohl drapirt mit ihrem geblümten Rocke, das eine lange Bein ganz draußen bammelnd, ein Bein in einem Un=

geheuer von einem Pelzstiefel; das war ein Anblick zu sehen, und als er gesehen wurde, wurde die Muhme auch gehört und vor dem Verbrennen gerettet, denn das Theater verbrannte nicht.

Das war der denkwürdigste Abend ihres Lebens, und sie war froh, daß sie sich selber nicht hatte sehen können, denn sie wäre vor Scham gestorben.

Ihr Wohlthäter bei der Maschinerie, Herr Sivertsen, besuchte sie stets jeden Sonntag, aber es war eine lange Zeit von Sonntag zu Sonntag; in der letzteren Zeit hatte sie deshalb mitten in der Woche ein kleines Kind „zum Ueberrest", das heißt, um das zu genießen, was vom Mittagsmahle übrig geblieben war. Es war ein Kind vom Ballet, das auch des Essens benöthigt war. Die Kleine trat auf sowohl als Elfe wie auch als Page; ihre schwerste Partie war als Hinterbein des Löwen in der „Zauberflöte", aber sie wuchs heran zu Vorderbeinen des Löwen; dafür bekam sie freilich nur einen halben Gulden, die Hinterbeine brachten einen ganzen Gulden ein, aber dabei mußte sie krumm gehen und die frische Luft entbehren. Das zu wissen sei sehr interessant, meinte die Muhme.

Sie hätte verdient, so lange zu leben, als das Theatergebäude stehen geblieben, aber das hielt sie doch nicht aus; sie starb auch nicht im Theater, sondern ehrbarerweise in ihrem eignen Bett; ihre

letzten Worte waren übrigens nicht ohne Bedeutung, sie fragte: „was wird morgen gespielt?“

Nach ihrem Tode waren wohl ungefähr fünfhundert Thaler da; wir schließen es aus den Zinsen, die zwanzig Thaler betragen. Diese hatte die Muhme zu einem Legat für eine würdige alte Jungfrau ohne Familie bestimmt; es sollte dazu verwendet werden, jährlich auf einen Platz im zweiten Range linker Seite zu abonniren, und zwar für den Sonnabend, denn an diesem Abende würden die besten Stücke gegeben, hieß es im Testament, das übrigens Derjenigen, die das Legat genoß, nur eine Verpflichtung auflegte, die nämlich, daß sie jeden Sonnabend im Theater der Muhme gedenken solle, die in ihrem Grabe liege.

Das war die Religion der Muhme.

# Die Kröte.

Der Brunnen war tief, deshalb war das Seil lang; die Winde drehte sich schwer, wenn man den Eimer mit Wasser gefüllt über die Brunnenkante hinauf heben mußte. So klar das Wasser auch war, so reichte die Sonne doch niemals so weit in den Brunnen hinab, daß sie sich im Wasser spiegeln konnte, aber so weit sie ihre Strahlen senden konnte, wuchs Grünes zwischen den Steinen der Brunnenwände hervor.

Es wohnte dort unten eine Familie vom Krötengeschlecht; sie war eigentlich kopflings hinunter gerathen durch die alte Krötenmutter, die noch lebte. Die grünen Frösche, die weit früher hier zu Hause waren und im Wasser umherschwammen, erkannten die Vetterschaft an und nannten sie die „Brunnengäste". Diese mochten aber im Sinne haben, dort zu bleiben; sie lebten hier sehr angenehm auf dem Trocknen, wie sie die nassen Steine nannten.

Die Froschmutter war einmal gereist, war im Wassereimer gewesen, als dieser aufwärts ging, aber

es wurde ihr zu licht, sie bekam Augenschmerzen, glücklicherweise gelangte sie aus dem Eimer heraus; sie fiel mit einem entsetzlichen Plump ins Wasser und lag drei Tage darauf krank an Rückenschmerzen. Von der Welt oberhalb sollte sie freilich nicht viel erzählen können, aber das wußte sie, und das wußten sie alle, daß der Brunnen nicht die ganze Welt sei. Krötenmutter hätte zwar Dieses und Jenes erzählen können, aber sie antwortete niemals, wenn man sie fragte, und so fragte man nicht.

„Dick und fett und häßlich ist sie," sagten die jungen grünen Frösche. „Ihre Jungen werden ebenso häßlich sein!"

„Das mag sein!" sagte die Krötenmutter, „aber eins von ihnen hat einen Edelstein im Kopfe oder ich habe ihn!"

Und die grünen Frösche horchten und glotzten, und weil ihnen das nicht gefiel, so machten sie Grimassen und gingen in die Tiefe. Aber die Krötenjungen streckten die Hinterbeine aus vor lauter Stolz, jedes von ihnen glaubte, den Edelstein zu haben; und darauf saßen sie ganz still mit dem Kopfe, aber endlich fragten sie, was es wäre, worauf sie stolz wären und was so ein Edelstein eigentlich für ein Ding sei.

„Das ist etwas so Herrliches und Köstliches, daß ich es gar nicht beschreiben kann!" sagte die Krötenmutter. „Es ist Etwas, womit man zu seinem eigenen Vergnügen umhergeht und über welches

die Anderen sich ärgern. Aber fragt nicht, ich antworte nicht!"

„Ja, ich habe den Edelstein nicht!" sagte die kleinste Kröte; sie war so häßlich, wie nur eine sein kann. „Weshalb sollte auch ich eine solche Herrlichkeit haben? Und wenn sie Andere ärgert, kann sie mich ja nicht erfreuen! Nein, ich wünsche nur, daß ich einmal bis an den Brunnenrand hinauf kommen und hinausschauen könnte; dort muß es reizend sein!"

„Bleibe Du am liebsten wo Du bist!" sagte die Alte, „hier kennst Du Alles und weißt, was Du hast! Nimm Dich in Acht vor dem Eimer, der zerdrückt Dich; und kommst Du auch wohlbehalten hinein, so könntest Du herausfallen, nicht Alle fallen so glücklich wie ich und kommen mit ganzen Gliedmaßen und ganzen Eiern davon!"

„Quak!" sagte die Kleine, und es war gerade, als wenn wir Menschen „Ach!" sagen.

Sie hatte ein zu großes Verlangen bis zur Brunnenkante hinauf zn gelangen und dort auszuschauen; sie fühlte eine zu große Sehnsucht nach dem Grünen dort oben; und als am nächsten Morgen zufällig der mit Wasser gefüllte Eimer hinaufgewunden wurde und einen Augenblick unterwegs gerade vor dem Steine anhielt, auf welchem die Kröte saß, bebte es im Innern des kleinen Thieres, es sprang in den gefüllten Eimer, der nun vollends hinaufgewunden und ausgegossen wurde.

„Pfui Teufel!" sagte der Knecht, der den Eimer ausgoß und die Kröte erblickte. „So was Häßliches habe ich lange nicht gesehen!" Und mit seinem holzbeschuhten Fuße stieß er nach der Kröte, die beinahe verstümmelt worden wäre, sich aber noch in die hohen Nesseln hinein rettete, die am Brunnen standen. Hier sah sie Stiel an Stiel stehen, sie schaute aber auch aufwärts! Die Sonne schien auf die Blätter, die ganz transparent waren; ihr war zu Muthe wie uns Menschen, wenn wir plötzlich in einen großen Wald treten, wo die Sonne zwischen Zweige und Blätter hinein scheint.

„Hier ist es viel schöner als unten im Brunnen! Hier möchte man sein Leben lang bleiben!" sagte die kleine Kröte. Sie blieb deshalb eine Stunde, ja zwei Stunden liegen. „Was wohl draußen sein mag? Bin ich so weit gekommen, muß ich auch versuchen weiter zu kommen!" Und sie kroch so schnell als sie kriechen konnte, und gelangte auf die Landstraße hinaus, wo sie die Sonne beschien uud wo der Staub sie puderte, als sie quer über die Straße marschirte.

„Hier ist man richtig aufs Trockene gelangt!" sagte die Kröte, „es ist beinahe zu viel des Guten, es kriebelt in mir!"

Sie erreichte den Graben; hier wuchsen Vergißmeinnicht und Spiräen, ganz in der Nähe war eine Hecke von Weißdorn, und auch Hollunder wuchs da und Schlingpflanzen mit weißen Blüthen; hier waren

Couleure zu sehen; auch ein Schmetterling flog da umher; die Kröte meinte, es sei eine Blume, die sich losgerissen habe, damit sie sich besser in der Welt umschauen könne, das wäre ja ganz natürlich.

„Wenn man solche Fahrt machen könnte, wie die," sagte die Kröte. „Quak! Ach! welche Herrlichkeit!"

Sie blieb acht Nächte und Tage am Graben und sie hatte keinen Mangel an Eßwaaren. Am neunten Tage dachte sie: „vorwärts, weiter!" — Aber was könnte sie Herrlicheres und Schöneres finden? Vielleicht eine kleine Kröte oder einige grüne Frösche. Es hatte die letzte Nacht gerade so im Winde gelautet, als seien „Vettern" in der Nähe.

„Es ist herrlich zu leben! Herrlich aus dem Brunnen heraus zu kommen, in Brennnesseln zu liegen, auf dem staubigen Wege zu kriechen! Aber weiter, vorwärts! um Frösche oder eine kleine Kröte zu finden; das ist nicht gut zu entbehren, die Natur ist Einem nicht genug!" Und damit ging sie wieder auf die Wanderung.

Sie gelangte aufs Feld an einen großen Teich, der mit Schilf umstanden war; sie spazierte hinein.

„Hier wird's Ihnen wohl zu naß sein?" sagten die Frösche; „aber Sie sind sehr willkommen! Sind Sie ein Er oder eine Sie? Es thut nichts zur Sache, Sie sind gleich willkommen!"

Und nun wurde sie Abends zum Concert, zum Familienconcert eingeladen: große Begeisterung und

dünne Stimmen; das kennen wir. Bewirthung fand nicht statt, nur freies Getränk gab es, den ganzen Teich, wenn sie könnten.

„Jetzt reise ich weiter!“ sagte die kleine Kröte; sie fühlte immer einen Drang zu etwas Besserem.

Sie sah die Sterne blitzen, so groß, so hell, sah den Neumond leuchten, sah die Sonne aufgehen, immer höher und höher steigen.

„Ich bin am Ende noch im Brunnen, in einem größeren Brunnen, ich muß höher hinauf! Ich habe eine solche Unruhe und Sehnsucht!“ Und als der Mond voll und rund wurde, dachte das arme Thier: „Ob das wohl der Eimer ist, der herabgelassen wird, und in den ich hineinspringen muß, um höher hinauf zu gelangen? Oder ist die Sonne der große Eimer? Wie der groß ist, wie der strahlend ist, der kann uns alle aufnehmen! Ich muß aufpassen, daß ich die Gelegenheit nicht versäume! Oh, wie es in meinem Kopfe leuchtet! Ich glaube, der Edelstein kann nicht besser leuchten! Aber den habe ich nicht, und darum weine ich auch nicht, nein, höher hinauf in Glanz und Freude! Ich habe eine Zuversicht, und doch eine Angst, — es ist ein schwerer Schritt zu thun, aber man muß ihn thun! Vorwärts! Immer gerade aus!“

Und sie that Schritte, wie sie ein Kriechthier eben schreiten kann, und befand sich bald auf einem Wege, an welchem Menschen wohnten; hier waren

sowohl Blumengärten als Kohlgärten. Sie ruhte aus an einem Kohlgarten.

„Wie giebt es doch so viele verschiedene Geschöpfe, die ich nie gekannt habe! Und wie ist die Welt groß und schön! Aber man muß sich auch umschauen in ihr und nicht an einem Orte sitzen bleiben.“ Und sie hüpfte in den Kohlgarten hinein. „Wie ist es hier grün, wie ist es hier schön!“

„Das weiß ich schon!“ sagte die Kohlraupe auf dem Blatte. „Mein Blatt ist das größte hier! Es verdeckt die halbe Welt, aber ich kann sie entbehren!“

„Gluck! Gluck!“ sagte es, es kamen Hühner heran; sie trippelten im Kohlgarten umher. Das Huhn welches an der Spitze ging war fernsichtig, es erblickte die Raupe auf dem krausen Blatte und schnappte nach ihr, daß sie auf die Erde fiel, wo sie sich krümmte und wand. Das Huhn betrachtete sie erst mit dem einen Auge, dann mit dem andern, denn es wußte nicht, was aus dem Krümmen herauskommen könnte.

„Sie thut es nicht gutwillig!“ dachte das Huhn und hob den Kopf, um nach ihr zu schnappen. Die Kröte entsetzte sich so sehr dabei, daß sie gerade auf das Huhn zukroch.

„Oho, die hat Hilfstruppen!“ sagte das Huhn. „Sieh 'mal das Gekrieche an!“ Und so kehrte das Huhn um. „Ich mache mir nichts aus dem kleinen grünen Bissen, er könnte höchstens den Hals kitzeln!“

Die anderen Hühner waren derselben Ansicht, und sie kehrten nun Alle um.

„Ich wand mich von ihm los!“ sagte die Raupe; „es ist gut, wenn man Geistesgegenwart besitzt; aber das Schwerste bleibt noch übrig: auf mein Kohlblatt wieder zu kommen. Wo ist das?“

Und die kleine Kröte kam heran und äußerte ihre Theilnahme. Sie freute sich, daß sie in ihrer Häßlichkeit den Hühnern einen Schreck eingejagt hatte.

„Was meinen Sie damit?“ fragte die Raupe. „Ich wand mich ja selbst von dem Huhn los. Sie sind sehr unangenehm anzusehen! Darf ich wohl auf meinem Eigenthum in Ruhe sein? Jetzt rieche ich Kohl! Jetzt bin ich bei meinem Blatte! Nichts ist so schön als Eigenthum. Aber ich muß höher hinauf!“

„Ja, höher hinauf!“ sagte die kleine Kröte, „höher hinauf! Sie fühlt gerade wie ich! Aber sie ist heute nicht bei guter Laune, das kommt von dem Schrecken. Alle wollen wir höher hinauf!“ Und sie schaute so hoch hinauf als sie konnte.

Der Storch saß in seinem Neste auf dem Dache des Bauernhauses; er klapperte und die Storchmutter klapperte.

„Wie die hoch wohnen!“ dachte die Kröte. „Wer dort hinauf könnte!“

In dem Bauerhause wohnten zwei junge Studenten; der eine war Poet, der andere Naturforscher; der Eine sang und schrieb in Freude von Allem, was Gott geschaffen hatte und wie es sich in seinem

Herzen spiegelte; er sang es aus, kurz, klar und reich in klangvollen Versen; der Andere griff das Ding selbst an, ja schnitt es auf, wenn es sein mußte. Er betrachtete die Schöpfung Gottes als ein großes Rechen-Exempel, subtrahirte, multiplicirte, wollte es in- und auswendig kennen, mit Verstand darüber sprechen, und das war ganzer Verstand, und er sprach in Freude und mit Klugheit davon. Es waren gute, fröhliche Menschen, die Beiden.

„Da sitzt ja ein gutes Exemplar von einer Kröte!" sagte der Naturforscher; „das muß ich in Spiritus haben!"

„Du hast ja schon zwei andere!" sagte der Poet; „laß die in Ruhe sitzen und sich des Lebens freuen!"

„Aber sie ist so wunderbar häßlich!" sagte der Andere.

„Ja, wenn wir den Edelstein in ihrem Kopfe finden könnten," sagte der Poet, „dann würde ich selbst mit dabei sein, sie aufzuschneiden."

„Edelstein!" sagte der Andere, „Du scheinst viel von der Naturgeschichte zu wissen!"

„Aber ist nicht gerade etwas Schönes an dem Volksglauben, daß die Kröte, das häßlichste Thier, oft den köstlichsten Edelstein in ihrem Kopfe trägt?! Geht es nicht gerad' so mit den Menschen? Welchen Edelstein hatte nicht Aesop, und vollends Sokrates? —"

Mehr hörte die Kröte nicht, und sie begriff

nicht die Hälfte davon. Die beiden Freunde schritten weiter und sie entging dem Schicksal, in Spiritus zu kommen.

„Die Beiden sprachen auch von dem Edelsteine!" sagte die Kröte. „Wie gut, daß ich ihn nicht habe! Ich hätte sonst Unannehmlichkeiten haben können."

Nun klapperte es auf dem Dache des Bauerhauses; Storchvater hielt Vortrag für die Familie, und diese schielte auf die zwei jungen Menschen im Kohlgarten hinab.

„Der Mensch ist die eingebildetste Kreatur!" sagte der Storch. „Hört, wie das Maulwerk ihnen geht, und dabei können sie doch nicht ordentlich klappern. Sie brüsten sich mit ihren Rednergaben, mit ihrer Sprache! Das ist mir eine schöne Sprache: sie geht ins Unverständliche über bei jeder Tagesreise, die wir machen; der Eine versteht den Andern nicht. Unsere Sprache können wir überall auf der ganzen Erde sprechen, im hohen Norden und in Egypten. Fliegen können die Menschen auch nicht! Sie schießen dahin durch eine Erfindung, die sie ‚Eisenbahn' nennen, aber sie brechen auch oft den Hals dabei. Es läuft mir kalt über den Schnabel, wenn ich daran denke! Die Welt kann ohne Menschen bestehen. Wir können sie entbehren! Wenn wir nur Frösche und Regenwürmer behalten!"

„Das war denn eine gewaltige Rede!" dachte die kleine Kröte. „Ein wie großer Mann ist der, und wie sitzt er hoch, so hoch wie ich noch Niemand

sitzen sah! Und wie kann er schwimmen!" rief sie, als der Storch mit ausgebreiteten Flügeln durch die Luft dahinfuhr.

Und Storchmutter sprach im Neste, erzählte von Egypten, von den Gewässern des Nils und von all' dem Schlamm sonder Gleichen, der im fremden Lande war; es klang der kleinen Kröte ganz neu und reizend.

„Ich muß nach Egypten!" sagte sie. „Wenn nur der Storch oder eins seiner Jungen mich mitnehmen wollte. Ich würde ihm wieder gefällig sein. Ja, ich werde nach Egypten kommen, denn ich bin so glücklich! All' die Sehnsucht und all' die Lust, die ich habe, ist freilich besser als einen Edelstein im Kopfe zu haben!"

Und dabei hatte sie gerade den Edelstein: die ewige Sehnsucht und Lust nach aufwärts, immer aufwärts! Es leuchtete drinnen im Kopfe, leuchtete in Freude, strahlte in Lust.

Da kam plötzlich der Storch heran, der hatte die Kröte im Grase gesehen, fuhr nieder und faßte das kleine Thier nicht eben sanft an. Der Schnabel klemmte, der Wind sauste, es war nicht angenehm, aber aufwärts ging es, aufwärts nach Egypten, das wußte sie; und deshalb blitzten die Augen, es war als flöge ein Funken aus ihnen heraus.

„Quak! Ach!"

Der Körper war todt, die Kröte getödtet. Aber der Funken aus ihren Augen, wo blieb der?

Der Sonnenstrahl nahm ihn, der Sonnenstrahl trug den Edelstein vom Kopfe der Kröte. Wohin?

Frage nicht den Naturforscher, frage lieber den Poet; er erzählt es Dir wie ein Märchen; und die Kohlraupe und die Storchfamilie ist mit in dem Märchen. Denke! die Kohlraupe wird verwandelt und aus ihr wird ein schöner Schmetterling! Die Storchfamilie fliegt über Berge und Meere nach dem fernen Afrika, und findet doch den kürzesten Weg zurück nach Hause, nach demselben Lande, demselben Dache! Ja, das ist freilich gar zu abenteuerlich, und doch ist es wahr; Du kannst sogar den Naturforscher fragen, er muß es zugestehen; und Du selbst weißt es auch, denn Du hast es gesehen.

— Aber der Edelstein im Kopfe der Kröte?

Suche ihn in der Sonne! Sieh' ihn, wenn Du kannst!

Der Glanz dort ist zu stark. Wir haben noch die Augen nicht, um in all' die Herrlichkeit hineinschauen zu können, die Gott geschaffen hat, aber wir werden sie schon bekommen, und das wird das schönste Märchen sein, denn wir sind selbst mit in dem Märchen.

Leipzig.
Druck von A. Th. Engelhardt.

H. C. Andersen's

# Gesammelte Werke.

Vom

Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

Siebenundvierzigster Band.

---

## Neue Märchen und Geschichten.

Vierte Folge.

---

Leipzig.

Johann Friedrich Hartknoch.

1870.

# Neue
# Märchen und Geschichten.

Vierte Folge.

---

Von

H. C. Andersen.

---

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1870.

# Inhalt.

# Hühner-Grete's Familie.

Hühner-Grete war der einzige Mensch, welcher in dem neuen stattlichen Häuschen wohnte, das man für die Hühner und Enten des Herrenhauses gebaut hatte. Es stand da, wo ehemals das alte ritterliche Gebäude mit Thurm, gezacktem Giebel, Wallgraben und Zugbrücke gestanden hatte. Dicht daneben war eine Wildniß von Bäumen und Gebüsch, hier war der Garten gewesen und hatte sich bis an einen großen See erstreckt, welcher jetzt Moorland war. Krähen und Dohlen flogen schreiend über die alten Bäume dahin, es wimmelte von Vögeln; sie wurden nicht weniger, wenn man auch in das Gewühl hineinschoß, dasselbe vermehrte sich eher. Man hörte das Geschrei bis in das Hühnerhaus, wo Hühner-Grete saß, und die Entlein ihr über die Holzschuhe hin und her liefen. Sie kannte jedes Huhn, jede Ente von der Zeit her, wo sie aus dem Ei gekrochen waren, sie war stolz auf ihre Hühner und Enten, stolz auf das stattliche Haus, welches für sie gebaut war. Ihr eigenes Stübchen im Hause war rein und nett, so wollte es die gnädige Frau, der das Haus

gehörte; sie kam oft hierher in Begleitung von feinen, vornehmen Gästen und zeigte diesen „die Kaserne der Hühner und Enten", wie sie das Häuschen nannte.

Und hier war Kleiderschrank und Lehnstuhl, ja gar eine Commode, und auf derselben eine blank polirte messingene Platte aufgestellt, auf welcher das Wort „Grubbe" eingravirt stand, welches grade der Name des alten hochadeligen Geschlechtes war, das hier im Ritterhause gewohnt hatte. Die messingene Platte war gefunden worden, als man hier den Grund ausgrub, und der Küster hatte gesagt, sie habe keinen andern Werth, als daß sie ein altes Andenken sei. Der Küster wußte schon Bescheid von dem Ort und den alten Zeiten, er hatte sein Wissen aus Büchern; Vieles lag in seinem Tischkasten aufgeschrieben. Doch die älteste Krähe wußte vielleicht mehr als er und schrie es auch aus in ihrer Sprache, aber das war Krähensprache, die verstand der Küster nicht, so klug er auch war.

Nach heißen Sommertagen standen manchmal die Dünste über dem Moorland, als liege ein ganzer See hinter den alten Bäumen, zwischen welchen Krähen und Dohlen flatterten; so hatte es ausgesehen, als Ritter Grubbe hier lebte und das alte Herrenhaus da stand mit seinen rothen, dicken Mauern. Die Hundekette reichte damals ganz bis über den Thorweg hin; durch den Thurm gelangte man in den gepflasterten Gang, welcher nach den Zimmern führte; die Fenster waren schmal, die Scheiben klein, selbst in dem großen Saale, wo getanzt wurde, waren sie so; aber bei des letzten

Grubbe's Zeiten war seit Menschengedenken nicht getanzt worden, und doch lag hier noch eine alte Pauke, die bei der Musik gedient hatte. Hier stand ein künstlich geschnitzter Schrank, in welchem seltene Blumenzwiebeln aufbewahrt waren, denn Frau Grubbe liebte die Pflanzen und züchtete Bäume und Kräuter; ihr Gemahl ritt lieber aus, um Wölfe und Eber zu schießen, und ihn begleitete immer eine Strecke Weges sein Töchterchen Marie. Im Alter von fünf Jahren saß sie stolz auf ihrem Pferd und schaute sich keck um mit ihren großen schwarzen Augen. Ihre Lust war es, mit der Peitsche zwischen die Jagdhunde zu schlagen; der Vater hätte aber lieber gesehen, daß sie zwischen die Bauerknaben geschlagen, die zusammenliefen um die Herrschaft zu begaffen.

Der Bauer in der Erdhütte dicht am Herrenhaus hatte einen Sohn Namens Sören, im Alter mit der kleinen hochadeligen Jungfrau; er kletterte gut und mußte ihr immer die Vogelnester herunterholen; die Vögel schrieen was sie konnten, und einer der größten hackte ihn mit dem Schnabel über dem Auge, daß das Blut strömte, und man meinte, das Auge sei daraufgegangen, aber es hatte doch keinen Schaden genommen. Marie Grubbe nannte ihn *ihren* Sören, das war eine große Gunst, und die kam dem Vater, dem armen Jon, zu Gute; er hatte sich eines Tages versehen, sollte bestraft werden, auf dem hölzernen Pferde reiten. Dasselbe stand im Hofe, hatte vier Pfähle als Beine und ein einziges schmales Bret als Rücken; auf diesem sollte Jon ritt=

lings sitzen und außerdem einige schwere Mauersteine an den Füßen haben, damit er nicht gar zu leicht säße; er schnitt fürchterliche Gesichter, Sören weinte und flehte die kleine Marie an; sie gebot sogleich, daß der Vater Sören's herabgehoben werden solle, und als man ihr nicht gehorchte, stampfte sie den Fußboden und riß am Rockärmel des Vaters, daß derselbe in Stücke ging. Sie wollte was sie wollte und sie bekam ihren Willen, der Vater Sören's wurde herabgehoben.

Frau Grubbe, welche dazu kam, strich ihrem Töchterchen das Haar und blickte sie sanft an, Marie begriff nicht weshalb. —

Sie wollte zu den Jagdhunden und nicht mit der Mutter, die in den Garten zu dem See hinabging, wo die Wasserlilie blühte, Schilfkolben und Brautlichter zwischen dem Röhricht nickten; sie schaute all' diese Ueppigkeit und Frische an. „Wie angenehm!" sagte sie. Im Garten stand damals ein seltener Baum, den sie selbst gepflanzt hatte, er hieß die Blutbuche, eine Art von Mohr unter den übrigen Bäumen, so schwarzbraun waren die Blätter; derselbe mußte viel Sonnenschein haben, im steten Schatten würde er sonst grün wie die andern Bäume werden und so seine Merkwürdigkeit einbüßen. In den hohen Kastanien waren viele Vogelnester, so auch im Gebüsch und in den Grasmatten. Es war als wüßten die Vögel, daß sie hier geschützt seien, daß hier Niemand mit der Büchse paffen durfte.

Die kleine Marie ging mit Sören hierher, er ver-

stand zu klettern, wie wir wissen, und es wurden sowohl Eier als flaumfederige Jungen heruntergeholt. Die Vögel, groß und klein, flogen in Angst und Schrecken umher; der Kibitz vom Felde her, die Krähen und Dohlen von den hohen Bäumen schrieen und schrieen, es war ein Geschrei, wie es die Familie noch heut zu Tage anhebt.

„Was thut Ihr doch, Kinder!" rief die sanfte Frau, „das ist ja gotteslästerlich!"

Sören stand eingeschüchtert da, die kleine hochadelige Jungfrau schaute auch ein wenig seitwärts, aber darauf sagte sie kurz und patzig: „Ich darf das für den Vater!"

„Krah, krah! fort, fort von hier!" schrieen die großen schwarzen Vögel und flogen davon, kehrten aber am folgenden Tage wieder, denn sie waren hier zu Hause. —

Die stille, sanfte Frau blieb aber hier nicht lange zu Hause, der liebe Gott rief sie, bei ihm war auch eher ihre Heimath als hier auf dem Herrensitz; und die Kirchenglocken läuteten stattlich, als ihre Leiche zur Kirche gefahren wurde, die Augen der armen Leute wurden feucht, denn sie war ihnen gut gewesen.

Als sie fort war, nahm sich Niemand ihrer Anpflanzungen an und der Garten verödete.

Herr Grubbe war ein harter Mann, sagte man, aber die Tochter, so jung sie auch war, wußte ihn zu bändigen, er mußte lachen und sie bekam ihren Willen. Sie war jetzt zwölf Jahre alt und von kräftigem Gliederbau; sie blickte mit ihren schwarzen Augen die Leute

durch und durch, ritt ihr Pferd wie ein Mann und schoß ihre Büchse ab wie ein geübter Jäger.

Da kam einmal großer Besuch in die Gegend; der allervornehmste, den es geben konnte, der junge König und sein Halbbruder und Kamerad, Herr Ulrich Friedrich Gyldenlöwe; sie wollten Wildschweine jagen und ein paar Tage auf dem Herrensitz des Grubbe verleben. —

Gyldenlöwe saß am Tische neben Marie Grubbe, faßte sie um den Kopf und gab ihr einen Kuß, als wenn sie verwandt gewesen wären; sie aber gab ihm eine Ohrfeige und sagte, daß sie ihn nicht ausstehen könne, und darüber wurde sehr gelacht, als wenn es gar zu amüsant sei.

Das ist es vielleicht auch gewesen, denn fünf Jahre später, Marie hatte ihr siebzehntes Jahr erfüllt, kam ein Bote mit einem Brief an, in welchem Herr Gyldenlöwe sich die Hand der hochadeligen Jungfrau erbat; das war 'was!

„Er ist der vornehmste und galanteste Herr im ganzen Reich," sagte Herr Grubbe; „das ist nicht zu verachten."

„Ich mag ihn grade nicht so sehr!" sagte Marie Grubbe, aber sie verachtete nicht den vornehmsten Mann des Landes, der dem König zur Seite saß.

Silberzeug, wollene und leinene Sachen gingen mit einem Schiffe nach Kopenhagen ab; sie machte die Reise landwärts in zehn Tagen. Die Aussteuer hatte aber contrairen Wind oder gar keinen Wind, es

verstrichen vier Monate, bis dieselbe dort ankam, und als sie kam, war Frau Gyldenlöwe fort. —

„Eher will ich auf gröbster Leinwand, als in seinen seidenen Betten liegen!“ sagte sie. „Lieber gehe ich baarfuß, als mit ihm in der Kutsche fahren!“

Spät eines Abends im November ritten zwei Frauen in die Stadt Aarhuus ein, es waren die gnädige Frau Gyldenlöwe, Marie Grubbe, und ihr Mädchen. Sie kamen von der Stadt Weile, wohin sie mit einem Schiffe von Kopenhagen aus gelangt waren. Sie hielten bei Herrn Grubbe's steinernem Haus in Aarhuus an. Herr Grubbe fand diesen Besuch nicht angenehm. Marie wurde hart angeredet, aber sie bekam doch eine Kammer zum Schlafen, sie bekam auch ihre Biersuppe des Morgens, aber das Böse in dem Vater war gegen sie aufgestachelt, woran sie nicht gewöhnt war; von sanftem Gemüth war sie nicht, wie man angeredet wird, so antwortet man; sie antwortete freilich und sprach mit Bitterkeit und Haß von ihrem Eheherrn, mit dem sie nicht leben wolle, dazu sei sie zu ehrbar. —

Es verstrich ein Jahr, es verstrich nicht angenehm. Es fielen böse Worte zwischen Vater und Tochter, das darf niemals sein. Böse Worte tragen böse Frucht. Was für ein Ende sollte das nehmen!

„Wir Beide können nicht unter einem Dache bleiben!“ sagte eines Tages der Vater. „Ziehe von hier fort nach unserm alten Herrenhof, aber beiße Dir lieber die Zunge ab, als daß Du Lügen unter die Leute bringst!“

So trennten sich die Beiden; sie zog mit ihrem Mädchen in den alten Herrensitz ein, wo sie geboren war, wo die stille fromme Frau, ihre Mutter, in der Grabkammer der Kirche lag; ein alter Viehhüter wohnte auf dem Hofe, das war die ganze Mannschaft. In den Zimmern hing das Spinngewebe schwarz und schwer von Staub bedeckt, im Garten wuchs Alles wie es wollte; Hopfen und Schlingpflanzen liefen wie ein Netz zwischen Baum und Gebüsch, Schierling und Nessel nahmen an Größe und Kraft zu. Die Blutbuche war überwuchert und im Schatten, und ihre Blätter waren jetzt grün wie die der anderen gewöhnlichen Bäume, mit ihrer Herrlichkeit war es aus. Krähen und Dohlen in großen dichten Schaaren flogen über die hohen Kastanien dahin, es war ein Geschrei, als hätten sie einander wichtiges Neues zu erzählen. Jetzt sei sie wieder da, die Kleine, die ihre Eier und Brut hatte stehlen lassen; der Dieb selbst, der sie herunter holte, kletterte nun am blattlosen Baum herum, saß im hohen Schiffsmaste und bekam seine Schläge mit dem Tauende, wenn er sich nicht schickte. —

Das Alles erzählte in unserer Zeit der Küster, er hatte es gesammelt und zusammengesucht aus Büchern und Aufzeichnungen; es lag mit vielem Anderen geschrieben und verschlossen in seinem Tischkasten.

„Aufwärts und niederwärts ist der Welt Lauf!" sagte er, „es ist sonderbar zu hören!" — Und wir wollen hören, wie es Marie Grubbe erging; wir vergessen deshalb nicht Hühner-Grete, sie sitzt in ihrem stattlichen Hühnerhaus

zu unserer Zeit. Marie Grubbe saß zu ihrer Zeit, aber nicht mit dem Sinn, wie die alte Hühner-Grete.

Der Winter verstrich, das Frühjahr und der Sommer verstrich, dann kehrte die windige Herbstzeit wieder mit dem nassen kalten Meeresnebel. Es war ein einsames, langweiliges Leben auf dem alten Herrensitz.

Marie Grubbe nahm ihre Büchse zur Hand und ging in die Haide hinaus, schoß Hasen und Füchse und schoß, was sie von Vögeln erreichen konnte. Draußen traf sie mehr als einmal auf den adeligen Herrn Palle Dyre von Nörrebäk, er strich auch mit seiner Büchse und seinen Hunden umher. Er war groß und stark, damit prahlte er, wenn sie mit einander sprachen. Er hätte sich mit dem seligen Herrn Brockenhuus zu Egeskov auf Fühnen messen dürfen, von welchem die Leute noch sprachen. — Palle Dyre hatte, nach dem Beispiel des Brockenhuus, eine eiserne Kette mit einem Jagdhorn in seinem Thorweg anhängen lassen, und wenn er nach Hause geritten kam, ergriff er die Kette, hob sich mit sammt dem Pferde vom Boden empor und blies in das Horn. —

„Kommen Sie selbst und sehen das mit an, Frau Marie!“ sagte er. „Man athmet frisch und frei auf Nörrebäk.“

Wann sie auf seinen Herrensitz gekommen ist, steht nicht verzeichnet, aber auf den Altarleuchtern in der Kirche zu Nörrebäk war zu lesen, daß sie von Palle Dyre und Marie Grubbe zu Nörrebäk Herrensitz geschenkt waren.

Groß und stark war Palle Dyre; er trank wie ein Schwamm, er war wie eine Tonne, die nicht voll werden konnte; er schnarchte wie ein ganzer Schweinestall; roth und aufgedunsen sah er aus.

„Hinterlistig und tückisch ist er!“ sagte Frau Palle Dyre, Grubbe's Tochter. Bald hatte sie das Leben mit ihm überdrüssig, aber deshalb wurde es doch nicht besser.

Eines Tages stand der Tisch gedeckt und die Speisen wurden kalt; Palle Dyre war auf der Fuchsjagd und die gnädige Frau war nirgends zu finden. — Palle Dyre kehrte gegen Mitternacht zurück, Frau Dyre kam weder um Mitternacht noch am nächsten Morgen, sie hatte Nörrebäk den Rücken gekehrt, war ohne Gruß und Lebewohl davongeritten.

Es war graues nasses Wetter; der Wind blies kalt, es flog eine Schaar schwarzer, schreiender Vögel über sie dahin, die waren nicht so heimathlos wie sie.

Zuerst zog sie südwärts, ganz hinab bis zum deutschen Reich; ein paar goldene Ringe mit kostbaren Steinen wurden zu Gelde gemacht, dann lenkte sie ostwärts, so kehrte sie wieder um und ging westwärts, sie hatte kein Ziel vor Augen und haderte mit Allem, selbst mit dem guten Gott, so elend war ihr Gemüth; bald wurde auch ihr Körper elend, sie vermochte kaum den Fuß zu rühren. Der Kibitz flog auf, als sie über den Erdhügel fiel, wo er sein Nest hatte; der Vogel schrie wie er immer schreit: „Du Dieb! Du Dieb!“ Sie hatte nie das Gut ihres Nächsten gestohlen, aber Vogel-

eier und junge Vögel hatte sie sich als kleines Mädchen vom Hügel und Baume herabholen lassen; daran dachte sie jetzt.

Von da, wo sie lag, konnte sie die Sanddünen sehen; am Meeresufer dort wohnten Fischer, aber dorthin konnte sie nicht gelangen, so krank war sie. Die großen weißen Möven flogen hier über sie hinweg und schrieen, wie die Krähen und Dohlen schrieen zu Hause im Garten des Herrensitzes. Die Vögel flogen ganz nahe an sie heran, zuletzt schien es ihr, als würden sie rabenschwarz, aber dann wurde es auch Nacht vor ihren Augen. —

Als sie die Augen wieder aufschlug, wurde sie gehoben und getragen; ein großer starker Mann hatte sie auf seine Arme gehoben, sie blickte ihm grade in sein bärtiges Gesicht; er hatte eine Narbe über dem einen Auge, welche die Braue gleichsam in zwei Theile trennte er trug sie, so elend sie war, nach dem Fahrzeug, wo er dafür vom Schiffer böse Worte bekam.

Am Tage darauf segelte das Fahrzeug ab. Marie Grubbe kam nicht an's Land; sie segelte also mit. Aber sie kehrte doch wohl wieder? — Ja, wann und wo?

Auch hiervon wußte der Küster zu erzählen, und es war keine Geschichte, die er selbst zusammenstoppelte; er hatte den ganzen seltsamen Hergang aus einem alten glaubwürdigen Buche, welches wir selbst hervorholen und lesen können. Der dänische Geschichtschreiber Ludwig Holberg, welcher so viele lesenswerthe Bücher und die lustigen Comödien geschrieben hat, aus welchen wir

seine Zeit und deren Menschen recht kennen lernen können, erzählt in seinen Briefen von Marie Grubbe, wo und wie er ihr begegnete; es ist wohl werth zu hören; deshalb vergessen wir aber Hühner-Grete durchaus nicht, sie sitzt fröhlich und gut in dem stattlichen Hühnerhaus.

Das Schiff segelte ab mit Marie Grubbe: dabei blieben wir stehen. —

Es vergingen lange Jahre.

Die Pest wüthete in Kopenhagen, es war im Jahre 1711. Die Königin von Dänemark zog fort in ihre deutsche Heimat, der König verließ die Hauptstadt, Jeder, der es vermochte, beeilte sich hinweg zu kommen. Die Studenten, selbst wenn sie freie Wohnung und Kost hatten, verließen die Stadt. Einer derselben, der letzte, welcher in dem Frei-Collegium geblieben war, zog endlich auch fort. Es war zwei Uhr des Morgens; er trug seinen Ranzen, welcher mehr mit Büchern und Geschriebenem, als mit Kleidungsstücken gefüllt war. Ein feuchter Nebel hing über der Stadt, kein Mensch war auf den Straßen zu sehen; die Thüren der Häuser ringsum waren mit Kreuzen beschrieben, zum Zeichen, daß drin die Seuche sei oder die Leute ausgestorben seien. Ein großer Rüstwagen rasselte an ihm vorüber; der Kutscher schwang die Peitsche, die Pferde flogen im Galopp dahin, der Wagen war mit Todten gefüllt. Der junge Student hielt die Hand vor sein Gesicht und roch an einen starken Spiritus, den er auf einem Schwamm in einem kleinen Behälter von Messing bei sich führte. Aus

einer Kneipe in einer der Gassen schallten Gesang und unheimliches Gelächter heraus von Leuten, welche die Nacht hindurch tranken, um zu vergessen, daß die Seuche vor der Thüre stände und sie mit zu den anderen Todten im Rüstwagen holen möchte. Der Student lenkte seine Schritte nach dem Canal an der Schloßbrücke, dort lagen ein paar kleine Schiffe; eins derselben lichtete, um von der pestangesteckten Stadt fortzukommen.

„Wenn Gott uns am Leben läßt und wir Wind dazu bekommen, gehn wir nach Grönsund bei Falster!" sagte der Schiffer und fragte den Studenten, welcher mit wollte, um seinen Namen.

„Ludwig Holberg," antwortete der Student, und der Name klang wie jeder andere; jetzt klingt in ihm einer der stolzesten Namen Dänemarks, damals war er nur ein junger unbekannter Student.

Das Schiff glitt an dem Schlosse vorüber. Es war noch nicht heller Tag, als es das offene Meer erreichte. Ein leichter Wind schwellte die Segel, der junge Student setzte sich mit dem Gesicht gegen den frischen Wind gewendet und schlief ein, und das war grade nicht das Räthlichste.

Schon am dritten Morgen lag das Schiff an der Insel Falster. „Kennt Ihr Jemand hier am Orte, wo ich mit wenigem Geld mich einlogiren könnte?" fragte Holberg den Schiffer.

„Ich sollte meinen, Ihr thätet gut, wenn Ihr zu der Fährfrau im Borrehaus ginget," antwortete dieser. „Wollt Ihr sehr höflich sein, so heißt sie Mutter Sören

Sörensen Müller. Doch kann es sich ereignen, daß sie wüthend wird, wenn Ihr gar zu fein mit ihr thut. Der Mann ist wegen eines Verbrechens verhaftet, sie führt selbst das Fährboot, Fäuste hat sie!"

Der Student nahm seinen Ranzen und begab sich nach dem Fährhause. Die Hausthür war nicht verschlossen, sie ging auf und er trat in eine gepflasterte Stube, wo die Bank, mit einem großen Deckbett mit Handschuhleder überzogen, das bedeutendste Hausgeräth bildete. Eine weiße Henne mit ihren Küchlingen war an die Bank gebunden und hatte den Wassernapf umgestoßen, daß das Wasser über den Fußboden floß. Es waren keine Leute weder hier noch in der anstoßenden Kammer; nur eine Wiege, in welcher ein Kind lag, stand da. Das Fährboot kehrte zurück, es saß nur Einer in demselben, ob Mann oder Weib war nicht leicht zu entscheiden. Die Person war in einen großen Mantel gehüllt und trug auf dem Kopfe eine Art Kapuze. Das Boot legte bei.

Es war eine weibliche Person, welche ausstieg und in die Stube trat. Sie sah recht ansehnlich aus, als sie ihren Rücken richtete; zwei stolze Augen saßen unter den schwarzen Brauen. Es war Mutter Sören, die Fährfrau; Krähen und Dohlen würden einen andern Namen schreien, den wir besser kennen.

Sie sah mürrisch aus, vom Reden mochte sie wohl nicht viel halten, aber soviel wurde doch besprochen und abgemacht, daß der Student sich auf unbestimmte Zeit in

Kost bei ihr gab, während es in Kopenhagen so schlecht bestellt war.

Nach dem Fährhaus kamen häufig aus dem nahen Städtchen dieser und jener achtbare Bürger. Es kamen Franz Messerschmied und Sivert Acciseneinnehmer; sie tranken einen Krug Bier im Fährhause und discurirten mit dem Studenten; derselbe sei ein habiler junger Mann, der seine Practica verstand, wie sie es nannten; er las Griechisch und Lateinisch und wußte Bescheid in gelehrten Sachen. —

„Je weniger man weiß, desto weniger drückt es Einem!" sagte Mutter Sören.

„Ihr habt es strenge!" sagte Holberg eines Tages, als sie ihre Wäsche in der scharfen Lauge beuchte und selbst die Holzknorren zu der Feuerung spalten mußte.

„Das ist meine Sache!" antwortete sie.

„Habt Ihr Euch von Kindheit an immer so abäschern müssen?"

„Das könnt Ihr wohl an den Fäusten ablesen!" sagte sie und zeigte zwei freilich kleine, aber harte, starke Hände mit abgebissenen Nägeln dar. „Ihr seid ja gelehrt und könnt lesen."

Zur Weihnachtszeit begann es stark zu schneien; die Kälte stellte sich ein, der Wind blies scharf, als führe er Scheidewasser mit, den Leuten das Gesicht zu waschen. Mutter Sören ließ sich das nicht anfechten, sie warf den Mantel um und zog die Kapuze über den Kopf. Es war schon früh am Nachmittage finster im Hause; sie legte Holz und Torf auf den Herd, setzte sich dann, ihre

Strümpfe zu stopfen, es war kein Anderer da, der es that. Gegen Abend sprach sie mehr Worte zu dem Studenten, als es sonst ihre Gewohnheit war; sie sprach von ihrem Mann.

„Er hat unvorsätzlich einen Schiffer von Dragör um's Leben gebracht und muß nun dafür drei Jahre in Eisen arbeiten. Er ist nur gemeiner Matrose, deshalb muß das Gesetz seinen Verlauf haben."

„Das Gesetz gilt auch für die höheren Stände!" sagte Holberg.

„Glaubt Ihr?" sagte Mutter Sören und schaute eine Weile in's Feuer, aber darauf nahm sie wieder das Wort. „Habt Ihr vom Kai Lykke gehört, der eine seiner Kirchen einreißen ließ, und als der Prediger Herr Martin deshalb von der Kanzel herab donnerte, diesen in Eisen schlagen, ein Gericht sitzen ließ und selbst ihn zum Tode verurtheilte, und er mußte richtig den Hals herreichen; das war kein unvorsätzlicher Todesstreich, und doch ging Kai Lykke damals frei aus!"

„Er war nach damaliger Zeit in seinem Recht!" sagte Holberg; „jetzt sind wir über dieselbe hinaus."

„Das könnt Ihr einen Dummen einbilden!" sagte Mutter Sören, stand auf und ging in die Kammer, wo das kleine Kind lag; das lüftete sie und legte es zurecht, darauf machte sie den Bettkasten des Studenten zurecht; er hatte das große Deckbett, er war frostiger als sie, und er war doch in Norwegen geboren.

Am Neujahrsmorgen war es ein richtig heller sonniger Tag. Der Frost war so stark gewesen, oder

war es noch, daß der gefallene Schnee so hart zusammengefroren war, daß man auf ihm gehen konnte. Die Glocken des Städtchens läuteten zur Kirche; Student Holberg hüllte sich in seinen wollenen Mantel und wollte zur Stadt gehen.

Ueber das Fährhaus flogen mit großem Geschrei Krähen und Dohlen dahin; man vernahm durch das Geschrei kaum die Kirchglocken. Mutter Sören stand vor dem Hause und füllte einen messingenen Kessel mit Schnee, um ihn über das Feuer zu setzen und Trinkwasser zu bekommen; sie blickte zu dem Gewimmel von Vögeln hinauf und hatte so ihre eigenen Gedanken dabei.

Student Holberg ging zur Kirche; auf dem Hin- und Rückweg kam er an dem Hause des Sivert Einnehmers am Stadtthor vorüber. Hier wurde er auf eine Tasse Warmbier mit Syrup und Ingwer eingeladen; das Gespräch fiel auf Mutter Sören, aber der Acciseneinnehmer wußte nicht viel Bescheid, das wußten wohl überhaupt nicht Viele; sie sei nicht von der Insel Falster, sagte er, ein wenig Mittel habe sie wohl einmal gehabt, ihr Mann sei ein gemeiner Matrose, hitzig von Temperament, einen Dragör-Schiffer habe er todtgeschlagen; „das Weib prügelt er, und doch vertheidigt es ihn.“ —

„Ich duldete solche Behandlung nicht!“ sagte die Frau des Einnehmers. „Ich stamme nun auch von besseren Leuten her! mein Vater war königlicher Strumpfweber!“

„Deshalb seid Ihr auch mit einem königlichen

Beamten in die Ehe getreten," sagte Holberg und machte eine Reverenz vor ihr und dem Einnehmer. —

Es war am Abend des Festes der heiligen drei Könige. Mutter Sören zündete Holberg ein Dreikönigslicht an, das heißt ein dreizackiges Talglicht, welches sie selbst gezogen hatte.

„Ein Licht für jeden Mann!" sagte Holberg.

„Jeden Mann?" sagte die Frau und sah ihn scharf an.

„Jeden der weisen Männer aus dem Morgenlande!" sagte Holberg.

„In der Weise!" sagte sie und schwieg lange. Aber an diesem Abende erfuhr er doch mehr, als er vorher gewußt hatte.

„Ihr seid Eurem Ehemann recht in Liebe zugethan," sagte Holberg; „die Leute sagen doch, daß er Euch alle Tage schlecht behandelt."

„Das geht Niemand außer mir an!" antwortete sie. „Die Schläge hätten mir gut thun können, als ich Kind war; jetzt bekomme ich sie wohl meiner Sünden halber! Was er mir aber Gutes gethan hat, das weiß ich," und sie erhob sich. „Als ich auf der öden Haide krank lag und Niemand sich meiner annehmen wollte, Niemand mit mir zu schaffen haben wollte, es sei denn Krähen und Dohlen, um mich zu zerhacken, trug er mich auf seinen Armen und mußte böse Worte hören wegen der Beute, die er an Bord des Schiffes brachte. — Ich bin nicht dazu geschaffen, um krank zu liegen, und ich erholte mich auch wieder. Jeder hat

so seine Art und Weise, Sören hat seine, man darf das Pferd nicht nach der Halfter beurtheilen! Mit ihm habe ich Alles in Allem angenehmer gelebt, als mit dem, den sie den vornehmsten und galantesten aller Unterthanen des Königs nannten. Ich habe den Statthalter Gyldenlöwe, des Königs Halbbruder, zum Ehegemahl gehabt; nachher nahm ich den Palle Dyre. Der Eine so gut wie der Andere, jeder in seiner Weise und ich in der meinigen. — Das war ein langer Schnack, aber jetzt wißt Ihr es!" Und damit verließ sie die Stube.

Es war Marie Grubbe! So sonderbar hatte ihr das Leben mitgespielt. Viele Abende des heiligen drei Königsfestes blieb sie nicht am Leben; Holberg hat es niedergeschrieben, daß sie im Juni 1716 starb, aber er hat nicht niedergeschrieben, denn er wußte es nicht, daß eine Menge großer schwarzer Vögel über das Fährhaus kreisten, als Mutter Sören, wie sie genannt wurde, dort als Leiche lag, sie schrieen nicht, als wüßten sie, daß zum Begräbniß Stille sich schickt. Sobald sie in der Erde lag, waren die Vögel nicht mehr zu sehen, aber an demselben Abend wurde in Jütland, bei dem alten Herrenhof, eine unermeßliche Menge Krähen und Dohlen gesehen; sie schrieen, eine lauter wie die andre, als hätten sie Etwas kund zu machen, vielleicht von ihm, der als kleiner Knabe ihre Eier und Jungen ausnahm, dem Bauernsohn, welcher ein Hosenband von Eisen bekam, und der hochadeligen Jungfrau, die als Frau des Fährmanns endigte. „Braw! Braw!" schrieen sie.

Und das Geschlecht schrie: braw, braw! als der alte Herrenhof eingerissen wurde. „Sie schreien noch und es ist nichts mehr zu beschreien!“ sagte der Küster, wenn er erzählte: „Das Geschlecht ist ausgestorben, der Herrenhof niedergerissen und wo derselbe stand, steht jetzt das stattliche Hühnerhaus mit vergoldeten Windfahnen und mit der alten Hühner-Grete. Sie freuet sich sehr ihrer reizenden Wohnung; — wäre sie nicht hierher gekommen,“ fügte der Küster hinzu, „hätte sie in's Armenhaus gemußt.“

Die Tauben girrten über ihr, die Trut-Hühner plauderten ringsum und die Enten schnatterten.

„Niemand kannte sie,“ sagten sie, „Familie hat sie nicht. Es ist reine Barmherzigkeit, daß sie hier ist. Sie hat weder Entenvater noch Hühnermutter, keine Nachkommen!“

Familie hatte sie doch; sie kannte sie nur nicht, der Küster auch nicht, wenn er auch noch so viel aufgeschrieben und in seinem Tischkasten hatte; aber eine der alten Krähen wußte darum, erzählte davon. Sie hatte von ihrer Mutter und Großmutter von der Mutter und Großmutter der Hühner-Grete gehört; auch wir kennen die Großmutter, wir sahen sie als Kind über die Zugbrücke reiten und stolz um sich schauen, als gehörte ihr die ganze Welt und alle Vogelnester, und wir sahen sie auf der Haide an den Sanddünen und zuletzt in dem Fährhaus. Die Enkelin, die letzte ihres Geschlechts, war wieder in die Heimath gekommen, wo das alte Herrenhaus gestanden hatte, wo die schwarzen wilden

Vögel schrieen; aber sie saß unter den zahmen Vögeln, und die kannten sie und hatten sie lieb. Hühner-Grete hatte nichts mehr zu wünschen, sie freute sich auf den Tod und war auch alt genug, um zu sterben.

„Grab! Grab!" schrieen die Krähen.

Und Hühner-Grete bekam ein gutes Grab, welches Niemand kannte außer der alten Krähe, wenn die nicht auch todt ist.

Und nun kennen wir die Geschichte von dem alten Herrensitz, dem alten Geschlecht und der ganzen Familie der Hühner-Grete.

# Was die Distel erlebte.

An dem reichen Herrensitz lag ein schöner wohlgehaltener Garten mit seltenen Bäumen und Blumen; die Gäste des Besitzers sprachen ihr Entzücken über diese aus, die Leute der Umgegend von Land und Stadt kamen an Sonn- und Festtagen und baten um Erlaubniß, den Garten zu sehen, ja ganze Schulen fanden sich zu solchen Besuchen ein.

Außerhalb des Gartens an dem Pfahlzaun am Feldwege stand eine große mächtige Distel, sie breitete sich von der Wurzel in mehrere Zweige aus, so daß sie wohl ein Distelbusch genannt werden konnte. Niemand außer dem alten Esel, welcher den Milchwagen des Milchmädchens zog, sah sie an. Der machte einen langen Hals nach der Distel hinüber und sagte: „Schön bist Du, ich möchte Dich fressen!“ Aber der Strick war so lang nicht, daß er sie erreichen und fressen konnte.

Es war große Gesellschaft auf dem Herrenhof, hochadeliges Geschlecht aus der Hauptstadt, junge hübsche Mädchen, und unter diesen ein Fräulein aus weiter Ferne; sie kam aus Schottland, war von hoher Ge-

burt, reich an Gut und Gold; eine Braut, die wohl zu besitzen werth sei, sagte mehr als einer der jungen Herren, und auch die Mütter sagten es.

Die Jugend tummelte sich auf der Grasplaine und spielte Ball; sie wandelte unter den Blumen, und jedes der jungen Mädchen brach eine Blume und steckte sie in das Knopfloch eines der jungen Herren; aber das schottische Fräulein schaute sich lange wählerisch um; keine der Blumen schien ihrem Geschmack zu entsprechen; da fiel ihr Blick über den Zaun hinaus, draußen stand der große Distelbusch mit den rothblauen, kräftigen Blumen, sie sah dieselben, sie lächelte und bat den Sohn vom Hause, ihr eine zu pflücken.

„Sie ist die Blume Schottlands!" sagte sie, „sie prangt in dem Wappen des Landes; geben Sie mir die!"

Und er holte die schönste und stach sich die Finger, als wäre sie an dem schärfsten Rosendorn gewachsen.

Die Distelblume steckte sie in das Knopfloch des jungen Mannes und er fühlte sich hoch geehrt. Jeder der anderen jungen Herren hätte gern seine Prachtblume hingegeben, um diese zu tragen, die von der feinen Hand des schottischen Fräuleins gespendet war. Und fühlte sich der Sohn des Hauses geehrt, was fühlte sich dann nicht der Distelbusch, es war als durchströme ihn Thau und Sonnenschein.

„Ich bin etwas mehr als ich weiß!" sprach die Distel in sich hinein. „Ich gehöre wohl eigentlich innerhalb und nicht außerhalb des Zaunes hin. Man wird in der Welt oft sonderbar gestellt! Aber jetzt

habe ich doch eine der meinigen über dem Zaun und gar im Knopfloch!"

Dieses Ereigniß erzählte sie jeder Knospe, die hervorschoß und sich entfaltete, und es vergingen nicht viele Tage, so hörte die Distel, nicht von Menschen, nicht aus dem Vogelgezwitscher, sondern aus der Luft selbst, welche die Laute bewahrt und weit umher führt, aus den entlegensten Gartengängen und aus den Zimmern des Hauses, in denen Fenstern und Thüren offen standen, daß der junge Herr, welcher die Distelblume aus der Hand des feinen schottischen Fräuleins bekam, nun auch die Hand und das Herz desselben erhalten hatte. Es war ein schönes Paar, eine gute Partie.

„Das habe ich zusammengethan!" meinte die Distel und dachte an die Blume, die sie für das Knopfloch hergegeben hatte. Jede Blume, welche sich entfaltete, bekam dieses Ereigniß zu hören.

„Ich werde gewiß in den Garten eingepflanzt!" dachte die Distel, und vielleicht in einen Topf gesetzt, welcher klemmt, das soll die allergrößte Ehre sein!"

Und die Distel dachte sich dieses so lebhaft, daß sie mit voller Ueberzeugung sprach: „Ich werde in einen Topf umgesetzt!"

Sie versprach jeder kleinen Distelblume, die sich entfaltete, daß auch sie in einen Topf, vielleicht in's Knopfloch kommen sollte, das Höchste, was zu erreichen sei; aber keine von ihnen kam in Topf, geschweige denn in's Knopfloch; sie tranken Luft und Licht, leckten Sonnenschein am Tage und Thau in der Nacht, blühten,

bekamen Besuch von Bienen und Bremsen, die nach der Mitgift, dem Honig der Blume, suchten, und den Honig nahmen sie, die Blume ließen sie stehen. „Das Räuberpack!“ sagte die Distel. „Wenn ich sie nur aufspießen könnte! Aber ich kann nicht.“

Die Blumen ließen die Köpfe hängen, siechten hin, aber es kamen wieder neue.

„Ihr kommt wie gerufen,“ sagte die Distel. „Ich erwarte jede Minute über den Zaun zu gelangen.“

Einige unschuldige Gänseblümlein und ein langer dürrer Wegebreitstengel standen und hörten mit tiefer Bewunderung zu und glaubten Alles, was sie sagte.

Der alte Esel des Milchkarrens stand am Rande des Feldwegs und schielte nach dem blühenden Distelbusch hinüber, aber der Strick war zu kurz, um ihn zu erreichen.

Und die Distel dachte so lange an die Distel Schottlands, zu deren Geschlecht sie sich zählte, daß sie zuletzt meinte, sie sei aus Schottland gekommen und ihre Eltern seien in das Reichswappen hineingewachsen. Das war ein großer Gedanke, aber eine große Distel kann schon einen großen Gedanken haben.

„Man ist oft aus so vornehmer Familie, daß man es nicht wissen darf!“ sagte die Nessel, die dicht nebenan wuchs; sie hatte gleichsam ein Ahnung, daß aus ihr „Nesseltuch“ werden könne, wenn sie richtig behandelt würde.

Und der Sommer verstrich, und der Herbst verstrich; die Blätter fielen von den Bäumen, die Blumen

bekamen tiefere Farbentöne und hatten geringeren Duft. Der Gärtnerbursche sang im Garten über den Zaun hinaus:

„Bergauf, bergab, ja ab und auf,
Das ist der ganze Lebenslauf!“

Die jungen Tannenbäume im Walde begannen sich nach der Weihnachten zu sehnen, aber noch war lange Zeit hin zu Weihnachten.

„Hier stehe ich noch!“ sagte die Distel. „Es ist, als dächte Niemand an mich und ich habe doch die Partie gestiftet; verlobt wurden sie und Hochzeit haben sie gehabt, es sind jetzt acht Tage her. Ja, ich thue keinen Schritt, denn ich kann nicht.“

Es verstrichen noch einige Wochen; die Distel stand da mit ihrer letzten einzigen Blume, groß und voll, sie war in der Nähe von der Wurzel hervorgeschossen, der Wind blies kalt über sie hin, die Farben verschwanden, der Blumenkelch, groß wie an der Blume einer Artischocke, zeigte sich wie eine versilberte Sonnenblume.

Da traten eines Tages das junge Paar, jetzt Mann und Frau, in den Garten; sie gingen längs des Pfahlzaunes dahin, und die junge Frau schaute über denselben hinaus.

„Da steht noch die große Distel,“ sagte sie. „Jetzt hat sie keine Blume mehr.“

„O ja, das Gespenst der letzten ist noch da,“ sagte er und deutete auf den silberschimmernden Rest der Blume, selbst eine Blume.

„Schön ist sie freilich,“ sagte sie. „Eine solche muß in den Rahmen unseres Bildes eingeschnitzt werden.

Und der junge Mann mußte wieder über den Zaun hinüber und den Distelbecher abbrechen. Der stach ihn in den Finger, hatte er ihn doch ein Gespenst genannt. Und der Distelblumenbecher kam in den Garten, in's Haus, in den Saal; dort stand ein Gemälde: „die jungen Eheleute". Im Knopfloch des Bräutigams war eine Distelblume gemalt. Es wurde von dieser gesprochen und auch von dem Blumenbecher, den sie brachten, der letzten jetzt silberglänzenden Distelblume, deren Abbild in den Rahmen geschnitzt werden sollte.

Und die Luft trug das Gesprochene hinaus, weit umher.

„Was man doch erleben kann!" sagte der Distelbusch. „Meine Erstgeborne kam in's Knopfloch, meine Letztgeborne kam in den Rahmen! Wohin komme ich?"

Und der Esel stand am Wege und schielte zu der Distel hinüber.

„Komm zu mir, mein Freß-Liebchen! Ich kann nicht zu Dir, der Strick ist nicht lang genug!"

Aber die Distel antwortete nicht; sie wurde immer gedankenvoller; sie sann und sann immerfort bis gegen Weihnachten, und dann trieb der Gedanke seine Blume.

„Wenn die Kinder nur gut drin sind, so findet die Mutter sich darein, draußen vor dem Zaun zu stehen."

„Das ist ein ehrenwerther Gedanke!" sagte der Sonnenstrahl. „Sie sollen auch einen guten Platz bekommen."

„Im Topf oder im Rahmen?" fragte die Distel.

„In einem Märchen!" sagte der Sonnenstrahl.

# Was man erfinden kann.

Es war einmal ein junger Mann, der darauf hin studirte, Dichter zu werden; er wollte es zu Ostern werden, sich verheirathen und von der Dichterei leben. Das Dichten, das wußte er, besteht nur darin, daß man Etwas erfinden kann; aber er konnte Nichts erfinden. Er war zu spät geboren, Alles war aufgenommen, bevor er zur Welt kam, von Allem war gedichtet und erzählt worden.

„Die glücklichen Menschen, die vor tausend Jahren geboren wurden!“ sagte er. „Die hatten leicht, unsterblich zu werden! Glücklich selbst derjenige, der vor hundert Jahren geboren wurde, damals war doch noch etwas da, wovon gedichtet werden konnte; jetzt ist die Welt ausgedichtet, was soll ich hineindichten können?“

Darauf studirte er, daß er krank und elend wurde, der elende Mensch; kein Doctor konnte ihm helfen, aber vielleicht die kluge Frau. Sie wohnte in dem Häuschen am Wege, wo das Heck ist, welches sie Fahrenden und Reitenden aufschloß; sie konnte zwar mehr, als das Heck aufschließen, sie war klüger als der

Doctor, welcher im eigenen Wagen fährt und Rangsteuer zahlt.

„Ich muß zu ihr hinaus!“ sagte der junge Mann.

Das Haus, in welchem sie wohnte, war klein und nett, aber langweilig anzusehen; es war hier kein Baum, keine Blume; neben der Thüre stand ein Bienenkorb, sehr nützlich! Es war auch ein kleines Kartoffelfeld da, sehr nützlich! und ein Erdwall mit Schlehendorn, welcher abgeblüht und Beeren angesetzt hatte, die den Mund zusammenschnüren, wenn man sie kostet, bevor sie Frost bekommen haben.

„Das ist leibhaftig unsere poesielose Zeit, die ich hier sehe!“ dachte der junge Mann, und das war immerhin ein Gedanke, ein Goldkorn, welches er an der Thüre der klugen Frau fand.

„Schreibe das nieder!“ sagte sie; „Krumen sind auch Brot! Weshalb Du hierher kommst, weiß ich; Du kannst Nichts erfinden und doch willst Du zu Ostern Dichter sein!“

„Alles ist niedergeschrieben!“ sagte er. „Unsere Zeit ist nicht die alte Zeit!“

„Nein!“ sagte die Frau; „in der alten Zeit wurden die klugen Frauen verbrannt, und die Poeten gingen einher mit leeren Magen, und der Ellbogen steckte ihnen aus dem Aermel heraus. Die Zeit ist grade gut, sie ist die allerbeste! Aber Du hast den richtigen Blick nicht, Du hast das Gehör nicht geschärft und betest wohl auch niemals Abends Dein Vaterunser. Hier ist vollauf vorhanden, um zu dichten und zu erzählen, wenn

3*

man erzählen kann. Du kannst es aus den Gewächsen der Erde herauslesen, es aus dem dahinfließenden und dem stillstehenden Wasser schöpfen, aber Du mußt es verstehen, mußt es verstehen, einen Sonnenstrahl aufzufangen. Versuche nun einmal meine Brille, setze mein Hörrohr an's Ohr, bete dann zu Gott und laß ab, an Dich selbst zu denken!"

Das Letztere war nun sehr schwierig, mehr als eine kluge Frau verlangen kann.

Er bekam die Brille und das Hörrohr, und wurde mitten in das Kartoffelfeld gestellt; sie gab ihm eine große Kartoffel in die Hand; es klang in derselben, es kam Gesang mit Worten, die Geschichte der Kartoffeln, interessant, — eine Alltagsgeschichte in zehn Theilen, zehn Zeilen genügten.

Und was sang die Kartoffel?

Sie sang von sich und ihrer Familie: von der Ankunft der Kartoffeln nach Europa, von der Verkennung, welcher sie ausgesetzt gewesen, bevor sie, wie jetzt, als ein größerer Segen denn ein Goldklumpen anerkannt dastanden.

„Wir wurden auf königliches Geheiß vom Rathhause herab in allen Städten vertheilt, es wurden Bekanntmachungen von unserer großen Bedeutung erlassen, aber man setzte kein Vertrauen in dieselben, verstand es nicht einmal, uns zu pflanzen. Einer grub ein Loch und warf seinen ganzen Scheffel Kartoffeln hinein; ein Anderer steckte eine Kartoffel hier, eine dort in die Erde und erwartete nun, daß sie wie ein ganzer Baum empor=

schießen solle, von welchem man Kartoffeln schütteln könne. Es zeigten sich auch Wuchs, Blüthen, wässerige Frucht, aber das Ganze verwelkte. Niemand dachte an das, was im Boden lag, an den Segen: die Kartoffeln. Ja, wir haben ausgestanden und gelitten, das heißt unsere Vorväter, sie und wir, das bleibt sich nun gleich. Welche Geschichten!"

„Ja, nun mag das genug sein!" sagte die Frau. „Betrachte den Schlehendorn!"

„Wir haben auch nahe Verwandtschaft im Heimathland der Kartoffeln, höher gen Nord, als sie wuchsen," sagten die Schlehendornen. „Es waren Normannen aus Norwegen, welche westwärts durch Nebel und Sturm nach einem unbekannten Lande steuerten, woselbst sie hinter Eis und Schnee Kräuter und grüne Wiesen, Büsche mit schwarzblauen Weinbeeren: Schlehendorn, fanden, die Trauben froren reif, das thun wir auch. Und das Land hießen sie Weinland, d. i. Grönland, d. i. Schlehenland!"

„Das ist eine ganz romantische Erzählung!" sagte der junge Mann.

„Ja freilich; kommt nun aber mit!" sagte die kluge Frau und führte ihn zu dem Bienenkorb. Er schaute in denselben hinein. Welches Leben und Weben! Es standen Bienen in allen Gängen und wedelten mit den Flügeln, damit ein gesunder Luftzug in der ganzen großen Fabrik sei, das war ihre Beschäftigung; sodann kamen von außen herein Bienen, die mit Körbchen an den Füßen geboren waren, sie brachten Blüthenstaub, welcher ausgeschüttet,

gesondert und zu Honig und Wachs verarbeitet wurde; sie flogen ein und aus; die Bienenkönigin wollte auch ausfliegen, aber dann hätten alle Bienen mit müssen! Das war nun noch nicht an der Zeit; ausfliegen wollte sie aber doch; da bissen sie Ihrer Majestät die Flügel ab, und nun mußte sie da bleiben.

„Steige nun auf den Erdwall!“ sagte die kluge Frau, „komm' und schaue über die Landstraße hinaus, wo die Leute zu sehen sind.“

„Das ist ein Gewimmel!“ sagte der junge Mann. „Eine Geschichte nach der andern! Das schwirrt und schwirrt! Es wird mir ganz bunt vor den Augen, ich gehe hintenüber!“

„Nein, geh' gerade aus!“ sagte die Frau, „geh geradezu in das Menschengewimmel hinein, habe den richtigen Blick auf dasselbe, Ohr zu hören und auch Herz, dann wirst Du bald 'was erfinden! Aber ehe Du fortgehst, mußt Du mir meine Brille und mein Hörrohr wieder geben!“ und damit nahm sie ihm Beides ab.

„Jetzt sehe ich nicht das Allergeringste!“ sagte der junge Mann, „jetzt höre ich nichts mehr.“

„Ja, dann kannst Du zu Ostern auch kein Dichter werden!“ sagte die kluge Frau.

„Aber bis wann denn?“ fragte er.

„Weder zu Ostern noch zu Pfingsten! Du lernst nicht, 'was zu erfinden.“

„Was muß ich denn thun, um mein Brod bei der Poesie zu haben?“

„Das kannst Du schon zur Fastnacht haben! Mache

Jagd auf die Poeten! Schlage ihre Schriften todt, so triffst Du sie selbst. Laß Dich nur nicht verblüffen! schlage frisch darauf los, so kriegst Du Fastnachtswecken, mit welchen Du sowohl Dich selbst wie Deine Frau ernähren kannst!"

„Was man erfinden kann!" sagte der junge Mann; und so schlug er darauf los, auf jeden zweiten Poeten, weil er selbst kein Poet werden konnte.

Wir haben es von der klugen Frau, sie weiß, was man erfinden kann.

# Die Dryade.

Wir reisen nach Paris zur Ausstellung.

Jetzt sind wir da. Das war eine Fahrt, ein Fliegen ohne Zauberei. Wir fuhren mit Dampf über das Meer und durch die Länder.

Ja, unsere Zeit ist die Zeit des Märchens.

Wir sind mitten in Paris, in einem großen Hôtel. Blühende Blumen schmücken die Treppenwände, weiche Teppiche die Stufen.

Unser Zimmer ist gemüthlich; durch die offene Balkonthüre hat man die Aussicht auf einen großen Platz. Da unten wohnt das Frühjahr, es ist nach Paris gefahren und gleichzeitig mit uns angekommen. Es ist gekommen in der Gestalt eines jungen stattlichen Kastanienbaumes, mit so eben entfalteten feinen Blättern. Wie strahlt er, in Frühjahrs-Pracht gekleidet, vor allen den anderen Bäumen auf dem Platze! Einer derselben ist ganz aus der Zahl der lebendigen Bäume gestrichen. Er liegt mit entblößten Wurzeln auf der Erde hingestreckt. Auf dem Platz, wo er stand, soll nun der frische Kastanienbaum gepflanzt werden und gedeihen.

Noch steht er, hoch emporragend, auf dem schweren Lastwagen, welcher ihn am frühen Morgen vom Lande, mehrere Meilen weit, nach Paris brachte. Jahrelang hatte er dort gestanden im Schutze einer mächtigen Eiche, unter welcher oft der alte ehrwürdige Pfarrer mit den, seinen Erzählungen lauschenden Kindern gesessen hatte.

Der junge Kastanienbaum hatte auch zugehört, die darin wohnende Dryade war ja auch ein Kind. Sie erinnerte sich noch der Zeit, wo der Baum so klein war, daß er nur wenig über die Grashalme und Farrenkräuter hervorragte. Diese waren schon so groß, wie sie je werden konnten, der Baum aber wuchs mit jedem Jahr weiter, genoß die Luft und den Sonnenschein, trank den Thau und den Regen. Oefters wurde er auch, wie es ja sein mußte, von dem starken Winde tüchtig gezaust und gerüttelt. Das gehört nun einmal mit zur Erziehung.

Die Dryade freute sich ihres Daseins, freute sich ob des Sonnenscheins und des Vögelgezwitschers; aber am meisten erfreute sie doch die Stimme der Menschen; sie begriff ihre Rede ebenso gut, als sie die der Thiere verstand.

Schmetterlinge, Maikäfer, Libellen, Alles was fliegen konnte, stattete seine Besuche ab. Klatschen konnten sie alle. Sie erzählten von dem Dorfe, von den Weinbergen, von dem Walde, von dem alten Schloß und seinem Parke mit den Canälen und Teichen. Da unten im Wasser wohnten auch lebende Wesen, die in ihrer

Art von einem Orte zum andern unter dem Wasser fliegen konnten, Wesen mit Kenntnissen und Ueberlegung; sie sagten gar Nichts, so gescheidt waren sie.

Und die Schwalbe, die untergetaucht war, erzählte von den niedlichen Goldfischchen, von den dicken Karauschen, von den fetten Schleien, von den bemoosten Karpfen. Die Schwalbe beschrieb das alles sehr hübsch: „Doch selbst ist der Mann", meinte sie zuletzt, „so etwas muß man mit eignen Augen sehen." Wie sollte aber die Dryade je solche Wesen zu sehen bekommen? Sie mußte sich damit begnügen, über die herrliche Landschaft blicken und die emsige Thätigkeit der Menschen beobachten zu können.

Herrlich war es, aber am herrlichsten doch, wenn der alte Pfarrer unter der Eiche saß und von Frankreich, von den Großthaten seiner Söhne und Töchter erzählte, deren Namen mit Bewunderung durch alle Zeiten genannt werden.

Die Dryade hörte dann von dem Hirtenmädchen Jeanne d'Arc, von Charlotte Corday, sie hörte von Heinrich IV. und von Napoleon I., sie hörte Namen, deren Klang in dem Herzen des Volkes wiederhallt.

Die Dorfkinder lauschten andächtig, nicht weniger die Dryade, sie ward ein Schulkind mit den anderen. Sie erblickte in den Gestalten der dahinsegelnden Wolken Bild für Bild Alles, was sie erzählen hörte.

Der Wolkenhimmel war ihr Bilderbuch.

Sie fühlte sich so glücklich in dem schönen Frank-

reich, dem fruchtbaren Erdboden des Genies mit dem Krater der Freiheit. Aber in ihrem Herzen blieb der Stachel, daß der Vogel, daß jedes Thier, welches fliegen konnte, doch weit begünstigter war als sie. Selbst die Fliege konnte sich weiter in der Welt umsehen, weit über den Gesichtskreis der Dryade hinaus.

Frankreich war so groß und so herrlich, sie konnte aber nur eine kleine Fläche davon übersehen. Weltenweit dehnte sich das Land aus mit Weinbergen, Wäldern und großen Städten. Von allen diesen war Paris die prächtigste und mächtigste. Dahin konnten die Vögel, sie aber nie!

Unter den Dorfkindern war ein kleines zerlumptes und armes Mädchen, aber lieblich zu schauen. Stets lachte oder sang sie und flocht die rothen Blumen in ihr schwarzes Haar.

„Geh' nicht nach Paris!" warnte der alte Pfarrer; „armes Kind, kommst Du dahin, so wird es Dein Untergang."

Sie ging aber doch hin.

Die Dryade dachte ihrer oft, sie hegte ja dieselben Wünsche und hatte dieselbe Sehnsucht nach der großen Stadt.

---

Der Baum der Dryade trug seine ersten Kastanienblüthen, die Vögel zwitscherten um sie herum in dem herrlichsten Sonnenschein. Da kam ein stattlicher Wagen des Weges gerollt, in dem saß eine vornehme

Dame, die selbst die leichtfüßigen muthigen Pferde lenkte. Auf dem Hintersitz schaukelte sich ein kleiner aufgeputzter Jokey. Die Dryade erkannte die Dame, auch der alte Pfarrer; er schüttelte bei ihrem Anblick bedenklich sein Haupt und sagte: „Also kamst Du doch hinein, das war Dein Untergang, arme Marie!"

„Sie eine Arme?" dachte die Dryade, „nein! welche Verwandlung! sie trägt ja das Kleid einer Gräfin; eine solche wurde sie in der Stadt der Verzauberungen. O! wäre ich doch dort unter all' dem Glanze und der Pracht! Sie leuchten des Nachts selbst bis in die Wolken; wenn ich hinaufblicke, so weiß ich, wo die Stadt liegt."

Nach dieser Richtung hin schaute die Dryade jeden Abend. Sie sah in der dunklen Nacht den leuchtenden Nebel am Horizont; in den klaren mondhellen Nächten vermißte sie die segelnden Wolken, welche ihr Bilder von der Stadt und aus der Geschichte zeigten.

Das Kind greift nach dem Bilderbuch, die Dryade griff nach der Wolkenwelt, ihrem Denkbuch. Ein sonnenwarmer, wolkenfreier Himmel war ihr ein leeres Blatt und schon seit mehreren Tagen hatte sie nur solche vor sich gehabt.

Es war die warme Sommerzeit; an den glühend heißen Tagen rührte sich kein Luftzug. Jedes Blatt, jede Blume lag wie betäubt; die Menschen ebenfalls.

Da erhoben sich die Wolken und bedeckten die Gegend dort, wo der strahlende Nebel des Nachts verkündete: „Hier liegt Paris."

Die Wolken thürmten sich wie zu einer Bergkette, schoben sich durch die Luft und breiteten sich über die ganze Landschaft, soweit das Auge der Dryade reichte.

Gleichwie mächtige schwarzblaue Felsenblöcke lagen die Wolken da, eine Schicht auf der andern. Die Blitzstrahlen fuhren heraus. „Auch sie sind die Diener Gottes des Herrn," hatte der alte Pfarrer gesagt. Und es kam ein bläulicher blendender Blitz, ein Lichtblick, als sei es die Sonne selbst, welche die Felsenblöcke gesprengt habe. Der Blitz schlug ein und spaltete bis zu den Wurzeln die alte ehrwürdige Eiche. Die Krone ging auseinander; es war als breite der Baum seine Arme aus, um den Sendboten des Lichts zu umfassen.

Keine Metallkanonen vermögen bei der Geburt eines Königskindes so durch die Luft und über das Land zu dröhnen, wie es der Donner that beim Hinscheiden der alten Eiche. Der Regen strömte; ein erfrischender Wind wehte; das Unwetter war vorbei, es wurde ganz sonntagsfeierlich. Der alte Pfarrer sprach ehrende Worte der Erinnerung, ein Maler zeichnete den Baum zum bleibenden Andenken.

„Alles fährt dahin," sprach die Dryade, „fährt dahin wie die Wolke und kommt nie wieder!"

Der alte Pfarrer kam auch nicht wieder. Das grüne Dach seiner Schule war fort, sein Lehrstuhl verschwunden. Die Kinder kamen nicht, aber der Herbst kam, der Winter kam, dann auch das Frühjahr. In all diesem Wechsel der Zeit blickte die Dryade nach

der Gegend, wo in der Nacht Paris mit seinem strahlenden Nebel fern am Horizont leuchtete.

Aus der Stadt heraus flog Locomotive um Locomotive, ein Bahnzug nach dem andern, sausend, brausend zu jeder Zeit des Tages. Am Abend, gegen Mitternacht, bei Tagesanbruch und den ganzen Tag hindurch kamen die Züge. Aus jedem heraus, in jeden hinein strömten die Menschen aus aller Herren Ländern; ein neues Weltwunder hatte sie nach Paris gerufen.

Wie zeigte sich denn dies Wunder?

„Eine Prachtblume der Kunst und der Industrie," sagte Einer, „ist in dem pflanzenlosen Sand des Marsfeldes aufgeschossen; eine riesiggroße Sonnenblume, aus deren Blättern man Geographie und Statistik lernen, so klug wie ein Bürgermeister werden, zur Kunst und Poesie sich erheben und die Größe und Macht der Länder studiren kann." — „Eine Märchenblume," sagte der Andere, „eine bunte Lotospflanze, welche ihre grünen Blätter als Sammetteppiche über den Sand ausbreitet. Die beginnende Frühjahrszeit hat sie keimen lassen; der Sommer wird sie in ihrer ganzen Pracht sehen; die Herbststürme werden sie wegfegen, so daß kein Blatt, keine Wurzel übrig bleibt."

---

Vor der „Militair-Schule" streckt sich in den Zeiten des Friedens die Arena des Krieges, ein Feld ohne Gras und Halm, ein Stückchen Sandsteppe, herausge-

schnitten aus der Wüste Afrika's, wo Fata Morgana ihre seltsamen Luftschlösser und hängenden Gärten vorspiegelt. Auf dem Marsfelde standen sie aber noch prächtiger, noch wunderbarer, denn der menschliche Witz hatte die luftigen Trugbilder zur Wirklichkeit gemacht.

„Aladdins Schloß der Neuzeit ist gerichtet," so lautete es. „Tag für Tag, Stunde für Stunde entfaltet es mehr und mehr von seiner wunderbaren Herrlichkeit." Die endlosen Hallen prangen in Marmor und Farben. „Meister Blutlos" rührt hier seine Gliedmaßen von Stahl und Eisen in dem großen Rundsaal der Maschinen. Kunstwerke in Metall, in Stein, in Gobelins, verkünden das Leben des Geistes, das sich in allen Ländern der Welt regt. Bildersäle, Blumenpracht, Alles, was Geist und Geschick in der Werkstätte des Handwerkers schaffen kann, ist hier zur Schau gestellt. Selbst die Denkmäler der Urzeit aus alten Gräbern und Torfmooren sind zum Rendezvous erschienen.

Der überwältigende großartige, bunte Anblick muß in kleine Theile zerlegt, muß zu einem Spielwerk zusammengedrängt werden, um wiedergegeben und aufgefaßt werden zu können.

Gleichwie ein großer Weihnachtstisch trug das Marsfeld ein Wunderschloß der Industrie und der Kunst, und um dieses herum waren Nippes aus allen Ländern ausgestellt, Nippes im Großen, jede Nation fand eine Erinnerung an ihre Heimath.

Hier stand das Königsschloß Aegyptens, dort das Karawanserai des Wüstenlandes. Der Beduine hatte

sein Sonnenland verlassen und jagte auf seinem Kameel vorbei. Hier breiteten sich die russischen Ställe aus, mit den feurigen prächtigen Hengsten der Steppe. Hier stand die einfache strohgedeckte dänische Bauernwohnung mit der Dannebrogsfahne neben Gustav Wasa's hölzernem Haus aus Dalarne mit den herrlichen Schnitzereien. Amerikanische Hütten, englische Cottages, französische Pavillons, Kiosks, Theater und Kirchen, alles rings umhergestreut, und dazwischen der frische grüne Rasen, das klare, quellende Wasser, blühende Büsche, seltene Bäume, Glashäuser, in denen man sich in die tropischen Wälder versetzt glaubte, ganze von Damascus geholte Rosengärten unter einem Dache blühend. Welche Farben, welche Düfte!

Künstliche Tropfsteinhöhlen umschlossen süße und salzige Gewässer und gaben einen Einblick in das Reich der Fische; man weilte auf Meeresgrund zwischen Fischen und Polypen.

„Alles dies," sagten sie, „trägt und bietet das Marsfeld und um die große reichgedeckte Festtafel bewegt sich das Menschengewimmel, wie ein emsiger Ameisenhaufen, zu Fuße oder in kleinen Wagen, denn nicht alle Beine sind für eine so ermüdende Wanderung geschaffen."

Hierher strömen sie von dem frühen Morgen bis zum späten Abend. Dampfschiff an Dampfschiff mit Menschen überfüllt gleitet den Seinefluß hinab. Die Menge der Wagen ist in steter Zunahme begriffen. Die Volksschaar zu Fuß und zu Pferde wächst. Spurwagen und

Omnibus sind gepfropft, gestopft und garnirt mit Menschen. Alle diese Strömungen bewegen sich gegen ein Ziel: Die Ausstellung.

Alle Eingänge tragen die Flagge Frankreichs; um den Weltbazar herum wehen die Farben aller Nationen. Es summt und brummt aus der Halle der Maschinen heraus. Von den Thürmen klingen die Melodien der Glockenspiele hernieder. Mit den Tönen der Orgeln in den Kirchen mischen sich die heiseren, näselnden Gesänge aus den Cafés des Orients. Es ist wie ein Reich Babel, ein Wunder der Welt.

In der That, so war es. So lauteten die Nachrichten davon und wer hörte sie nicht! Die Dryade wußte Alles, was hier erzählt worden ist, von dem neuen Wunder in der Stadt der Städte.

„Fliegt doch fort, ihr Vögel; fliegt hin, um zu schauen, und dann kommt wieder und erzählet,“ so bat die Dryade.

Die Sehnsucht wurde Drang, wurde Lebensgedanke. Dann, in der stillen, schweigsamen Nacht — der Vollmond schien — dann sah die Dryade einen Funken aus der Scheibe des Mondes herausfliegen und gleichwie eine Sternschnuppe herunterfallen. Vor dem Baume aber, dessen Zweige, wie vom Sturme bewegt, hin und her wogten, stand eine hehre, mächtige und glänzende Gestalt. In Tönen, die zugleich weich und stark waren, wie die der Posaune des jüngsten Gerichts, welche zum Leben küßt und vor das Gericht ruft, sprach sie:

„Du sollst nach der Stadt des Zaubers kommen,

Du sollst dort Wurzel fassen, Du sollst die sausenden Strömungen, die Luft und den Sonnenschein dort genießen. Aber Deine Lebenszeit wird dann verkürzt werden; die Reihe von Jahren, welche Dich hier im Freien erwartete, wird zu einer kleinen Summe zusammenschwinden. Arme Dryade! Es wird Dein Untergang werden. Dein Hangen und Bangen wird wachsen; Dein Verlangen wird stürmischer werden, der Baum selbst wird Dir zum Gefängniß, Du wirst Deine Hülle verlassen, Deine Natur aufgeben, hinausfliegen und Dich mischen unter die Menschen. Dann sind die Jahre, die Dir gehörten, zu der halben Lebenszeit einer Eintagsfliege zusammengeschrumpft. Nur eine Nacht; Dein Lebenslicht wird ausgeblasen, die Blätter des Baumes verwelken und verwehen, um nie wieder zu grünen!"

So klang es. Die Helligkeit verschwand, aber nicht die Sehnsucht der Dryade; sie zitterte in dem wilden Fieber der Erwartung.

„Ich komme hin," jubelte sie. „Das Leben beginnt, es schwillt wie die Wolke; Niemand weiß, wohin sie eilt."

Bei Tagesgrauen, als der Mond bleich wurde und die Wolken sich roth färbten, schlug die ersehnte Stunde. Die Worte der Verheißung wurden erfüllt.

Leute mit Spaten und Stangen erschienen, sie gruben rings um die Wurzel des Baumes, tiefer und tiefer, darunter weg. Ein Wagen wurde vorgefahren, von vielen Pferden gezogen, der Baum sammt den

Wurzeln und den anhaftenden Erdklumpen wurde herausgeholt; Schilfmatten umgaben ihn, als steckten die Füße in einem warmen Fußsacke. Nun wurde der Baum auf den Wagen gehoben und mit Ketten festgemacht. Es ging auf die Reise, nach Paris, dort sollte der Baum wachsen, als eine Zierde der Stadt des französischen Ruhmes.

Die Zweige und Blätter des Kastanienbaumes bebten in dem ersten Augenblick der Bewegung, die Dryade bebte in dem wollüstigen Gefühl der Erwartung.

Fort! fort! klang es in jedem Pulsschlag, fort! fort! klang es in zitternd hinschwebenden Worten. Die Dryade vergaß der heimathlichen Gegend Lebewohl zu sagen; sie dachte nicht der wogenden Grashalme und der unschuldigen Gänseblümchen, die zu ihr heraufgeschaut hatten als zu einer großen Dame, einer jungen Prinzessin, welche hier im Freien Hirtin spielte.

Der Kastanienbaum stand auf dem Wagen, er nickte mit seinen Zweigen: ob es „Lebewohl" oder „Vorwärts" bedeuten sollte, wußte die Dryade nicht; sie träumte nur von dem wunderbaren Neuen und doch so Bekannten, das sich vor ihr entfalten sollte. Kein sich in Unschuld freuendes Kinderherz, kein von sinnlicher Lust wallendes Blut hatte von Gedanken mehr erfüllt, wie sie, die Reise nach Paris angetreten.

Ihr „Lebewohl" ward nur ein „fort! fort!"

Die Räder rollten. Das Ferne näherte sich, das Gegenwärtige verschwand. Die Gegend wechselte, wie die Wolken wechseln. Neue Weingärten, Wälder, Dörfer,

Villen schossen empor, kamen näher, verschwanden. Der Kastanienbaum bewegte sich vorwärts, die Dryade mit ihm. Locomotive brauste dicht an Locomotive vorbei und sandte Wolken in die Höhe, welche Gestalten bildeten, die von Paris erzählten, woher sie kamen, wohin die Dryade sollte.

Alles ringsum wußte es ja, und mußte es begreifen, wohin ihr Weg ging. Es kam ihr vor, als ob jeder Baum, an dem sie vorüberkam, seine Zweige ihr entgegenstreckte mit der Bitte „Nimm mich mit! nimm mich mit!“ Umschloß ja doch jeder Baum auch eine sehnsuchterfüllte Dryade.

Welcher Wechsel im Fluge! Es war als stiegen die Häuser aus der Erde, immer mehr und mehr, immer dichter und dichter. Die Essen erhoben sich wie auf oder neben einander längs der Dächer gestellte Blumentöpfe; große Inschriften von ellenlangen Buchstaben und Gestalten in bunten Farben, die die Wände vom Sockel bis zum Sims bedeckten, traten leuchtend hervor.

„Wo fängt Paris an und wann bin ich dort?“ frug sich die Dryade. Das Menschengewimmel wuchs, der Tumult und die Emsigkeit nahm zu, Wagen folgte auf Wagen, Menschen zu Fuß und zu Pferde bewegten sich unter einander; ringsherum Laden an Laden, Musik und Gesang, Schreien und Reden.

Die Dryade in ihrem Baum war inmitten von Paris.

Der große schwere Wagen machte auf einem kleinen mit Bäumen bepflanzten Platze Halt. Die hohen

Häuser ringsum hatten alle Fensterbalkons, von denen die Bewohner heruntersahen auf den jungen frischen Kastanienbaum, welcher gefahren kam um hierher verpflanzt zu werden, als Stellvertreter für den abgestorbenen, an der Erde hingestreckten Baum. Die Vorübergehenden blieben stehen und bewunderten mit heiterm Lächeln das schöne Frühjahrsgrün. Die älteren Bäume, die noch die Knospen geschlossen trugen, brachten mit den sausenden Zweigen ihr: „Willkommen, Willkommen!" Der Springbrunnen, der seine Strahlen hoch in die Höhe warf, um sie plätschernd in das breite Bassin wieder fallen zu lassen, hieß den Wind den neuen Ankömmling mit perlenden Tropfen benetzen, als wollte er ihm einen Trunk zum Willkommen bringen.

Die Dryade vernahm, wie ihr Baum vom Wagen gehoben wurde, um auf seinen zukünftigen Platz gestellt zu werden. Die Wurzeln wurden mit Erde bedeckt; frischer Rasen obenauf gelegt. Blühende Büsche und Blumen in Töpfen wurden ringsum angebracht; mitten auf dem Platze entstand ein kleiner Garten. Der von dem Gasqualm, Küchendunst und der Stadtluft getödtete Baum wurde auf den Wagen geschafft und weggefahren. Die Vorübergehenden schauten zu. Kinder und Greise saßen auf der Bank und blickten in's Grüne. Und wir, die wir die Geschichte erzählen, standen auf einem Altan, blickten hinunter auf das grüne, aus der frischen Landluft eingewanderte Frühjahr und sagten, was der alte Pfarrer gesagt haben würde: „Du arme Dryade!"

„Glückselig bin ich, glückselig!“ jubelte die Dryade. „Und doch, ich kann es nicht erfassen, nicht aussprechen, was ich fühle. Alles ist, wie ich es mir gedacht, und doch auch, wie ich es nicht gedacht hatte.“

Die Häuser standen da, so hoch, so nahe! Der Sonnenschein traf nur die eine Wand und diese war bis hoch hinauf mit Zetteln und Plakaten beklebt, vor welchen die Leute stehen blieben und Gedrang verursachten. Wagen jagten vorüber, leichte und schwere untereinander; Omnibus, diese überfüllten fahrenden Häuser, rasselten einher; Reiter sprengten dazwischen; selbst Karren und Lastwagen machten ihre Rechte geltend.

Die Dryade frug sich, ob nicht auch bald diese hochgewachsenen Häuser, die so dicht um sie herumstanden, sich verziehen, gleich den Wolken am Himmel andere Gestalten annehmen und zur Seite weichen würden, damit sie in Paris hinein und darüber hinaus einen Blick werfen könne. Notre-Dame mußte sich zeigen, die Vendôme-Säule und das Wunderwerk, welches so viele Fremde hierher gerufen hatte und noch rief.

Die Häuser rührten sich jedoch nicht von der Stelle.

Es war noch Tag, als die Laternen angezündet wurden; die Gasstrahlen leuchteten aus den Läden, schienen bis in die Zweige der Bäume, es war wie Sonnenschein im Sommer. Die Sterne oben kamen zum Vorschein, dieselben, zu welchen die Dryade in der Heimath emporgeschaut hatte. Sie glaubte eine reine, milde, von ihnen ausgehende Luftströmung zu spüren.

Sie fühlte sich gehoben und gekräftigt, empfand eine zunehmende Sehkraft durch jedes der Blätter, durch jede Faser der Wurzel. Sie wußte sich, mitten unter dem Lärmen und den Tönen, den Farben und den Lichtern, von milden Augen beobachtet.

Aus den Seitenstraßen tönten die lustigen Melodien von Blasinstrumenten und Geigen. Auf! zum Tanz, zum Tanz, zur Fröhlichkeit und Lebenslust luden sie ein. Das war eine Musik, daß Pferde, Wagen, Bäume und Häuser getanzt haben würden, wenn sie hätten tanzen können. Das Entzücken der Berauschung hob den Busen der Dryade. „Wie das beseligend, wie das herrlich ist!“ jubelte sie, „jetzt bin ich in Paris!“

---

Der wiedererwachende Tag, die darauf folgende Nacht bot dasselbe Schauspiel, denselben Verkehr, dasselbe Leben, wechselnd zwar, aber doch immer dasselbe, und so ging es in dem Kreislaufe der Tage fort.

„Nun kenne ich jeden Baum, jede Blume hier auf dem Platze! Ich kenne jedes Haus, jeden Balkon, jeden Laden dieses engen abgeschiedenen Winkels, wo mir der Anblick der großen mächtigen Stadt verwehrt ist. Wo sind die Triumphbögen, die Boulevards, das Welt-Wunderwerk? Nichts von allem dem sehe ich! Wie in einen Käfig gesperrt, stehe ich zwischen den hohen Häusern, die ich jetzt auswendig weiß mit ihren Aufschriften, Schildern, Plakaten: diesem ganzen Ueber-

pinselungs=Confect, das mir nicht mehr mundet. Wo ist doch das Alles, wovon ich hörte, wonach ich mich sehnte und weshalb ich hierher wollte? Was habe ich erfaßt, gewonnen, gefunden! Ich habe dieselbe Sehnsucht wie früher, ich fühle, es giebt ein Leben, das ich ergreifen und durchleben möchte. Ich muß hinaus in die Reihe der Lebenden, mich unter sie mischen; herumfliegen wie die Vögel; sehen und fühlen; ein ganzer Mensch werden; den halben Lebenstag genießen, statt des jahrelangen Vegetirens in alltäglicher Schlaffheit und Langeweile, wobei ich kränkle, wie der Wiesenthau niedersinke und verschwinde. Leuchten will ich, wie die Wolke, leuchten in der Sonne des Lebens, über das Ganze hinausblicken wie die Wolke, hinfahren wie diese! Niemand weiß wohin."

So seufzte die Dryade und bat: „Nimm mir die mir beschiedenen Jahre, gieb mir die Hälfte des Lebens der Eintagsfliege! Erlöse mich aus meinem Gefängniß! Gieb mir Menschenleben, Menschenglück, nur eine kurze Frist, nur die eine Nacht, wenn es nicht anders sein kann, und strafe mich dann wegen meines Lebensmuthes, meiner Sehnsucht nach Leben. Streiche mich aus Deinen Reihen, laß meine Hülle, den frischen jungen Baum, verdorren, gefällt werden, zu Asche verbrennen, in alle Winde zerstieben!"

Ein Sausen ging durch die Zweige des Baumes, Beben überlief jedes seiner Blätter, er war wie von Feuer durchströmt. Ein Windstoß schüttelte seine grüne Krone und aus der Mitte derselben erhob sich eine weibliche

Gestalt. Es war die Dryade. In demselben Augenblicke saß sie unter den hellbeleuchteten blätterreichen Zweigen, jung und lieblich anzuschauen, wie die arme Marie, zu welcher der Pfarrer sagte: „Die große Stadt wird Dein Untergang.“

Die Dryade saß am Fuße des Baumes, an ihrer Hausthür, die sie verschlossen und wozu sie den Schlüssel weggeworfen hatte. So jung, so schön! Die Sterne sah sie, sie blinkten ihr zu; die Gaslampen sah sie, sie strahlten und winkten ihr. Wie war sie so zart und doch so blühend, ein Kind und doch eine Jungfrau! Ihre Kleidung war fein wie Seide, grün wie die frisch entfalteten Blätter von der Krone des Baumes; in ihren nußbraunen Haaren stak eine halb aufgesprungene Kastanienblüthe; sie glich der Göttin des Frühjahrs.

Nur eine kurze Minute saß sie unbeweglich, dann sprang sie auf und flüchtig wie eine Gazelle eilte sie fort; blitzschnell war sie um die Ecke; sie lief, sie sprang wie der Reflex aus der Spiegelscheibe, der vom Sonnenschein getragen, bei jeder Bewegung bald hierher bald dorthin geworfen wird. Hätte man sie genau mit den Augen verfolgen können, so würde man gesehen haben, wie wunderbar ihre Kleidung und ihre Gestalt sich, je nach der Beschaffenheit des Ortes oder des Hauses, von dessen Licht sie gerade beschienen wurde, änderte.

Sie erreichte die Boulevards; hier strömte ein Lichtmeer aus den Gasflammen der Laternen, der Läden und der Cafés. Hier standen in Reihe junge und

schlanke Bäume, von denen jeder seine Dryade barg und gegen die Strahlen des künstlichen Sonnenlichts schützte. Das ganze endlos lange Trottoir war ein einziger großer Gesellschaftssaal, wo gedeckte Tische mit allerlei Erfrischungen, von Champagner und Chartreuse ab, bis auf Kaffee und Bier standen; hier war eine Ausstellung von Blumen, Statuen, Büchern und bunten Stoffen.

Aus dem Gewühl unter den hohen Häusern blickte sie hinaus über den schreckenerregenden Strom außerhalb der Baumreihen. Dort wogte ein Fluß von rollenden Wagen, Cabrioletten, Kutschen, Omnibus, Droschken, dazwischen reitende Herren und aufmarschirende Regimenter. Es war mit Gefahr für Gliedmaßen und Leben verbunden, nach dem entgegengesetzten Ufer hinüber zu kreuzen. Jetzt verbreiten Windlichter ihre Helligkeit; jetzt haben die Gasflammen wieder das Uebergewicht; plötzlich steigt eine Rakete, woher? wohin?

Gewiß, es ist die große Fahrstraße der Weltstadt!

Hier ertönen weiche italienische Melodien, dort spanische Lieder, begleitet von dem Klappen der Castagnetten; aber am kräftigsten, alles Andere überbrausend, schallen die Spieldosen-Melodien des Augenblicks, die aufregende Cancan-Musik, welche Orpheus nicht gekannt hat, die nie von der schönen Helene gehört ward; selbst der Schubkarren kam in Versuchung, auf seinem einen Rade zu hüpfen.

Die Dryade tanzte, schwebte, flog, jeden Augenblick Farbe wechselnd, wie der Kolibri im Sonnenschein;

jedes Haus mit der ihm eigenen besondern Welt gab den Reflex.

Wie die strahlende Lotosblume, von ihrer Wurzel losgerissen, durch den Strom entführt wird, so trieb auch sie dahin. Wo sie stehen blieb, war sie eine andere Gestalt, so daß Niemand ihr zu folgen, sie wiederzuerkennen, sie näher zu beschauen vermochte.

Gleich Wolkenbildern flog Alles an ihr vorüber, sie sah in tausend Angesichter, aber kein einziges war ihr bekannt, sie erblickte keine Gestalt aus der Heimath. Zwei strahlende Augen waren ihr im Gedächtniß geblieben: sie dachte an Marie, die arme Marie, das zerlumpte fröhliche Kind mit den rothen Blumen in dem schwarzen Haar. Sie war ja jetzt hier in der Weltstadt, reich strahlend wie damals, als sie an dem Hause des Predigers, an dem Baum der Dryade, an der alten Eiche vorüberfuhr.

Hier weilte sie sicherlich in dem betäubenden Lärm, vielleicht war sie so eben aus der wartenden, prachtvollen Equipage gestiegen. Glänzende Carrossen mit goldgallonirten Kutschern und seidenbestrümpften Bedienten fuhren vor. Die aussteigenden Herrschaften waren ausschließlich reichgekleidete Frauen. Sie gingen durch das geöffnete Gatterthor und stiegen die hohe breite Freitreppe hinauf, die nach einem, auf marmorweißen Säulen ruhenden Gebäude führte. War dies vielleicht das Welt-Wunderwerk? Dort weilte gewiß Marie!

„Sancta Maria!“ ertönte es aus dem Innern, Weihrauchduft wogte durch die hohen gemalten und vergoldeten Bogengänge, unter denen ein geheimnißvolles Halbdunkel herrschte.

Es war die Magdalenenkirche.

Schwarzgekleidet in den köstlichsten Stoffen, die nach der letzten Mode gearbeitet waren, schritt die vornehme weibliche Welt über den glänzenden Fußboden einher. Die Wappen der Besitzerinnen waren auf den silbernen Deckelplattten der in Sammet gebundenen Gebetbücher eingegraben und in den Ecken der stark parfürmirten, mit Brüsseler Spitzen eingefaßten Schnupftücher gestickt. Einige der Damen knieten im stillen Gebet vor den Altären; Andere suchten die Beichtstühle auf.

Unruhe und Angst bemächtigten sich der Dryade, als habe sie einen Ort betreten, wohin sie nicht gehöre. Hier war die Heimath der Schweigsamkeit, die Halle der Geheimnisse, Alles wurde gelispelt, jede Mittheilung war lautlos.

Die Dryade sah sich selbst in Seide und in Spitzen gehüllt, gleichwie die andern Frauen des Reichthums und der hohen Geburt. Ob wohl eine jede derselben ein Kind der Sehnsucht war, wie sie?

Ein schmerzlicher tiefer Seufzer ertönte. Kam er aus dem verborgenen Winkel eines Beichtstuhls oder entstand er in der Brust der Dryade? Sie zog den Schleier dichter um sich herum; sie athmete Weih-

rauch und nicht die frische Luft. Hier war nicht die bleibende Stätte ihrer Sehnsucht.

Fort! Fort! Ein Eilen ohne Ruhe. Die Eintagsfliege kennt die Ruhe nicht, ihr Fliegen ist Leben.

---

Sie war wieder draußen unter strahlenden Gas-Candelabern an einem prachtvollen Springbrunnen. „Alle strömenden Wasser vermögen doch nicht das unschuldige Blut abzuwaschen, das hier vergossen wurde."

Solche Rede fiel. Fremde standen umher, sie führten ein lautes und lebhaftes Gespräch, wie Niemand in der großen Prachthalle der Geheimnisse, von wo die Dryade kam, zu führen gewagt hatte.

Eine schwere Steinplatte wurde gedreht und dann gehoben. Sie begriff nicht warum. Sie bemerkte eine offene Einfahrt in die Tiefe. Die Fremden stiegen hinunter und ließen die sternenhelle Luft und das frische Leben hinter sich.

„Ich fürchte mich," sagte eine der herumstehenden Frauen zu ihrem Mann, „ich wage es nicht hinunterzusteigen, mache mir auch nichts aus den Herrlichkeiten da unten; bleibe Du lieber bei mir!"

„Ja wohl, und nach Hause reisen!" antwortete der Mann, „Paris verlassen, ohne das Merkwürdigste gesehen zu haben, das eigentliche Wunderwerk der Neuzeit, durch die Kraft und den Willen eines einzigen Mannes geschaffen!"

„Ich steige doch nicht hinunter,“ lautete die Antwort.

„Das Wunderwerk der Neuzeit“, hatte man gesagt; die Dryade hatte es gehört und verstanden. Das Ziel ihrer heißen Sehnsucht war also erreicht, und hier war der Eingang dazu. In die Tiefe hinunter, unter Paris? So hatte sie sich es nicht gedacht, jetzt hörte sie es aber, sah, wie die Fremden hinunterstiegen und folgte ihnen.

Die Treppe war aus Gußeisen, schneckenförmig, breit und bequem. Unten leuchtete eine Lampe und noch tiefer wieder eine.

Sie standen in einem Labyrinth von endlosen sich kreuzenden Hallen und Bogengängen; alle die Straßen und Gäßchen von Paris waren hier wieder als in einem matten Spiegelbild zu sehen. Die Namen waren daran gemalt, jedes Haus oben hatte auch hier unten seine Nummer und streckte seine Wurzeln unter den macadamisirten Quais eines breiten Canals, worin der Schlamm sich vorwärts wälzte. Darüber weg wurde das frische fließende Wasser auf Bogen geleitet, und ganz oben hing das verworrene Netz der Gasröhren und Telegraphendrähte.

In der Entfernung leuchteten Lampen, wie ein Wiederschein von der Weltstadt oben. Ab und zu hörte man ein dumpfes Rollen, es waren die schweren Wagen, welche über die Einfahrtsbrücken wegfuhren.

Wohin war die Dryade gerathen?

Du hast gewiß von den Katakomben gehört; jetzt sind sie verschwindende Striche in dieser neuen unter-

irdischen Welt, dem Wunderwerk der Neuzeit, den **Kloaken** von Paris. Dort war die Dryade und nicht draußen in der Weltausstellung auf dem Marsfelde.

Sie hörte Ausrufe des Staunens und der Anerkennung. „Von hier aus erwächst Gesundheit und Leben für Tausende und aber Tausende dort oben! Unsere Zeit ist die Zeit des Fortschrittes mit seinem mannigfachen Segen."

So lautete die Ansicht und die Rede der Menschen, nicht aber derjenigen Geschöpfe, welche hier geboren waren, hier bauten und hausten, der **Ratten**, welche aus den Spalten einer hinfälligen Mauer ganz deutlich und für die Dryade verständlich quiekten.

Ein alter großer Rattenvater mit abgebissenem Schwanz machte mit durchdringendem Quieken seinen Beklemmungen Luft, und die Familie zollte jedem seiner goldenen Worte Beifall.

„Mich ekelt dieses Menschen-Miau an, diese Ausbrüche der Unwissenheit. Das nenne ich eine schöne Herrlichkeit, dieses Gas und Petroleum. Solches Zeug fresse ich nicht. Es ist Alles jetzt hier so fein und so hell, daß man sich über sich selbst schämen muß, ohne eigentlich zu wissen warum. Ach! wenn wir doch noch in der Zeit der Talglichter lebten; sie liegt ja nicht gar zu weit hinter uns, das war eine romantische Zeit, wie man es so nennt."

„Was erzählst Du da?" frug die Dryade. „Ich

habe Dich nicht früher gesehen, wovon sprichst Du denn eigentlich?"

„Von den vergangenen herrlichen Tagen," sagten die Ratten; „von der wonnigen Zeit unserer Urgroßväter und Urgroßmütter. Da war es eine große Sache hier herunter zu kommen. Das war ein Rattennest, ganz etwas Anderes als Paris! Mutter Pest wohnte damals hier; sie tödtete Menschen, aber nie Ratten. Räuber und Schmuggler konnten hier frei Athem holen. Hier war der Sammelort der interessantesten Persönlichkeiten, welche man jetzt nur auf den Melodrama-Theatern oben zu sehen bekommt. Die Zeit der Romantik ist dahin, auch in unserem Rattennest, jetzt ist auch hier frische Luft und Petroleum."

So quiekte die Ratte; sie quiekte zu Ehren der alten Zeit, als Mutter Pest noch am Leben war.

Ein Wagen hielt, eine Art von offenem, mit kleinen flinken Pferden bespanntem Omnibus. Die Gesellschaft stieg auf und fuhr davon, dem Boulevard Sebastopol entlang, das heißt dem unterirdischen, darüberweg streckte sich die bekannte menschenerfüllte Straße.

Der Wagen verschwand im Halbdunkel, die Dryade verschwand, emporgehoben zu der fröhlichen Frische oben. Hier und nicht unten in den sich kreuzenden Gewölben mit der schweren Luft mußte das Wunderwerk zu finden sein, welches sie in ihrer kurzen Lebensnacht suchte. Es mußte stärker strahlen als alle die Gasflammen, stärker als der eben vorbeigleitende Mond.

Ja sicherlich! sie erblickte es dort in der Ferne, es strahlte vor ihr, es blinkte und winkte wie der Abendstern am Himmel.

---

Sie sah eine strahlende Pforte sich öffnen, die zu einem kleinen Garten führte wo Alles Helligkeit und Tanzmelodie war. Lichterrabatten umfaßten kleine Seen mit von Blech geformten und dann bemalten Wasserpflanzen, aus deren Kelchen Wasserstrahlen in die Höhe stiegen. Darüber senkten schöne Trauerweiden — wirkliche Erzeugnisse des Frühjahrs — ihre frischen Zweige als einen grünen, durchsichtigen und doch deckenden Schleier. In dem Gebüsche brannte ein offenes Feuer, ein rothes Dämmerlicht über die schweigsamen Laubhütten werfend, in welche die Töne einer ohrkitzelnden, sinnberauschenden, das Blut durch die Adern jagenden Musik drangen.

Schöne und festlich gekleidete Mädchen mit treuherzigem Lächeln um die Lippen und dem leichten Sinn der Jugend im Herzen, „Marien", mit Rosen in den Haaren, aber ohne Wagen und Jockey, wogten und schwangen sich in wilden Tänzen.

Wo waren die Köpfe, wo die Füße? Wie von Taranteln gestochen, sprangen, lachten, jauchzten sie, als wollten sie in ihrer Verzückung die ganze Welt umarmen.

Die Dryade fühlte sich mit in den Wirbel des Tanzes gerissen. Um ihren kleinen feinen Fuß schmiegte

sich der seidene Stiefel von kastanienbrauner Farbe, wie das Band, das von ihrem Haare herab über die unbedeckten Schultern flatterte. Der grünseidene Rock wogte in großen Falten, verbarg aber nicht das schöngeformte Bein und den niedlichen Fuß, mit dem sie vor dem Kopfe des tanzenden Jünglings einen Zauberkreis in der Luft beschreiben zu wollen schien.

War sie in den Zaubergarten der Armida gerathen? Wie wurde der Ort genannt?

Der Name leuchtete über dem Eingang in Gasflammen: Mabille.

Das Steigen der Raketen, das Plätschern der Springbrunnen und das Knallen der Champagnerpfropfen begleiteten den wilden bacchantischen Tanz. Ueber das Ganze glitt der Mond, klar, doch mit einem etwas schiefen Gesicht, durch die Luft. Man glaubte vom Mabille in den Himmel hinein zu blicken.

Eine verzehrende Lebenslust durchbebte die Dryade, sie war wie im Opiumrausche.

Ihre Augen sprachen, ihre Lippen sprachen, aber der Klang der Flöten und Geigen übertönte den Klang ihrer Stimme. Ihr Tänzer flüsterte ihr Worte zu, die in dem Takte des Cancans wogten: sie verstand sie nicht; auch wir verstehen sie nicht. Er streckte seine Arme gegen sie aus, um sie zu umschlingen; aber er umarmte nur die durchsichtige Luft.

Die Dryade wurde davongetragen, wie ein Rosenblatt vom Winde. Vor sich sah sie eine Flamme in der Luft, ein blitzendes Licht hoch oben auf einem Thurme.

Das Leuchtfeuer schien von dem Ziel ihrer Sehnsucht, schien von dem rothen Leuchtthurme der „Fata=Morgana“ des Marsfeldes. Dorthin wurde sie vom Winde getragen. Sie umkreiste den Thurm; die Arbeiter dachten, es sei ein Schmetterling, der sich zu frühzeitig eingefunden hatte und nun sterbend niedersank.

---

Der Mond leuchtete, Gasflammen verbreiteten Helligkeit durch die Hallen, über die umhergestreuten „Allerwelts=Bauten“, über die Rasenhügel und die durch Menschenwitz hervorgebrachten Felsen, von denen Wasserfälle, durch die Kraft des „Meister Blutlos“ getrieben, herunter stürzten. Die Höhlen des Meeres, die Tiefen der Landseen, das Reich der Fische offenbarte sich hier. Man wandelte auf dem Grunde des tiefen Teiches, man verkehrte mitten im Meere in der Taucher=Glocke von Glas. Das Wasser übte seinen Druck gegen die starken Glaswände oben und an den Seiten. Die Polypen, aalgeschmeidige lebendige Därme, waren an dem Grunde festgewachsen und griffen mit klafterlangen Armen nach Beute.

In der Nähe machte sich ein großer Steinbutt in aller Ruhe breit, jedoch nicht ohne mißtrauische Seitenblicke. Ueber ihn weg kletterte die Krabbe, einer riesigen Spinne ähnlich, während die Garnelen in unruhiger Hast, als wären sie die Schmetterlinge und Motten des Meeres, umherschwirrten. In dem süßen

Wasser wuchsen Wasserlilien, Nymphäen, Schilfe; die Goldfische hatten sich in Reihe und Glied aufgestellt, alle mit den Köpfen nach einer Seite hin, damit die Strömung des Wassers ihnen in das Mundloch fließe. Fette Karauschen glotzten mit dummen Augen die Glaswand an. Sie wußten, daß sie zur Ausstellung waren, und daß sie in wassergefüllten Tonnen die ziemlich beschwerliche Reise hierher gemacht hatten; sie dachten mit Schrecken an die Landkrankheit, von der sie auf der Eisenbahn so sehr gelitten hatten.

Sie waren gekommen, um die Ausstellung zu sehen, und betrachteten sie nun von ihrem Süßwasser- oder Salzwasser-Standpunkte aus. Aufmerksam besahen sie sich das Menschengewimmel, welches von früh bis spät an ihnen vorüberzog. Alle Länder der Welt hatten ihre Menschen ausgestellt zur Belehrung für die Schollen, Dorsche, Hechte und Karpfen, damit sie ihr Gutachten über die verschiedenen Sorten abgeben könnten.

„Das sind Schuppenthiere," sagte ein kleiner schlammiger Weißfisch, „sie schuppen sich zwei- bis dreimal täglich und geben Töne von sich, das nennen sie sprechen. Wir schuppen uns nicht und machen uns auf eine leichtere Weise verständlich, durch einfaches Zucken mit dem Mundwinkel und Glotzen mit den Augen! Wir haben doch Vieles vor den Menschen voraus."

„Das Schwimmen haben sie uns aber doch abgelernt," bemerkte ein gebildeter Backfisch; „ich bin

nämlich aus der großen See draußen. In der heißen Zeit steigen die Menschen dort in das Wasser, aber erst legen sie die Schuppen ab und dann schwimmen sie. Den Fröschen haben sie das Stoßen mit den Hinterbeinen und das Rudern mit den Vorderfüßen abgesehen. Sie können es aber nicht lange aushalten. Sie wollen uns ähnlich werden, aber erreichen können sie uns doch nicht. Du armer Mensch Du!"

Und die Fische glotzten; sie glaubten, daß das ganze Menschengewimmel, welches sie in dem hellen Tageslicht erblickt hatten, sich noch herumbewegte; sie waren überzeugt, noch dieselben Gestalten zu sehen, die zuerst ihre Auffassungs-Nerven getroffen hatten.

Eine hübsche Barbe mit buntgefleckter Haut und einem beneidenswerth runden Rücken versicherte, daß der „Menschenschlamm" noch da sei; „ich sehe ganz deutlich die wohl gebildete Menschengestalt; ‚hochgebeinigte Frau', oder so ähnlich, wurde sie genannt; sie hatte ein Mundloch und Glotzen wie wir, einen großen Ballon hinten am Kopfe und einen zusammengeschlagenen Regenschirm vorne; viel Dingel-Dangel von Meerlinsen bummelte an ihr herum. Sie sollte das Zeug ganz ablegen und wie wir gehen; sie würde dann einigermaßen wie eine ehrliche Barbe aussehen, soweit dies für einen Menschen überhaupt möglich ist."

„Was ist aus dem geworden, den sie an der Angel fortzogen? Er saß auf einem Räderstuhle, hatte Papier, Tinte, Feder und schrieb Alles nieder; sie nannten ihn Scribent."

„Sie ziehen noch immer mit ihm herum," sagte eine moosbewachsene jungfräuliche Karausche, welche ihren Weltschmerz im Schlunde trug, so daß sie ganz heiser war; sie hatte nämlich einmal einen Angelhaken verschluckt und schwamm immer noch geduldig umher mit ihm in der Kehle. „Scribent, das ist übrigens fischlich-verständlich gesprochen eine Art von Tintenfisch unter den Menschen."

So sprachen in ihrer Art die Fische, aber in der künstlichen wassertragenden Grotte verkehrten die Arbeiter, welche die Nacht zu Hilfe nehmen mußten, um bis Tagesanbruch fertig zu werden. Sie begleiteten mit Hammerschlägen und Gesang die Abschiedsworte der verschwindenden Dryade.

„So habe ich euch doch gesehen, ihr lieblichen Goldfische. Ja, ich kenne euch," sagte sie ihnen zuwinkend; „ich habe euch schon lange gekannt, die Schwalbe in der Heimath hat mir von euch erzählt. Wie schön seid ihr doch, wie niedlich und glänzend, ich möchte euch alle, einen wie den andern, küssen. Ihr andern alle, auch euch kenne ich, aber ihr kennt mich nicht."

Die Fische glotzten in das Dämmerlicht hinaus sie verstanden kein Wort davon.

---

Die Dryade war nicht mehr da; sie weilte schon oben im Freien, wo die verschiedenen Länder: die Heimath des Schwarzbrodes, die Küste des Kabliau's, das

Reich der Juchten ebensowohl als die Ufer des Eau-de-Cologne und die Gärten des Rosenöls ihren Duft aus der Weltwunderblume ausströmen ließen.

Wenn wir nach der Ballnacht, halb wachend halb schlafend, nach Hause fahren, so klingen die Melodien noch deutlich in unsern Ohren nach, wir hören sie, wir können sie alle nachsingen. Wenn das Auge des Gemordeten bricht, so haftet das Abbild Dessen, was es zuletzt erblickte, gleichsam eine Photographie, noch eine Zeitlang daran.

So war es auch hier; das rege Leben des Tages war in der stillen Nacht noch nicht verschwunden. Die Dryade hatte es gesehen; sie wußte: so braust es noch morgen fort.

Die Dryade stand zwischen den duftenden Rosen, sie glaubte sie aus ihrer heimathlichen Gegend wieder zu erkennen. Auch rothe Granatblumen sah sie, wie sie die kleine Marie in ihrem schwarzen Haar getragen hatte.

Die Erinnerungen aus der Heimath der Kindheit blitzten durch ihre Gedanken, begierig tranken ihre Augen den Anblick ringsum, während fieberhafte Unruhe sie durch die wundergefüllten Säle jagte.

Eine stets zunehmende Müdigkeit bemächtigte sich ihrer. Sie fühlte den Drang auf den weichen orientalischen Teppichen drinnen auszuruhen oder sich an die Trauerweide draußen am klaren Wasser zu lehnen. Aber für die Eintagsfliege war keine Ruhe. In wenigen Minuten hatte der Tag seinen Kreislauf vollbracht.

Ihre Gedanken zitterten, ihre Glieder zitterten, sie sank zusammen in das Gras, an dem sprudelnden Wasser.

„Du springst ewig lebendig aus der Erde," klagte sie; „benetze mir die Zunge, reiche mir einen erfrischenden Trunk!"

„Ich bin kein lebendiges Wasser," war die Antwort, „ich springe nur, wenn die Maschine es will."

„Gieb mir etwas von Deiner Frische, Du grünes Gras," bat die Dryade, „gieb mir eine Deiner duftenden Blumen!"

„Wir müssen sterben, wenn wir losgerissen werden," antworteten die Blumen und das Gras.

„Gieb mir einen Kuß, Du frischer Luftstrom, nur einen einzigen Lebens-Kuß!"

„Bald wird die Sonne die Wolken roth küssen," antwortete der Wind, „dann bist Du unter den Todten! Hingeweht wie die ganze Herrlichkeit hier, bevor das Jahr um ist. Dann kann ich wieder mit dem leichten lockern Sande auf dem Platze hier spielen, den Staub über die Erde und durch die Luft wirbeln. Alles ist Staub!"

Die Dryade fühlte eine Angst, wie die Frau, die sich im Bade die Pulsader durchgeschnitten hat und verblutet, aber während des Verblutens wieder von der Liebe zum Leben erfüllt wird. Sie erhob sich, that einige Schritte vorwärts und sank wieder zusammen an dem Eingang einer kleinen Kirche. Die Pforte stand offen, Lichter brannten am Altar, die Orgel tönte.

Welche Musik! Solche Töne hatte die Dryade noch nie gehört und doch war es ihr, als vernehme sie darunter bekannte Stimmen. Sie kamen tief aus dem Herzen der ganzen Schöpfung. Sie glaubte das Sausen der alten Eiche zu spüren. Sie glaubte die Erzählungen des alten Pfarrers zu hören, von den großen Thaten, von den berühmten Namen und von den Gaben, welche Gottes Geschöpfe den Nachkommenden darbringen können, — darbringen müssen, wenn sie ein Fortleben in der Nachwelt gewinnen wollen.

Die Töne der Orgel schwollen an; es klang in ihrem Gesang:

„Deine Sehnsucht und Deine Begierde rissen Dich mit den Wurzeln von Deinem Dir von Gott bestimmten Platz. Das ward Dein Untergang, arme Dryade!"

Die Töne wurden weich und mild, es war als stürben sie in Weinen dahin.

Am Himmel zeigten sich die Wolken im rothen Schein. Der Wind sauste: „Fahret hin, ihr Todten, jetzt steht die Sonne auf!" Der erste Strahl traf die Dryade. Ihre Gestalt leuchtete wechselnd in allen Farben, wie die Seifenblase, wenn sie platzt und zum Wassertropfen wird: eine Thräne, die niederfällt und verdunstet.

Arme Dryade! nur ein Thautropfen, nur eine Thräne, auf die Erde vergossen — zerflossen!

---

Die Sonne beschien die Fata Morgana des Marsfeldes, beschien das große Paris und den kleinen Platz mit den Bäumen und dem plätschernden Springbrunnen zwischen den hohen Häusern. Der Kastanienbaum stand da, aber mit hängenden Zweigen und welken Blättern; der Baum, der noch gestern so lebensfrisch grünte, wie das Frühjahr selbst. Er war eingegangen, sagte man. Die Dryade war herausgeflogen, fort wie die Wolke, Niemand wußte wohin.

Auf der Erde lag eine verwelkte, geknickte Kastanienblüthe, selbst das geweihte Wasser der Kirche hätte sie nicht erfrischt und zum Leben zurückgerufen. Die Füße der Menschen zertraten sie im Sande.

---

Und Alles dies ist geschehen und erlebt.

Wir haben es selbst gesehen und es war in der Zeit der Ausstellung zu Paris in dem Jahre als man schrieb Achtzehn Hundert und Sieben und Sechzig, in unserer Zeit, in dem großen, wunderbaren Zeitalter des Märchens.

---

H. C. Andersen,

# Aus Herz und Welt.

8°. Eleg. brosch. 1 Thlr.

H. C. Andersen,

# In Spanien.

8°. Eleg. brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

# Culturbilder aus Hellas und Rom.

Von

**Dr. Hermann Göll,**

Professor und Prorector am Gymnasium zu Schleiz.

Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage.

3 Bände. Gr. 8. Elegant broschirt 3 Thlr. 18 Ngr.

Elegant gebunden 4⅕ Thlr.

Eines der empfehlenswerthesten Werke für gebildete Leser, denen es bei ihrer Lectüre eben nicht blos um Unterhaltung zu thun ist, die aber den schwerfälligen gelehrten Apparat nicht gern mit in den Kauf nehmen.

# Römische Sonette.

**Mit Noten zum Text.**

Ein Beitrag zum ökumenischen Concil

von

**Gustav Kühne.**

Preis eleg. brosch. 12 Ngr.

Leipzig.

Druck von A. Th. Engelhardt.

# H. C. Andersen's

# Gesammelte Werke.

Vom

Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

Funfzigster Band.

---

## Neue Märchen und Geschichten.

Fünfte Folge.

---

Leipzig.

Johann Friedrich Hartknoch.

1872.

Neue

# Märchen und Geschichten.

Fünfte Folge.

---

Von

H. C. Andersen.

---

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1872.

# Inhalt.

# Die große Seeschlange.

Es war ein kleiner Seefisch von guter Familie, seines Namens erinnere ich mich nicht, mögen die Gelehrten ihn Dir sagen. Der kleine Fisch hatte achtzehnhundert Geschwister, alle gleich alt; sie kannten weder Vater noch Mutter, sie waren sich von Anfang an selber überlassen gewesen und waren so aufs Gerathewohl umhergeschwommen, aber das war ein großes Vergnügen. Trinkwasser hatten sie genug, das ganze Weltmeer; an Speise dachten sie nicht, die würde sich schon darbieten; jeder wollte nach seiner Weise lustig leben, jeder würde auch seine eigene Geschichte haben, — ja daran dachte nun auch keiner von ihnen.

Die Sonne schien in das Gewässer hinab, es leuchtete um sie herum, es war eine ganz wunderbare Klarheit, und es war eine Welt mit den sonderbarsten Geschöpfen, einige so grausig groß mit furchtbaren Rachen, sie hätten die achtzehn=

hundert Geschwister verschlingen können, aber daran dachten diese auch nicht, es war eben noch keins von ihnen verschlungen worden.

Die Kleinen schwammen zusammen, dicht an einander gedrückt, wie die Heringe und die Makrele; aber wie sie so am allerbesten im Wasser schwammen und an gar nichts dachten, senkte sich, mit einem entsetzlichen Laut, von oben her, mitten unter sie herab, ein langes, schweres Ding, das gar kein Ende zu haben schien; immer weiter und weiter dehnte es sich aus, und jeder der kleinen Fische, der von demselben getroffen wurde, wurde gequetscht oder bekam einen Stoß, den er nicht wieder verschmerzen konnte. Alle kleinen Fische und auch die großen von oben an der Meeresfläche bis hinunter auf den Grund, fuhren entsetzt zurück, das schwere gewaltige Ding senkte sich tiefer und tiefer, es wurde länger und länger, meilenlang durch das ganze Meer hindurch.

Fische und Schnecken, Alles was schwimmt, Alles was kriecht dort unten oder von den Strömungen getrieben wird, sah dieses entsetzliche Ding, diesen unmäßigen, unbekannten Seeaal, der so ganz mit einem Mal von oben herabgekommen war.

Was war das doch für ein Ding? — Ja, wir wissen es! Es war das große meilenlange

Telegraphen-Tau, welches die Menschen zwischen Europa und Amerika versenkten.

Alles entsetzte sich und ein förmlicher Aufruhr entstand unter den rechtmäßigen Bewohnern des Meeres, da wo das Tau hinabgesenkt wurde. Die fliegenden Fische fuhren hoch über die Meeresfläche dahin, so hoch sie es eben vermochten, ja der Knurrhahn fuhr einen ganzen Büchsenschuß weit über das Wasser hinweg, denn das kann der; andere Fische suchten den Meeresgrund und sie kamen mit solcher Schnelligkeit hinab, daß sie lange bevor das Telegraphen-Tau dort unten gesehen war, da waren; sie erschreckten sowohl den Kabeljau als den Flunder, die da unten auf dem Meeresgrund ganz friedlich einherschwammen und ihre Mitgeschöpfe fraßen.

Ein paar Seewürste erschreckten sich dermaßen, daß sie ihren Magen ausspien, aber doch am Leben blieben, denn das können die thun. Viele Hummer und große Krabben gingen aus ihren guten soliden Harnischen heraus und mußten die Beine zurücklassen.

Bei all' diesem Schreck und Verwirrung geriethen die achtzehnhundert Geschwister auseinander und begegneten sich nicht wieder oder kannten sich nicht mehr; nur etwa ein halbes Schock blieb auf demselben Fleck und nachdem sie sich einige

Stunden ganz ruhig verhalten hatten, überwanden sie den ersten Schrecken und begannen neugierig zu werden.

Sie schauten sich um, sie sahen aufwärts und niederwärts, und unten in der Tiefe meinten sie nun das entsetzliche Ding zu sehen, daß sowohl sie als Groß und Klein erschreckt hatte. Das Ding lag über dem Meeresgrund dahin gestreckt, so weit sie sehen konnten; sehr dünn war es, aber sie wußten ja nicht wie dick es sich möglicherweise machen könne, oder wie stark es sei. Es lag ganz still da, aber, dachten sie, das könnte Hinterlist sein.

„Mag es liegen, wo es liegt, es geht uns nichts an! sagte der vorsichtigste der kleinen Fische, aber der allerkleinste unter ihnen konnte sich nicht zufrieden geben und wollte wissen, was an dem Ding sein möchte; von oben herab sei es gekommen, oben müsse man sich am Ende den besten Bescheid über dasselbe holen können, und damit schwammen sie Alle gegen die Meeresfläche hinan, es war stilles Wetter.

An der Meeresfläche begegnete ihnen ein Delphin; der ist so eine Art Springinsfeld, so ein Herumtreiber des Meeres, der seine Purzelbäume längs der Meeresfläche schlägt; und Augen hat der, der mußte gesehen haben und Bescheid wissen;

sie fragten ihn auch, aber er hatte nur an sich und seine Purzelbäume gedacht, nichts gesehen, wußte nicht zu antworten, schwieg deshalb und machte ein stolzes Gesicht.

Darauf wandten sie sich an den Seehund, der grade untertauchte; der war höflicher, obgleich er kleine Fische frißt, aber an dem Tage war er satt. Er wußte ein wenig mehr als der Springfisch.

„Ich habe manche Nacht auf einem nassen Stein gelegen," sagte er, „und hinein ins Land gesehen, meilenweit hinein; es sind hübsche Geschöpfe dort, die heißen in ihrer eigenen Sprache Menschen; sie stellen uns nach, aber in der Regel entschlüpfen wir ihnen, das habe ich gethan und das hat auch der Seeaal, von dem ihr sprecht. Der ist in ihrer Gewalt gewesen, ist auf dem Lande gewesen, wahrscheinlich seit undenklichen Zeiten; dann haben sie ihn auf einen Wagen und hierher gebracht, um ihn über's Meer zu bringen nach einem andern entfernten Lande. Ich sah es, was die für Mühe dabei hatten, aber bewältigen konnten sie ihn schon, muß er doch auf dem Lande matt geworden sein. Sie legten ihn in Kranz und Kreis, ich hörte wie er rollte und knackte, als sie ihn legten, aber er entschlüpfte ihnen doch und gelangte hier heraus. Sie hielten ihn aus Leibeskräften fest, viele Hände hielten

ihn, aber er entschlüpfte doch und gelangte auf den Grund; dort liegt er nun bis auf weiteres, denke ich."

„Er ist ziemlich dünn!" sagten die kleinen Fische.

„Sie haben ihn hungern lassen!" sagte der Seehund, „aber er wird sich bald erholen und seine frühere Dicke und Größe bekommen. Ich denke mir, er ist die große Seeschlange, die die Menschen so sehr fürchten und von der sie so viel reden; ich habe sie früher nie gesehen und nie an sie geglaubt; jetzt glaube ich, daß er es ist!" und darauf tauchte der Seehund unter.

„Er wußte viel! Und wie viel er sprach!" sagten die kleinen Fische. „So klug wie jetzt bin ich noch nie gewesen! — Wenn es nur nicht lauter Lüge ist!"

„Schwimmen wir doch hinab und untersuchen die Sache!" sagte der Kleinste; „unterwegs hören wir auch die Ansichten Anderer."

„Ich thue keinen Floßfederschlag, um Etwas zu erfahren!" sagten die Andern und zogen ihre Wege.

„Ich thue es aber!" sagte der Kleinste und steuerte vorwärts und das in die Tiefe hinab; aber er befand sich weit von der Stelle, wo „das lange gesenkte Ding" lag. Der kleine Fisch schaute

sich nach allen Seiten um, während er in die Tiefe ging.

Noch nie hatte er gewußt, daß er in einer so großen Welt lebe. Die Heringe gingen hier in großen Schaaren, flimmernd wie ein Riesenbeet von Silber, die Makrele gingen auch zusammen und sahen noch prächtiger aus. Es zogen die Fische umher in allen Gestalten und allen möglichen Abzeichnungen; Medusen, wie halbdurchsichtige Blumen, die sich von den Strömungen führen ließen. Große Pflanzen wuchsen aus dem Meeresgrund empor, klafterhohes Gras und palmenförmige Bäume, jedes Blatt mit flimmernden Schaalthieren besetzt.

Endlich erblickte der kleine Fisch einen langen dunklen Streifen dort unten und steuerte auf denselben zu; aber der Streifen war weder Fisch noch Tau, es war der Rehling eines großen gesunkenen Schiffes, dessen oberstes und unterstes Deck durch den Druck des Wassers geborsten war. Der kleine Fisch schwamm in den Schiffsraum hinein, von wo die vielen Menschen, die beim Versinken des Schiffes umgekommen waren, nun hinweggespült waren, bis auf zwei: eine junge Frau lag dort ausgestreckt, ein kleines Kind in dem Arm. Das Wasser hob sie, wiegte sie gleichsam. Der kleine Fisch erschrak nicht wenig,

er wußte nicht, daß sie nicht erwachen konnten. Wasserpflanzen hingen als Laubwerk über den Rehling herab, über die zwei schönen Leichen von Mutter und Kind. Wie still, wie einsam war es hier. Der kleine Fisch sputete sich, was er konnte, von hier fortzukommen. Hinaus, wo das Wasser heller beleuchtet und wo Fische zu sehen waren. Er war nicht weit gelangt, als ihm ein junger, entsetzlich großer Wallfisch entgegenkam.

„Verschlinge mich nicht!“ sagte der kleine Fisch. „Ich bin nicht einmal so viel als ein Kosthäppchen, so klein bin ich, und mir ist es gar zu angenehm am Leben zu bleiben.“

„Was willst Du so tief hier unten, wo Deine Art sonst nicht hinkommt?“ fragte der Wallfisch. Und nun erzählte der kleine Fisch von dem langen sonderbaren Aal, oder was das Ding nun sein mochte, das sich von oben herabgesenkt und selbst die muthigsten Seegeschöpfe erschreckt hatte.

„Ho, ho!“ sagte der Wallfisch und zog dermaßen Wasser an sich, daß er, wenn er nach oben käme und Athem holte, einen gewaltigen Wasserstrahl von sich spritzen müßte. „Ho, ho!“ sagte er, „also das Ding ist es gewesen, das mich auf den Rücken kitzelte, indem ich mich umdrehte. Ich dachte, es sei ein Schiffsmast, den ich dazu gebrauchen könne, mich zu kratzen. Aber hier an

diesem Ort war es nicht. Das Ding liegt viel weiter draußen. Ich will es doch untersuchen, ich habe nichts Anderes zu thun."

Und damit schwamm er vorwärts und der kleine Fisch hinterdrein, nicht zu nahe, denn es ging gleichsam ein reißender Strom, da wo der große Wallfisch durch das Gewässer schoß.

Es begegneten ihnen ein Hai und ein alter Schwertfisch; die beiden hatten auch von dem seltsamen Seeaal gehört, der so lang und so dünn war; gesehen hatten sie ihn nicht, aber sie wollten es.

Es kam eine Meerkatze dazu.

„Ich mache mit," sagte sie, sie wollte desselben Weges.

„Ist die große Seeschlange nicht dicker als ein Ankertau, so beiße ich sie durch und durch mit einem Biß!" Und sie öffnete ihren Rachen und zeigte ihre sechs Reihen Zähne. „Ich setze ohne weiteres meine Zähne in ein Schiffsanker, ich werde doch wohl den Stiel durchbeißen!"

„Da ist sie!" sagte der große Wallfisch, „ich sehe sie!" Er glaubte, er sehe besser als die Anderen. „Sieh' 'mal wie sie sich hebt und hin- und herschlängelt und sich krümmt!"

Sie war es doch nicht, sondern es war ein

fürchterlich großer Seeaal, mehrere Ellen lang, der sich näherte.

„Den habe ich irgendwo früher gesehen!" sagte der Schwertfisch, „der hat nie großes Aufsehen im Meere gemacht, geschweige denn große Fische erschreckt."

Und nun sprachen sie zu ihm von dem neuen Aal und fragten, ob er mit auf die Entdeckungsfahrt gehen wolle.

„Ist der Aal länger als ich," sagte der Seeaal, „so soll er die Schwerenoth kriegen!"

„Das soll er!" sagten die Anderen. „Wir sind genug, um ihn nicht zu dulden!" und darauf eilten sie vorwärts.

Aber da kam ihnen Etwas in den Weg, ein sonderbares Ungeheuer, größer als sie Alle insgesammt.

Es sah aus wie eine schwimmende Insel, die sich nicht oben halten kann.

Es war ein uralter Wallfisch. Sein Kopf war mit Seepflanzen überwachsen, sein Rücken mit kriechenden Thieren und mit so sehr vielen Austern und Muscheln besetzt, daß sein schwarzes Fell ganz weißscheckig war.

„Komm mit, Alter!" sagten sie. „Hier ist ein neuer Fisch angekommen, der nicht geduldet werden darf."

„Ich bleibe lieber liegen, wo ich liege!“ sagte der alte Wallfisch. „Laß mich in Ruhe! Laß mich liegen! Oh ja, ja, ja! Ich trage mich mit einer schweren Krankheit; Linderung habe ich nur, wenn ich oben an die Meeresfläche gelange und den Rücken übers Wasser kriege. Dann kommen die großen guten Seevögel und suchen mich ab, das thut mir so wohl, wenn sie die Schnäbel nur nicht zu tief einhauen, die dringen oft tief in meinen Speck hinein. Seht 'mal zu! das ganze Skelett von einem Vogel sitzt mir noch im Rücken; der Vogel schlug die Krallen zu tief ein und konnte nicht wieder loskommen, als ich auf den Grund ging. Jetzt haben die kleinen Fische an ihn gehackt, seht wie er aussieht und ich aussehe! Ich bin krank!“

„Das ist lauter Einbildung!“ sagte der Wallfisch. „Ich bin niemals krank. Kein Fisch ist krank!“

„Bitte um Verzeihung!“ sagte der alte Haifisch, „der Aal hat seine Hautkrankheit; der Karpfen, sagt man, hat Pocken, und Alle haben wir Eingeweidewürmer.“

„Dummes Zeug!“ sagte der Haifisch, er mochte nichts mehr hören, hätten sie doch Anderes zu thun, meinte er.

Endlich gelangten sie an die Stelle, wo das

Telegraphen-Tau lag. Es hat eine weite Lage, von Europa nach Amerika, über Sandhügel und Seeschlamm, Felsengrund und Pflanzenwildniß, über ganze Wälder von Korallen, und die Strömungen wechseln dort unten, die Wasserwirbel drehen sich, es kommen Fische in größeren Scharen als die zahllosen Vögelschwärme, welche die Menschen sehen, um die Zeit, wo die Zugvögel sich sammeln. Es ist dort unten ein Gähren, ein Plätschern, ein Summen, ein Gesäus'le: von dem Gesäus'le spukt noch ein wenig nach in den großen leeren Seeconchylien, wenn wir sie an unser Ohr halten.

„Da liegt das Thier!" sagten die großen Fische, und der kleine sagte es auch. Sie starrten das Tau an, dessen Anfang und Ende weit über ihren Gesichtskreis hinaus verschwand.

Schwämme, Polypen und Gorgonen hoben sich und schwankten hin und her vom Grunde aus, senkten und beugten sich über das Tau, so daß es bald dem Gesicht verschwand, bald wieder zum Vorschein kam. Seestachelschweine, Schnecken und Gewürm regten und bewegten sich um es herum, riesenhafte Spinnen, die eine ganze Besatzung von kriechenden Thieren an sich hatten, spazierten das Tau entlang. Dunkelblaue Seewürste oder wie das Gewürm heißt, sie fressen

mit dem ganzen Körper, lagen da und berochen gleichsam das neue Thier, das sich auf den Meeresgrund hingelegt hatte. Flunder und Kabliau kehrten sich im Wasser um, damit sie von allen Seiten horchen konnten. Der Sternfisch, der sich stets in den Schlamm einbohrt und nur zwei lange Stiele mit Augen draußen behält, lag da und glotzte, um zu sehen, was aus all dem Wesen herauskommen würde.

Das Telegraphen-Tau lag da unbeweglich. Aber in ihm war Leben und Gedanken! Menschengedanken durchzogen es.

„Dem Ding ist nicht zu trauen!“ sagte der Wallfisch. „Es ist im Stande und knufft mich in den Bauch, und der Bauch ist nun meine schwache Seite!“

„Fühlen wir uns vor!“ sagte der Polyp. „Ich habe lange Arme, ich habe geschmeidige Finger! Ich habe es schon angefühlt, ich will jetzt etwas derber angreifen.“

Und er streckte seine geschmeidigsten längsten Arme zu dem Tau hinab und rings um es herum.

„Das Ding hat keine Schuppen!“ sagte der Polyp; es hat auch kein Fell! Ich glaube lebendige Junge wird es nicht gebären können.“

Der Seeaal legte sich der Länge nach neben das Telegraphen-Tau und streckte und rückte sich soweit er es vermochte.

„Das Ding ist länger als ich!“ sagte er. „Aber es kommt auf die Länge nicht an, man muß Haut, Magen und Geschmeidigkeit haben.“

Der Wallfisch, der junge, starke Wallfisch neigte sich tiefer hinab, als er jemals gethan hatte.

„Bist Du Fisch oder Pflanze?“ fragte er. „Oder bist Du nur so ein Gemache von obenher, der hier unten bei uns nicht gedeihen kann?“

Aber das Telegraphen-Tau antwortete nicht; das ist nun einmal nicht so beschaffen. Es gingen Gedanken durch sein Inneres, - Menschengedanken, und die flogen in einer Secunde viele Hunderte von Meilen von Land zu Land.

„Wirst Du antworten, oder willst Du zermalmt werden?“ fragte der glubsche Haifisch und alle die andern großen Fische fragten dasselbe: „Willst Du antworten oder zermalmt werden?“

Das Tau rührte sich nicht, es hatte seinen aparten Gedanken, und einen solchen kann der schon haben, der mit Gedanken gefüllt ist.

„Mögen sie mich zerstören, ich werde alsdann aufgenommen und werde wieder in Stand gesetzt, so ist es Anderen meiner Art passirt in kleinerem Fahrwasser.“

Es antwortete deshalb nicht, es hatte anderes zu thun, es telegraphirte und lag da in seinem Amt auf dem Meeresgrund.

Oben darüber ging nun die Sonne unter, wie die Menschen sagen, sie wurde wie das rotheste Feuer und alle Wolken des Himmels glänzten wie Feuer, eine prächtiger als die andere.

„Jetzt bekommen wir die rothe Beleuchtung!“ sagten die Polypen, „bei der wird man das Ding vielleicht besser sehen können, wenn es überhaupt nöthig ist.“

„Drauf los! Drauf!“ rief die Meerkatze und zeigte alle ihre Zähne.

„Drauf! Drauf!“ sagten der Schwertfisch und der Wallfisch und der Seeaal.

Und sie stürzten hervor, die Meerkatze voran; aber grade als diese in das Tau hinein beißen wollte, jagte in lauter Heftigkeit der Schwertfisch sein Schwert direct in das Hintertheil der Meerkatze; es war dies ein großer Irrthum und die Katze verlor die Kraft zum Beißen.

Es entstand ein Rumor dort unten: Großfisch und Kleinfisch, Seewürste und Schnecken rannten gegeneinander an, fraßen sich gegenseitig und knufften und knäfften. Das Tau lag still und verrichtete seine Arbeit, und das muß man auch.

Oben brütete die finstere Nacht, aber die Millionen und Milliarden von lebendigen Thierchen des Meeres leuchteten. Krebse, kaum so

groß wie ein Stecknadelkopf, leuchteten. Es ist ganz wunderbar, aber es ist nun einmal so.

„Was ist doch dies Ding? und was ist es nicht?“

Ja, das war die Frage.

Da kam eine alte Seekuh zum Vorschein. Die Menschen nennen die Art Meerfrau oder Meermann. Es war aber eine Sie und sie hatte einen Schwanz und zwei kurze Arme zum Plätschern, hatte hängende Brust und auf dem Kopfe Seegras und Schmarotzerthiere, und sie war stolz darauf.

„Wollt Ihr Auskunft haben?“ sagte sie, dann bin ich am Ende die Einzige, die sie geben kann; aber ich verlange dafür gefahrlose Grasweide auf dem Meeresgrund für mich und die Meinen. Ich bin Fisch wie Ihr es seid, und bin auch eine Art kriechendes Thier durch Uebung. Ich bin das klügste Geschöpf des Meeres; ich weiß Bescheid mit Allem, was sich hier unten, und mit Allem, was sich dort oben über uns rührt und regt. Das Ding da, über welches Ihr so sehr grübelt, ist von oben her, und was von dort oben herunter plumpt, ist todt oder bleibt todt und machtlos; laßt es liegen für das, was es ist. Es ist nur Menschen-Erfindung!“

„Ich glaube nun freilich, es ist doch etwas Mehr an dem Dinge!“ sagte ein kleine Seefisch.

„Halt's Maul, Makrel!“ sagte die große Seekuh.

„Stichling!“ sagten die Anderen und das war noch beleidigender.

Und die Seekuh setzte ihnen näher auseinander, daß das ganze große Lärmthier, das ja übrigens nicht so viel als „Buh“ sage, nur eine Erfindung, eine List von dem trocknen Lande her sei. Und sie hielt einen kurzen Vortrag über die Hinterlistigkeit der Menschen.

„Sie gehen nur darauf aus, uns zu packen,“ sagte sie, „sie leben und athmen für weiter gar nichts; sie setzen Garn aus, kommen mit Aetzung auf Angelhaken, um uns heranzulocken. Das Ding da ist eine Art großen Schnürzugs, sie denken, wir werden an sie anbeißen, sie sind so dumm! Das sind wir aber nicht! Rühren wir das Machwerk da gar nicht an, es fasert von selbst auf, das Ganze wird zu Mull und Schlamm. Was von oben kommt, hat immer einen Sprung, einen Riß, es taugt nichts, ist nichts nutze!“

„Taugt nichts, ist zu nichts nutze!“ wiederholten alle die Seegeschöpfe und traten der Meinung der Seekuh bei, damit sie doch eine Meinung hatten.

Nur der kleine Seefisch hatte seine eigenen Gedanken. „Diese unermeßlich lange dünne Schlange ist vielleicht der wundersamste Fisch im Meere. Ich habe nun einmal so ein Gefühl davon.“

„Der Wundersamste!“ sagen wir Menschen auch, und sagen es mit Wissen und Gewißheit. Die große Seeschlange ist es, schon längst in Sang und Sage voraus verkündet.

Sie ist geboren und gebildet, ist dem Geiste der Menschen entsprungen und auf den Meeresgrund niedergelegt, sich von den Landen des Ostens bis nach den Landen des Westens erstreckend, Botschaft tragend und bringend schnell wie der Lichtstrahl es von Sonne zur Erde bringt. Sie wächst, wächst an Macht und Ausdehnung, wächst Jahr für Jahr, durch alle Meere, rings um die Erde, unter den stürmisch wogenden und unter den krystallklaren Gewässern, in welche der Schiffer hinabblickt, als segle er durch die durchsichtige Luft dahin, in welchen er die Fische zu Schaaren gehen, ein ganzes Farbenfeuerwerk sieht.

In der tiefsten Tiefe streckt sich die Schlange, eine segensvolle Midgardsschlange*), die in ihren

*) Midgard = die Welt, die prächtige Welt. (Nord. Mytholog.)

Schwanz beißt, indem sie die Erde umschlingt; Fische und kriechende Thiere rennen sich die Stirne an ihr ein, sie begreifen das Ding von obenher doch nicht, begreifen nicht die in allen Sprachen redende und verkündende und doch lautlose Schlange der Menschheit, der Erkenntniß von Gutem und Bösem, das wundersamste aller Wunder des Meeres: die große Seeschlange unserer Zeit.

---

## Der Komet.

Und der Komet kam; er leuchtete mit seinem Feuerkern und drohte mit seinem Schweif; man schaute ihn an von dem reichen Schlosse, von dem ärmlichen Häuschen aus; die Menschenmenge auf der Straße und der einsame Wanderer auf weg- und stegloser Haide schauten ihn an, Jedweder hegte seine eigenen Gedanken dabei.

„Kommt doch, seht das Himmelszeichen! — Kommt und seht diesen prachtvollen Anblick!“ sagte man, und Alle beeilten sich zu sehen.

Aber im engen Stübchen waren doch noch ein kleiner Knabe und dessen Mutter sitzen geblieben; hier flammte das Talglicht und der Mutter schien es, als sei ein Spahn im Lichte: der Talg schob sich in eine gekrümmte Spitze

empor, das bedeute, glaubte sie, daß der kleine Knabe bald sterben müsse, zeigte doch der Span auf ihn hin. Das war so ein alter Aberglaube, den sie hegte.

Der kleine Knabe sollte grade viele Jahre auf Erden leben und sollte den Kometen sehen, wenn derselbe sich nach mehr denn sechszig Jahren wieder zeigte.

Der Kleine sah den Span im Lichte nicht, hatte auch keinen Gedanken für den Kometen, der zum ersten Male in seinem Leben am Himmel strahlte. Er saß da mit einem zusammengekitteten Napf vor sich, in welchem gepeitschtes Seifenwasser war, und in dieses tauchte er den Kopf einer kleinen Thonpfeife, führte darauf deren Stiel an seinen Mund und blies nun Seifenblasen, kleine und große in die Luft hinaus. Sie bebten und schwebten dahin in den schönsten Farben, die von Gelb ins Roth, Lilla und Blau übergingen, und endlich grün wurden, wie das Blatt des Waldes, wenn die Sonne es bescheint.

„Gott gönne Dir Jahre hier auf Erden, so viele, wie Du da Seifenblasen bläst," sagte die Mutter.

„So viele, so viele!" sagte der Kleine. „Das Seifenwasser kann gar nicht alle werden!" und er blies eine Blase nach der anderen hinaus.

„Da fliegt ein Jahr! Da fliegt ein Jahr! Sieh, wie sie fliegen!“ sagte er bei jeder Blase, die sich ablöste und dahinflog. Ein paar flogen ihm gerade ins Auge, das schmerzte und brannte, die Augen thränten ihm.

„Jetzt kann man den Kometen sehen!“ riefen die Nachbarn. „Kommt doch heraus! Bleibt nicht d'rin sitzen!“

Und die Mutter ergriff die Hand des kleinen Knaben; er mußte die Thonpfeife hinlegen, das Spiel mit den Seifenblasen lassen; der Komet sei da.

Und der Kleine sah die leuchtende Feuerkugel mit ihrem strahlenden Schweif; Einige sagten, der zeige sich drei Ellen lang, Andere, daß er Millionen Meilen messe; man sieht so verschieden.

„Kinder und Kindeskinder können längst todt sein, ehe der sich wieder zeigt,“ sagten die Leute.

Die Mehrzahl derjenigen, die das sagten, waren auch todt und begraben als er sich wieder zeigte; aber der kleine Knabe, auf welchen der Span im Lichte gezeigt und von welchem die Mutter gemeint, er müsse bald sterben, der lebte noch, der war alt und hatte einen ganz weißen Kopf. „Weiße Haare sind die Blumen des Alters,“ sagt das Sprichwort, und er hatte viel solche Blumen; er war nun ein alter Schulmeister.

Die Schulkinder sagten, er sei so sehr klug, wisse so sehr viel, Geschichte, Geographie und Alles, was man von den Himmelskörpern weiß. „Es kehrt Alles wieder!“ sagte er; „merkt Euch nur immer genau die Personen und die Begebenheiten, und Ihr werdet sehen, daß sie immer wiederkehren; es können Hunderte von Jahren, viele hundert Jahre dazwischen liegen, aber dann haben wir die Personen wieder in einem anderen Rock, in einem anderen Lande!“

Und der Schulmeister hatte dann von Wilhelm Tell erzählt, welcher einen Apfel vom Kopfe seines Sohnes wegschießen mußte, aber, bevor er den Pfeil abschoß, auf seiner Brust einen zweiten Pfeil verbarg, um ihn dem bösen Geßler in die Brust zu schießen. Das sei in der Schweiz geschehen, aber viele Jahre vorher geschah dasselbe in Dänemark mit Palnatoke; auch er mußte einen Apfel vom Kopfe seines Sohnes wegschießen und auch er verbarg, wie Tell, einen zweiten Pfeil, um sich zu rächen. Und über tausend Jahre weiter zurück in der Zeit, wurde dieselbe Geschichte, als in Egypten geschehen, niedergeschrieben. Eine Geschichte und doch drei; dasselbe kehrt wieder und wird wiederkehren grad' wie die Kometen, sie fahren dahin, verschwinden, aber sie kehren wieder.

Und er erzählte von dem Kometen, den man erwarte, dem Kometen, den er als kleiner Knabe gesehen hatte. Der Schulmeister wußte von den Himmelskörpern zu erzählen, dachte über sie nach, aber vergaß deshalb Geschichte und Geographie nicht.

Seinen Garten hatte er in Gestalt des dänischen Landes angelegt. Hier standen Kräuter und Blumen grade wie sie in den verschiedenen Gegenden des Landes heimisch sind. „Hole mir Erbsen!“ sagte er, und die holte man ihm denn aus dem Beet, welches die Insel Lolland vorstellte: „Hole mir Buchweizen!“ und dann begab man sich nach der Insel Langeland. Der prächtige blaue Enzian und das Porschkraut fand man oben am Skagen, den glänzenden Christdorn bei Silkeborg. Die Städte waren durch Postamente angedeutet. Hier stand der heilige Canut mit dem Lindwurm, der bedeutete die Stadt Odense; Absalon mit dem Krumstab bedeutete Sorö; das Schifflein mit den Ruderstangen war das Zeichen, daß hier die Stadt Aarhuus liege. Aus dem Garten des Schulmeisters lernte man sehr gut die Landkarte von Dänemark, mußte aber freilich erst von ihm belehrt werden, und das war sehr vergnüglich.

Der Komet stand nun zu erwarten, und

von ihm erzählte er und erzählte auch das, was die Leute in alten Tagen, als derselbe zuletzt hier gewesen war, gesagt und geurtheilt hatten. „Das Kometenjahr ist ein gutes Weinjahr," sagte er, „man kann den Wein mit Wasser versetzen, ohne daß es herauszuschmecken ist; die Weinhändler sagt man, lieben die Kometenjahre sehr!" Die Luft stand ganze vierzehn Nächte und Tage voll Wolken, der Komet war nicht zu sehen, aber da war er.

Der alte Schulmeister saß in seiner kleinen Kammer, die neben der Schulstube lag. Die alte Wanduhr aus der Zeit seiner Eltern hing im Winkel dort, die schweren bleiernen Gewichte hoben sich weder, noch senkten sich, der Perpendikel regte sich nicht; der kleine Kuckuck, welcher ehemals zum Vorschein kam und die Stunden kuckuckte, hatte mehrere Jahre hindurch schweigend hinter verschlossener Luke gesessen, Alles in dem Gehäuse war stumm und still, die Uhr ging nicht mehr; aber das alte Clavier, welches dicht neben der Uhr stand, gleichfalls ein Stück von seinen Eltern, hatte noch Leben; die Saiten klangen noch, freilich ein wenig heiser, aber mit den Melodien eines ganzen Menschenalters. Der alte Mann erinnerte sich dabei an gar Vieles, Freudiges und Trübes, das während der Reihe von Jahren geschehen,

wo er als Knabe den Kometen sah, und bis jetzt, wo derselbe wieder da sei. Er erinnerte sich, was die Mutter gesagt hatte, als der Span im Lichte stand, er erinnerte sich der prächtigen Seifenblasen, die er geblasen, jede derselben sei ein Lebensjahr, habe er gesagt; wie strahlend, wie farbenreich seien sie gewesen! In ihnen habe er alles Schöne und Freudige im Kinderspiel und Jugendlust, habe die ganze weite Welt offen im Sonnenschein, in den er hinaus sollte, geschaut. Es waren Zukunft-Blasen. Als alter Mann vernahm er von den Saiten des Claviers die Melodien verschwundener Tage, Erinnerungs-Blasen mit dem Farbenschein des Gedankens. Hier klang das Stricklied der Großmutter:

„Es hat kein' Amazone
Den ersten Strumpf gestrickt."

Hier klang das Lied, welches das alte Mädchen im elterlichen Hause ihm als Kind vorgesungen:

„Die Welt ist voll Gefahren,
Voll Lug und Niedertracht;
Wer noch an jungen Jahren,
Der geb' wohl auf sich Acht."

Dann tönten Melodien von dem ersten Ball, ein Menuett und ein Molinasky, dann weiche wehmuthsvolle Töne, es traten dem alten Mann

Thränen in die Augen; dann brauste ein Kriegsmarsch, dann Psalmengesang und nun fröhliche Töne, Blase auf Blase, wie damals, wo er als kleiner Knabe sie aus dem Seifenschaum blies.

Seine Augen richteten sich nach dem Fenster, eine Wolke draußen am Himmel glitt vorüber und er sah in die klare Luft hinaus, sah den Kometen, den strahlenden Kern, den leuchtenden Nebelschleier.

Ihm war zumuthe, als hätte er ihn den Abend vorher gesehen, und doch lag ein ganzes reiches Menschenleben zwischen der Zeit und jetzt; damals war er ein Kind und erblickte das „Vorwärts“ in den Blasen, jetzt zeigten dieselben „rückwärts“. Kindessinn und Kindesglauben erfüllten sein Herz, seine Augen leuchteten, seine Hand sank auf die Tasten des Claviers nieder; — es klang als zerspringe eine Saite.

„Kommt doch und seht! Der Komet ist da!“ riefen die Nachbarn, „wie prächtig und klar ist der Himmel! kommt doch, um recht zu sehen!“

Der alte Schulmeister antwortete nicht, er war abgereist, um richtig zu sehen; seine Seele schwebte dahin auf größerer Bahn in einem weiteren Raum als der Komet durchfliegt. Und der Komet wurde wieder angeschaut vom reichen Schlosse, vom ärmlichen Häuschen aus, die Menschenmenge auf

der Straße und der einsame Wanderer auf weg- und stegloser Haide schauten ihn an. Die Seele des alten Schulmeisters aber wurde von Gott und von seinen lieben Vorausgegangenen angeschaut, nach denen sie sich sehnte.

---

## Sonnenschein-Geschichten.

„Jetzt werde ich erzählen!“ sagte der Wind.

„Nein, erlauben Sie,“ sagte das Regenwetter, „jetzt ist die Reihe an mir! Sie haben lange genug an der Straßenecke gestanden und haben geheult, was Sie heulen konnten!“

„Ist das der Dank,“ sagte der Wind, „weil ich Ihnen zur Ehre manchen Regenschirm umgekippt, ja zerknickt habe, wenn die Leute nichts von Ihnen wissen wollten!“

„Ich erzähle!“ sagte der Sonnenschein; — „Still!“ und das wurde mit Glanz und Majestät gesagt, so daß der Wind sich legte so lang er war, aber das Regenwetter schüttelte den Wind und sagte: „Daß wir das ertragen müssen! Sie bricht immer durch, diese Madame Sonnenschein. Wir wollen sie nicht anhören! Es ist der Mühe nicht werth!“

Und der Sonnenschein erzählte:

„Es flog ein Schwan über das rollende Meer dahin, jede Feder desselben leuchtete wie Gold; eine Feder fiel herab auf das große Kaufmannsschiff, welches mit vollen Segeln vorüber glitt; die Feder fiel auf den Lockenkopf des jungen Mannes, des Beaufsichtigers der Waaren, Supercargo nannten sie ihn. Die Feder des Glücksvogels berührte seine Stirne, wurde zur Schreibfeder in seiner Hand und er wurde bald der reiche Kaufmann, der sich schon Sporen von Gold kaufen und eine gold'ne Schüssel in einen Adelsschild verwandeln könnte; ich habe den Schild beschienen!" sagte der Sonnenschein.

Der Schwan flog über die grüne Wiese dahin, wo der kleine Schafhüter, ein Knabe von sieben Jahren, sich in den Schatten des alten einzigen Baumes hingestreckt hatte. Und der Schwan in seinem Fluge küßte ein Blatt des Baumes, und das Blatt fiel herab in die Hand des Knaben, und dieses eine Blatt wurde zu dreien, wurde zu zehn Blättern, wurde zu einem ganzen Buch, und der Knabe las in demselben von den Wunderwerken der Natur, von der Muttersprache, von Glauben und Wissen. Wenn er schlafen ging legte er das Buch unter seinen Kopf, damit er nicht vergessen möchte, was er gelesen, und das

Buch trug ihn auf die Schulbank und zu dem Tische des Gelehrten. Ich habe seinen Namen unter denen der Gelehrten gelesen!“ sagte der Sonnenschein.

Der Schwan flog in die Waldeinsamkeit, ruhte sich dort aus auf den stillen dunkeln Seen, wo die Wasserlilien blühen, wo die wilden Waldäpfel wachsen, und des Kuckucks und der Waldtaube Heimath ist.

Eine arme Frau las dort Reißig auf; herabgefallene Baumzweige, die sie in einem Bündel auf ihrem Rücken trug, ihr Kind trug sie an der Brust, und so wanderte sie ihren Weg nach Hause. Sie sah den goldenen Schwan, den Glücksschwan, sich von dem schilfbewachsenen Ufer emporschwingen. Was glänzte dort? — Ein goldiges Ei; es war noch warm. Sie legte es an ihre Brust und es blieb warm, das Ei hatte gewiß Leben. Ja, es tickte hinter der Schale; sie fühlte das und glaubte, es sei ihr eigenes Herz, welches klopfte.

Zu Hause in ihrem ärmlichen Stübchen, nahm sie das Goldei hervor. Tick—tick! sagte es, als sei es eine köstliche goldene Uhr, aber es war ein Ei mit lebendigem Leben. Das Ei platzte, ein kleines Schwanenjunges, wie aus dem reinsten Gold, steckte das Köpfchen hervor; das Junge hatte vier Ringe um den Hals, und da die arme

Frau grade vier Knaben, drei zu Hause und den vierten, den sie bei sich in der Waldeinsamkeit getragen, hatte, so begriff sie sogleich, daß hier ein Ring für jedes der Kinder sei, und indem sie das begriff, flog der kleine Goldvogel davon.

Sie küßte jeden Ring, ließ jedes der Kinder einen von den Ringen küssen, legte diesen an das Herz des Kindes und steckte ihn an seinen Finger.

„Ich sah dies Alles," sagte der Sonnenschein, „ich sah auch was darauf geschah."

Der eine Knabe setzte sich an den Lehmgraben, nahm einen Klumpen Lehm zur Hand, drehte und formte ihn mit den Fingern, und es wurde eine Jason=Gestalt daraus, die, welche den goldenen Fließ geholt hatte.

Der zweite der Knaben lief sogleich auf die Wiese hinaus, wo Blumen in allen denkbaren Farben standen; er pflückte eine Hand voll, drückte sie, daß der Saft ihm in die Augen spritzte und den Ring benetzte; es kribbelte und krabbelte in Gedanken und in der Hand, und nach Jahren und Tagen sprach die große Stadt von dem großen Meister.

Der dritte der Knaben hielt den Ring so fest in seinem Mund, daß er Klang und Wiederhall vom Herzboden gab; Gefühle und Gedanken

stiegen empor in Tönen, stiegen empor wie singende Schwäne, tauchten wie Schwäne hinab in den tiefen See, den tiefen See der Gedanken; er wurde ein Meister der Töne, jedes Land kann nun sagen: „mir gehört er an!"

„Der vierte Kleine, ja der war nun der Zurückgesetzte; er habe den Pips, sagten die Leute, er müsse Pfeffer und Butter haben, wie die kranken Hühner, geschmiert werden — und das meinten sie nun in ihrem Sinne; und Schmiere bekam er, aber von mir bekam er einen Sonnenschein-Kuß!" sagte der Sonnenschein; „er bekam zehn Küsse für einen. Er war eine Dichter-Natur, er wurde geliebkost und geküßt; aber den Glücksring hatte er vom goldenen Schwan des Glücks. Seine Gedanken flogen aus wie singende Schmetterlinge, der Unsterblichkeit Symbol."

„Das war eine lange Geschichte!" sagte der Wind.

„Und langweilig!" sagte das Regenwetter; „blase mich an, daß ich mich wieder erhole!"

Und der Wind blies und der Sonnenschein erzählte:

„Der Glücksschwan flog über den tiefen Meerbusen dahin, wo die Fischer ihr Garn ausgeworfen hatten. Der ärmste derselben dachte daran, sich zu verheirathen, und er heirathete.

Ihm brachte der Schwan ein Stück Bernstein, und der Bernstein zieht an, er zog die Herzen an's Haus heran. Bernstein ist die schönste Räucherung. Es kam ein Duft ins Haus wie aus der Kirche, ein Duft wie aus der Natur Gottes. Er und die Seinen empfanden so recht das Glück des häuslichen Lebens, Zufriedenheit in kleinen Verhältnissen, und ihr Leben gestaltete sich deshalb auch zu einer ganzen Sonnenschein-Geschichte."

„Brechen wir aber jetzt ab!" sagte der Wind. „Nun hat der Sonnenschein lange genug erzählt. Ich habe mich gelangweilt!"

„Ich auch!" sagte das Regenwetter.

Was sagen nun wir Anderen, die wir die Geschichten gehört haben?

Wir sagen: „Nun sind sie aus!"

---

## Der Theetopf.

Es war einmal ein stolzer Theetopf, stolz auf sein Porzellan, stolz auf seinen langen Guß, stolz auf seinen breiten Henkel; er hatte 'was vorne und hinten, den Guß vorne und den Henkel hinten, und davon sprach er; aber er sprach nicht

von seinem Deckel, der war geborsten und genietet, hatte Mängel, und von seinen Mängeln spricht man nicht gern, das thun schon Andere. Die Tassen, die Sahne- und Zuckerschale, das ganze Theeservice würde schon mehr an die Gebrechlichkeit des Deckels als an den guten Henkel und den ausgezeichneten Guß denken und auch von ihnen reden, das wußte der Theetopf.

„Ich kenne sie!" sprach er in sich hinein; „ich kenne auch meinen Mangel und ich erkenne ihn, darin liegt meine Demuth, meine Bescheidenheit; Mängel haben wir Alle, aber man hat denn auch Begabung. Die Tassen bekamen einen Henkel, die Zuckerschale einen Deckel; ich bekam nun beides und noch eins voraus, das die Anderen niemals erhalten, ich bekam einen Guß und das macht mich zur Königin auf dem Theetisch. Der Zuckerschale und dem Sahnentopf wurde es vergönnt, die Dienerinnen des Wohlgeschmacks zu sein, aber ich bin die Spenderin, die Waltende, ich verbreite den Segen unter die durstige Menschheit, in meinem Innern werden die chinesischen Blätter in dem geschmacklosen kochenden Wasser verarbeitet."

Dieses Alles sprach der Theetopf in seiner muthigen Jugendzeit. Er stand auf dem gedeckten Tisch, er wurde von der feinsten Hand gehoben;

aber die feinste Hand war linkisch, der Theetopf fiel. Der Guß knickte ab, der Henkel knickte ab, der Deckel ist nicht der Rede werth, von dem ist genug gesprochen; der Theetopf lag ohnmächtig auf dem Fußboden, das kochende Wasser strömte aus ihm heraus. Es war ein derber Stoß, den er bekam, und das Traurigste war, daß die Leute lachten, sie lachten über den Theetopf und nicht über die linkische Hand.

„Die Erinnerung daran kriege ich nun nie und nimmer aus mir heraus!“ sagte der Theetopf, wenn er später seinen Lebenslauf sich selber erzählte. „Man hieß mich Invalide, stellte mich in einen Winkel und schenkte mich Tags darauf einer armen Frau, die um Bratenfett bettelte; ich gerieth in die Schichten der Armuth hinab, stand sprachlos da, aber wie ich da stand, begann mein besseres Leben; die ursprüngliche Bestimmung wird durch die Ereignisse oft in ganz andere Bahnen gelenkt. Es wurde Erde in mich hineingethan; das ist für einen Theetopf dasselbe als begraben zu werden; aber in die Erde wurde eine Blumenzwiebel gelegt; wer sie einlegte, wer sie hergab, das weiß ich nicht, hergegeben wurde sie, ein Ersatz für die chinesischen Blätter und das kochende Wasser, ein Ersatz für den abgebrochenen Henkel und den Guß. Und die Zwiebel lag in der Erde,

lag in mir, sie wurde mein Herz, mein lebendiges Herz, ein solches hatte ich vordem niemals gehabt. Es war Leben in mir, Kraft und Kräfte; der Puls schlug, die Zwiebel keimte, sie war nahe daran von Gedanken und Gefühlen gesprengt zu werden; diese brachen hervor in einer Blume; ich sah dieselbe, ich war ihre Trägerin, ich vergaß meiner selbst in ihrer reizenden Schönheit; herrlich ist es, sich selbst in Anderen zu vergessen! Die Blume bedankte sich aber nicht bei mir, sie dachte nicht an mich; — sie wurde bewundert und mit Lob überschüttet. Ich freute mich gar sehr darüber, wie erfreut mußte sie davon nicht sein! Eines Tages hörte ich, wie man sagte, daß sie einen besseren Topf verdiene. Man schlug mich mitten entzwei; das that fürchterlich weh; aber die Blume gelangte in einen besseren Topf, — und ich wurde in den Hofraum geworfen und liege noch dort wie eine alte Scherbe, — aber ich habe die Erinnerung, die kann ich nicht verlieren."

---

## Das Petermännchen und die Madame.

Das Petermännchen kennst Du, aber kennst Du die Madame, die Gärtnermadame? Sie war

belesen, sagte Verse auswendig her, ja schrieb selbst mit Leichtigkeit Verse, nur der Reim, „das Zusammenschmieden,“ wie sie es nannte, machte ihr ein wenig Mühe. Sie hatte Schreibegabe und Redegabe, sie hätte sehr gut Prediger, wenigstens Predigerfrau sein können.

„Wie reizend ist die Erde in ihrem Sonntagsrock!“ sagte sie, und den Gedanken hatte sie in Styl gesetzt und „zusammengenietet,“ ein Lied gar schön und lang daraus gemacht.

Der Seminarist, Herr Kisserup, der Name thut nichts zur Sache, ein Schwesterkind, besuchte die Gärtnerfamilie; er hörte die Madame das Gedicht hersagen, und es thäte ihm ordentlich wohl, sagte er, wäre so wohlthuend für sein Herz. „Sie haben Geist, Madame,“ sagte er.

„Dummes Zeug!“ sagte der Gärtner, „rede ihr so was nicht ein! eine Frau soll Körper sein, anständiger Körper, und auf ihren Kochtopf passen, damit das Essen nicht anbrennt.“

„Das Angebrannte nehme ich fort mit glühender Holzkohle!“ sagte die Madame, „und bei Dir nehme ich es fort mit einem Kuß. Sollte man doch meinen, Du hättest nur Sinn für Kohl und Kartoffel, und doch liebst Du die Blumen!“ Und so küßte sie ihn. „Die Blumen sind der Geist!“ sagte sie.

„Passe Du auf Deinen Topf," sagte er und ging in den Garten hinaus, der war sein Topf, und auf den paßte er.

Aber der Seminarist blieb bei der Madame sitzen und sprach mit ihr. Ihre schönen Worte: „Die Erde ist reizend!" gab ihm Veranlassung gleichsam zu einer ganzen Predigt, die er in seiner Weise hielt.

„Die Erde ist reizend, macht sie Euch unterthänig," wurde gesagt, „und wir sind die Herrschaft geworden. Einer ist es durch den Geist, ein Anderer durch den Körper. Einer wurde in die Welt gesetzt wie ein Ausrufungszeichen des Erstaunens, ein Anderer wie ein Gedankenstrich, so daß man wohl fragen kann, was sollte der hier. Einer wird Bischof, ein Anderer nur ein armer Seminarist, aber Alles ist weise. Die Erde ist reizend und ist immer im Sonntagsstaat! das sei ein gedankenerweckendes Gedicht, das Gedicht der Madame, voll Gefühl und Geographie!"

„Sie haben Geist, Herr Kisserup!" sagte die Madame, „viel Geist, das versichere ich Ihnen! Wenn man mit Ihnen spricht, bekommt man Klarheit über sich selbst."

Und so sprachen die beiden weiter, gleich schön und gleich gut; aber in der Küche war auch Einer, der da sprach, es war das Petermännchen,

das kleine graugekleidete Männchen mit der rothen Spitzmütze. Du kannst ihn sehen. Das Petermännchen saß in der Küche und machte den Topfgucker, er sprach, aber Niemand außer der großen schwarzen Miezekatze, dem Sahnendieb, wie die Madame sie nannte, hörte ihn.

Das Petermännchen war nicht wenig erbost auf die Madame, denn sie glaubte gar nicht an das Dasein des Männchens, und das wußte es; zwar hatte sie den kleinen Mann niemals gesehen, allein sie müsse doch, sie, die so belesen, wissen, daß er existire und ihm dann auch eine kleine Aufmerksamkeit erzeigen. Es fiel ihr aber niemals ein, ihm am Weihnachtsabend so viel wie einen Löffel voll Milchreis hinzustellen; das hatten doch alle seine Vorväter erhalten und dazu von Madamen, die gar nicht belesen waren. Der Reis hatte in Butter und Sahne geschwommen. Die Katze wurde ganz naß um den Bart, blos vom Anhören.

„Sie nennt mich einen Begriff!“ sagte das Petermännchen, „das übersteigt alle meine Begriffe. Sie verleugnet mich ja, das habe ich beim Horchen erfahren, und jetzt habe ich wieder einmal gehorcht. Sie sitzt und plaudert mit dem Seminaristen, dem Kinderwärter. Ich sage mit dem Gärtner: Passe Du auf Deinen Kochtopf! Das

thut sie aber nicht; jetzt werde ich den Topf zum Ueberkochen bringen!"

Und das Petermännchen blies ins Feuer hinein und es loderte hell auf. Schruh—schruh—schrumm! da kocht der Topf über.

„Nun werde ich Löcher in die Strümpfe des Gärtners bohren!" sagte das Männchen, „ich werde ein großes Loch in Zeh und Hacke ausfasern, dann giebt es 'was zuzustopfen, wenn sie nicht wieder dichten muß. Dichte-Madame! Stopfe Du die Strümpfe!"

Die Katze nießte dabei, sie hatte sich erkältet, trotzdem sie immer im Pelzwerk einherging.

„Ich habe die Speisekammerthüre aufgeschlossen," sagte das Petermännchen, „dort steht abgekochte Sahne, so dick wie Mehlpappe, wenn Du nicht naschen willst, so will ich."

„Muß ich die Schuld und die Schläge haben, so laß mich auch die Sahne naschen," sagte die Katze.

„Ja, iß nur Deine Schlagsahne," sagte das Petermännchen. „Jetzt gehe ich aber in das Zimmer des Seminaristen, hänge seine Hosenträger an den Spiegel und stecke seine Strümpfe in das Waschbecken, dann glaubt er, der Punsch ist zu stark, und er duselig gewesen. Diese Nacht saß ich auf dem Holzschicht neben der Hundehütte,

es macht mir viel Vergnügen den Kettenhund zu ärgern; ich ließ meine Beine hangen und bammeln, der Hund konnte sie nicht erreichen, wie hoch er auch sprang; das ärgerte ihn, er bellte und bellte, ich bammelte und bammelte, das war ein Spectakel! Der Seminarist erwachte dabei, stand drei Mal auf und guckte durch das Fenster, aber er sah mich nicht, ungeachtet er die Brille aufhatte; er schläft auch mit der Brille auf."

„Sage miau, wenn die Madame kommt!" sagte die Katze. „Ich höre nicht scharf, ich bin heute krank."

„Du bist naschkrank!" sagte das Petermännchen, „nasche nur! nasche die Krankheit weg! Aber wische Dir den Bart ab, daß die Sahne nicht hängen bleibt. Jetzt lege ich mich auf's Horchen."

Und das Petermännchen stellte sich an die Thür und die Thür war angelehnt, es war Niemand in der Stube außer der Madame und dem Seminaristen; sie sprachen von dem, was der Seminarist so schön dasjenige nannte, welches man in jedem Haushalt über Töpfe und Teller setzen müsse: die Geistesgaben.

„Herr Kisserup!" sagte die Madame, „jetzt werde ich Ihnen bei dieser Gelegenheit Etwas zeigen, was ich noch nie irgend einer menschlichen

Seele gezeigt habe, am allerwenigsten einem Manne, ich werde Ihnen meine Gedichtchen zeigen, einige sind freilich ein wenig lang; ich habe sie „Widmungen einer germanischen Frau" genannt, ich liebe die uralten Wörter so sehr!"

„Ja, die muß man auch lieben, man muß die Fremdwörter aus der Sprache ausmerzen."

„Das thue ich auch," sagte die Madame, „niemals werden Sie mich „Papa" oder „amüsiren" sagen hören, ich sage Kindesvater und vergnügen."

Und nun nahm sie aus einem Kasten ein Schreibebuch mit grünem Umschlag und zwei Dintenklecksen hervor.

„In dem Buche ist viel Ernst enthalten!" sagte sie. „Ich habe am stärksten Empfindung nach dem Traurigen. Hier ist nun „Der Seufzer in der Nacht," „Meine Abendröthe," und „Als ich Klemm kriegte," meinen Mann nämlich„ nun das können Sie überspringen, ungeachtet es gefühlt und gedacht ist. „Die Pflichten der Hausfrau" ist das beste Stück; alle sehr traurig; darin habe ich meine Befähigung. Nur ein einziges Stück ist scherzhaft, es sind fröhliche Gedanken, wie man sie ja auch zuweilen haben kann, Gedanken von — ja, Sie dürfen mich nicht auslachen! — Gedanken, daß ich eine Dichterin bin;

nur ich selbst und meine Kasten kennen das Alles, und jetzt auch Sie, Herr Kisserup! Ich liebe die Poesie, sie kommt so über mich, neckt mich und schaltet und waltet wie ein Herrscher. Das habe ich ausgesprochen mit der Ueberschrift: „Das Petermännchen!“ Sie kennen schon den alten Bauernglauben vom Petermännchen, das im Hause immer sein neckisches Spiel treibt; ich habe mir gedacht, ich selbst sei das Haus und die Poesie, das Gefühl in mir, der Geist, der regiert, sei das Petermännchen; dessen Macht und Größe habe ich nun besungen im „Petermännchen!“ — Aber Sie müssen mir mit Hand und Mund versprechen, es niemals weder an meinen Mann, noch an sonst Jemanden zu verrathen. Bitte, lesen Sie es laut, damit ich höre, ob Sie meine Schrift verstehen.“

Und der Seminarist las und die Madame hörte zu, und das Petermännchen hörte zu, es horchte, wie Du weißt, und war gerade in dem Augenblicke hinzugekommen, als die Ueberschrift: „Das Petermännchen“ gelesen wurde.

„Das geht ja mich an!“ sagte das Männchen. „Was mag sie von mir geschrieben haben? Ja, ich werde sie, ich werde ihr die Eier, die Hühner stipitzen, dem Kalb das Fett abjagen! Sieh' mal an, diese Madame!“

Und er horchte und spitzte den Mund und machte lange Ohren; aber allmälig, je nachdem er von der Herrlichkeit und Macht, von der Herrschaft des Petermännchens über die Madame hörte — es war, wie Du weißt, die Dichtkunst, die sie meinte, aber das kleine Männchen nahm das alles wörtlich und bezog es auf die Ueberschrift — lächelte es immer mehr, die Augen glänzten ihm vor Freude, es zeigte sich gleichsam ein vornehmer Zug in seinen Mundwinkeln, es hob die Fersen empor, stand auf den Zehen, wurde einen ganzen Zoll höher als vorher, es war entzückt über das, was von dem Petermännchen gesagt wurde.

„Die Madame hat Geist und viel Bildung! Wie habe ich der Frau Unrecht gethan! Sie hat mich in ihre „Rietungen" gesetzt, die werden gedruckt und gelesen werden! Jetzt soll die Katze ihre Sahne nicht schlabbern, das werde ich selber thun! Einer schlabbert weniger als zwei, das ist immerhin eine Ersparniß, und das will ich auch einführen, will die Madame achten und ehren!"

„Ganz wie ein Mensch ist das Petermännchen!" sagte die alte Katze. „Ein süßes Miau von der Madame, ein Miau von ihm selbst, und sogleich wechselt er den Sinn. Die Madame hat's hinter den Ohren!"

Aber sie hatte es nicht hinter den Ohren, es war das Petermännchen, das war wie ein Mensch.

Wenn Du die Geschichte nicht recht verstehst, so frage, aber frage das Petermännchen nicht, auch nicht die Madame.

---

## Der Urgroßvater.

Der Urgroßvater war ein gar lieber, kluger und guter Mann; wir alle schauten immer zu ihm hinauf; er wurde früher, so weit ich mich zurück zu erinnern vermag, Großvater genannt, als aber das Söhnchen meines Bruders Friedrich in die Familie kam, avancirte er zum Urgroßvater; höher hinauf zu avanciren würde er nicht erleben können. Er hatte uns Alle so recht innig lieb, aber unsere Zeit mochte er nicht so recht lieb haben: „Alte Zeit, gute Zeit!“ sagte er; „sie war ruhig und solide war sie! Jetzt ist immer so ein Galoppiren und Alles wird um und um gekehrt. Die Jugend führt das Wort, spricht von den Königen gar, als seien sie ihres Gleichen. Jeder Pflastertreter taucht seinen Wisch in den Schlamm und Koth und ringt ihn über dem Kopf eines Ehrenmannes aus!“

Wenn der Urgroßvater so sprach, wurde er dabei ganz roth im Gesicht; aber es währte nicht lange, so kam sein gewöhnliches freundliches Lächeln wieder zum Vorschein und mit demselben die Worte: „Nun, ja! vielleicht irre ich mich in Etwas! Ich stehe in alter Zeit und vermag nicht so recht festen Fuß in der neuen zu fassen; der liebe Gott lenke sie!"

Wenn der Urgroßvater von der alten Zeit sprach, war mir zu Muthe, als käme sie zu mir zurück. In Gedanken fuhr ich dann in vergoldeter Karosse mit Heiduck, sah wie die Zünfte die Schilder der Obermeister in Aufzügen mit Musik und Fahnen den neugewählten Obermeistern zutrugen, glaubte mich plötzlich versetzt in die lustigen Weihnachtsstuben mit Pfänderspiel und Mummenschanz. Freilich hatte auch die Zeit vieles, was häßlich und gräulich war: Feuer und Rad und Blutvergießen, aber all das Gräuliche hatte zugleich etwas Lockendes und Weckendes an sich. Ich mußte an die dänischen Edelleute denken, die den Bauer frei gaben und an den dänischen Kronprinzen, der den Sclavenhandel verbot.

Es war zu schön, wenn Urgroßvater hiervon erzählte, wenn er von seinen Jugendtagen erzählte; aber die noch frühere Zeit, die war doch die allerschönste, so kräftig, so groß.

„Roh war sie!“ sagte Friedrich. „Gottlob, daß wir über sie hinaus sind!“ und das sagte er dem Urgroßvater gradaus. Das schickte sich nicht, und doch hegte ich großen Respect vor Friedrich; er war mein ältester Bruder, er könnte mein Vater sein, sagte er; er sprach überhaupt viel Sonderbares. Er war Student gewesen und zwar ein tüchtiger Student, und darauf war er als Comptoirist in das Geschäft des Vaters eingetreten, und war im Comptoir so flink, daß er bald Antheil an dem Geschäft bekommen hatte. Er war Derjenige, mit welchem der Urgroßvater sich am meisten einließ, aber ihre Gespräche arteten immer in Disputiren aus. Die Beiden verstanden sich nicht und würden sich niemals verstehen lernen, sagte die ganze Familie, aber wie klein ich auch war, so hatte ich doch bald heraus, daß die Beiden einander nicht entbehren konnten.

Der Urgroßvater lauschte mit funkelnden Blicken, wenn Friedrich von Fortschritten der Wissenschaft, von Entdeckungen von Naturkräften, von all dem Merkwürdigen, was sich in unserer Zeit ereignete, erzählte oder vorlas.

„Die Menschen werden klüger, aber nicht besser!“ sagte alsdann der Urgroßvater. „Sie erfinden die entsetzlichsten Zerstörungswaffen gegen einander.“

„Um so schneller ist der Krieg vorüber!“ sagte Friedrich; „man braucht keine sieben Jahre auf die Segnungen des Friedens zu warten! Die Welt ist vollblütig, sie muß dann und wann einen Aderlaß haben, das ist nothwendig!“

Eines Tages erzählte Friedrich von Etwas, was sich wirklich in unserer Zeit in irgend einem kleinen Staate zugetragen hatte. Die Uhr des Bürgermeisters, die große Uhr am Rathhause, gab die Zeit an für die Stadt und die Leute; die Uhr ging nicht ganz richtig, aber die ganze Stadt richtete sich doch nach derselben. Endlich wurden auch Eisenbahnen durch das Ländchen geführt, und da diese in Verbindung mit den Bahnen aller anderen Länder stehen, so muß man die Zeit genau wissen, sonst läuft man an. Die Eisenbahn bekam ihre nach der Sonne gestellte Uhr, die ging richtig, die des Bürgermeisters nicht, und nun richteten sich alle Leute der Stadt nach der Eisenbahn-Uhr.

Ich lachte und fand die Geschichte höchst vergnüglich, allein der Urgroßvater lachte nicht, er wurde ganz ernst.

„Es liegt nicht wenig in dem, was Du da erzählst,“ sagte er, und ich verstehe auch ganz gut Deine Gedanken, indem Du es mir erzählst. Es steckt eine Lehre in Deinem Uhrwerk. Mir kommt

durch dasselbe ein anderes in den Sinn, nämlich die alte einfache Bornholm'sche Wanduhr meiner Eltern, mit den bleiernen Gewichten. Sie war der Zeitmesser meiner und auch ihrer Kindheit; sie ging zwar nicht grade sehr genau, aber sie ging, und wir blickten zu dem Zeiger hinauf, und an den glaubten wir und dachten nicht an die Räder, die inwendig saßen. So war damals auch die Staatsmaschine, man blickte sie getrost an und vertraute dem Zeiger. Heut zu Tage ist die Staatsmaschine wie ein Uhrwerk von Glas geworden und man kann gradezu in die Maschinerie hineinschauen, die Räder sich drehen und schwingen sehen, es wird Einem ganz ängstlich zu Muthe wegen dieses Zapfens und jenes Rads! Wie wird das mit dem Stundenzeiger werden, denke ich, und bin um den Glauben meiner Kindheit gekommen. Das ist die Gebrechlichkeit der Gegenwart!"

Und in solcher Weise sprach der Urgroßvater sich ganz in Zorn hinein. Er und Friedrich vertrugen sich eigentlich nicht, aber sich trennen konnten sie auch nicht, grade wie die alte nnd die neue Zeit! — das erfuhren sie Beide und die ganze Familie, als Friedrich reisen, weit fort, nach Amerika reisen sollte. Die Reise mußte in Angelegenheiten des Geschäfts unternommen werden. Dem Urgroßvater wurde der Abschied sehr schwer,

und die Reise war so weit, ganz über das Weltmeer zu einem anderen Theile des Erdballs.

„Alle vierzehn Tage wirst Du einen Brief von mir haben!" sagte Friedrich, „und schneller als durch alle Briefe wirst Du durch den Telegraphendraht von mir hören können; durch denselben werden die Tage zu Stunden, die Stunden zu Minuten!"

Und durch den Telegraphendraht kam Gruß von Friedrich als er in England an Bord des Schiffes ging. Früher als durch einen Brief, selbst wenn die dahinfliegenden Wolken den Briefträger abgegeben hätten, kam ein Gruß aus Amerika, als Friedrich dort ans Land gestiegen war, wenige Stunden nachdem er den amerikanischen Boden betreten hatte.

„Es ist doch ein wahrer Gottesgedanke, der unserer Zeit vergönnt worden ist!" sagte der Urgroßvater, „ein wahrer Segen für die Menschheit!"

„Und in unserem Lande wurden diese Naturkräfte erst verstanden und ausgesprochen, hat Friedrich mir gesagt."

„Ja," sagte der Urgroßvater und küßte mich. „Ja, und ich habe in die sanften Augen geschaut, die zuerst diese Naturkraft sahen, verstanden; es waren Kinderaugen wie die Deinen, und ich habe

die Hand des Meisters gedrückt!“ Und Urgroßvater küßte mich wieder.

Ueber ein Monat war verstrichen als eines Tages ein Brief von Friedrich uns benachrichtigte, daß er sich mit einem jungen schönen Mädchen verlobt habe, an dem ganz gewiß die ganze Familie ihre Freude haben würde. Eine Photographie von ihr war beigelegt und wurde mit bloßen Augen und auch mit Vergrößerungsglas besehen, denn das ist das Schöne bei den Bildern, daß sie es vertragen können, durch die allerschärfsten Gläser gesehen zu werden, ja daß alsdann die Aehnlichkeit noch mehr hervortritt. Das hat kein Maler zu Stande gebracht, selbst die Allergrößten in alten Zeiten nicht.

„Hätte man doch damals die Erfindung gekannt!“ sagte Urgroßvater, „dann könnten wir jetzt die Wohlthäter und großen Männer der Welt von Angesicht zu Angesicht sehen! — Wie das Mädchen hier doch fromm und gut aussieht!“ sagte er und betrachtete das Portrait durch das Vergrößerungsglas. „Ich kenne sie jetzt, wenn sie zur Thür eintritt.“

Aber das wäre beinahe niemals geschehen; glücklicherweise erfuhren wir erst von der Gefahr, als sie vorüber war.

Die jungen Neuvermählten erreichten fröhlich

und wohlbehalten England, von dort wollten sie mit einem Dampfschiff nach Kopenhagen reisen. Sie erblickten schon die dänische Küste, die weißen Sanddünen von Westjütland; da erhob sich ein Sturm, das Schiff stieß gegen eins der Riffe an und saß fest; die See ging hoch und drohte das Fahrzeug zu zerschellen; kein Rettungsboot vermochte thätig zu sein; die Nacht brach an, aber durch die Finsterniß fuhr nun eine leuchtende Rakete von der Küste aus über das auf dem Felsen festsitzende Schiff; die Rakete warf ein Tau über das Schiff hin, die Verbindung zwischen Denjenigen draußen und Denjenigen auf dem Lande war angeknüpft und bald zog man in dem Rettungskorb, durch die schwer rollenden Wogen ein junges, blühendes, lebendes Weib, und unendlich erfreut und glücklich war es, als der junge Gatte neben ihm auf dem Lande stand. Alle Menschen am Bord wurden gerettet, ehe es noch heller Morgen war.

Wir in Kopenhagen lagen unterdessen im süßen Schlaf, dachten weder an Kummer noch Gefahr. Als wir aber zum Morgenkaffee um den Tisch versammelt waren, kam uns ein Gerücht zu Ohren, durch ein Telegramm gebracht, von dem Untergang eines englischen Dampfschiffes an der Westküste. Wir geriethen in große Herzens-

angst, aber im Verlauf derselben Stunde kam an uns selbst ein Telegramm von den geretteten lieben Zurückgekehrten, von Friedrich und seiner jungen Frau, die bald bei uns sein würden.

Alle weinten; auch ich weinte, und Urgroßvater weinte, faltete die Hände und — ich bin dessen ganz gewiß — segnete die neue Zeit.

An diesem Tage schenkte Urgroßvater Zweihundert Reichsthaler zu dem Monument für Hans Christian Oersted.

Als Friedrich mit seiner jungen Frau ankam und dies erfuhr, sagte er: „Das hast Du recht gethan, Urgroßvater! Jetzt werde ich Dir auch vorlesen, was Oersted schon vor vielen Jahren von der alten Zeit und von unserer Zeit schrieb!"

„Er war wohl Deiner Ansicht?" sagte Urgroßvater.

„Ja, das versteht sich!" antwortete Friedrich, „und Du bist es ja auch, Du hast ja zu seinem Monument beigetragen!"

---

# Wer war die Glücklichste?

„Welche wunderschöne Rosen!" sagte der Sonnenschein. „Und jede Knospe wird auf-

blühen und eben so schön werden. Die sind meine Kinder! Ich habe sie ins Leben geküßt!"

„Es sind meine Kinder!" sagte der Thau. „Ich habe sie mit meinen Thränen genährt."

„Ich sollte doch meinen, daß ich ihre Mutter bin!" sagte der Rosenstrauch. „Ihr Anderen seid nur die Gevattern, welche nach Kräften und gutem Willen ihre Pathengeschenke brachten."

„Meine wunderschönen Rosenkinder!" sagten sie alle Drei und wünschten jeder Blüthe das größte Glück; aber nur Eine konnte die Glücklichste und Eine mußte die am wenigsten Glückliche werden, aber welche von ihnen?

„Das werde ich auskundschaften!" sagte der Wind. „Ich jage weit umher, dringe durch die engsten Spalten, weiß Bescheid außen und innen."

Jede der aufgeblühten Rosen hörte, was gesagt wurde, jede schwellende Knospe vernahm es.

Da schritt durch den Garten eine trauererfüllte, liebevolle Mutter in Schwarz gehüllt; sie brach eine der Rosen, die halb aufgeblüht, frisch und gefüllt war und ihr die Schönste von allen zu sein schien. Sie brachte die Blume in die stille dumpfe Kammer, wo vor wenigen Tagen noch die junge, lebensfrohe Tochter sich rüstig bewegte, jetzt aber wie ein schlafendes Marmorbild in dem schwarzen Sarge ausgestreckt lag.

Die Mutter küßte die Todte, küßte darauf die halbaufgeblühte Rose und legte sie an die Brust des jungen Mädchens, als wenn sie durch ihre Frische und durch den Kuß einer Mutter das Herz wieder zum Schlagen zu bringen vermöchte.

Es war als schwellte die Rose auf; jedes Blatt bebte in sinniger Freude: „Welcher Weg der Liebe ward mir vergönnt! Ich werde wie ein Menschenkind, mir wird der Kuß einer Mutter, das Wort des Segens zu Theil und ich gehe mit hinein in das unbekannte Reich, träumend an der Brust der Todten! Gewiß, ich wurde die Glücklichste von allen meinen Schwestern!“

Im Garten, wo der Rosenstrauch stand, ging die alte Frau, welche das Unkraut aus Beeten und Gängen ausjätete; auch sie betrachtete die Herrlichkeit des Strauches und lenkte ihre Blicke auf die größte vollaufgeblühte Rose. Noch ein Thautropfen und ein warmer Tag, so würden die Blätter fallen, das sah die Frau, fand, daß die Rose den Zauber ihrer Schönheit schon gespendet, und meinte, daß sie nunmehr auch Nutzen bringen müsse. Und deshalb brach sie die Rose ab und wickelte sie in ein Stückchen Zeitungspapier; sie sollte mit nach Hause zu den anderen abgeblätterten Rosen und mit ihnen eingemacht, zu Potpourri werden, solle mit den kleinen blauen

Jungens, die Lavendel heißen, zusammengeführt, mit Salz balsamirt werden. Balsamirt werden nur Rosen und Könige.

„Mir wird die meiste Ehre zu Theil!“ sagte die Rose, als die Jätefrau sie brach. „Ich werde die Glücklichste! Ich werde balsamirt!“

Zwei junge Männer traten in den Garten, der eine derselben war Maler, der andere war Dichter; ein jeder von ihnen brach eine Rose.

Und der Maler warf auf die Leinwand ein Bild der blühenden Rose hin, so daß sie sich zu spiegeln wähnte.

„So,“ sagte der Maler, „soll sie leben von einem Menschenalter zum andern, während Millionen und aber Millionen von Rosen hinwelken und sterben.“

„Ich wurde die Begünstigste!“ sagte die Rose; „ich gewann das größte Glück!“

Der Dichter betrachtete seine Rose, schrieb ein Gedicht, eine ganze Lebensgeschichte von ihr, schrieb all' das nieder, was er Blatt für Blatt ihr ablas, was der Rose innewohnte: „ein Bilderbuch der Liebe,“ — es war eine unsterbliche Dichtung.

„Ich bin mit ihr unsterblich!“ sagte die Rose, „ich bin die Glücklichste!“

In all dieser Pracht von Rosen gab es doch eine, die von den anderen fast verdeckt dasaß,

zufälligerweise, glücklicherweise vielleicht; sie hatte einen Fehler, saß schief an dem Stiel, und an der einen Seite waren die Blätter nicht ganz so, wie an der andern, ja aus der Mitte der Blume selbst sproß gleichsam ein kleines verkrüppeltes grünes Blatt hervor; das passirt zuweilen einer Rose!

„Armes Kind!“ sagte der Wind und küßte ihr die Wange. Die Rose meinte, es sei dies ein Gruß, eine Huldigung; sie hatte so ein Gefühl davon, daß sie anders gestaltet war als die anderen Rosen und daß ihr ein grünes Blatt aus ihrem Innern herauswuchs, und das betrachtete sie als eine Auszeichnung. Ein Schmetterling setzte sich auf sie und küßte ihre Blätter, das sei ein Freier; sie ließ ihn weiter fliegen. Es kam eine große Grasemücke; die setzte sich freilich auf eine andere Rose, rieb sich verliebt das Schienbein, das ist nun so das Liebeszeichen der Grasemücken; die Rose, auf welcher sie saß, verstand das nicht, aber die mit der Auszeichnung, mit dem grünen verkrüppelten Blatt verstand es, denn die Grasemücke sah sie an mit Augen, aus denen es deutlich sprach: „Ich könnte Dich aus lauter Liebe aufessen!“ und weiter kann die Liebe nun einmal nicht gehen: die Eine geht in dem Andern auf! Allein die Rose wollte nicht in dem Springins-

feld aufgehen. Die Nachtigall sang in der sternenhellen Nacht!

„Die singt nur meinetwegen!“ sagte die Rose mit dem Fehler oder der Auszeichnung: „Daß ich so in Allem vor meinen Schwestern ausgezeichnet ward! Daß ich dieses Besondere bekam, macht mich zu der Glücklichsten!“

Da traten in den Garten zwei cigarrenrauchende Herren ein; sie sprachen von Rosen und von Tabak: Rosen, sagt man, vertragen den Tabakrauch nicht, sie wechseln die Farbe, werden grün; das wollten sie versuchen. Sie konnten es aber nicht übers Herz gewinnen, eine der allerprächtigsten Rosen zu ihrem Experiment zu nehmen, und so nahmen sie denn die mit dem Fehler.

„Welch' eine Auszeichnung!“ sagte sie. „Ich bin übertrieben glücklich! die Allerglücklichste!“

Und sie wurde grün von Tabaksrauch und grün mit Bewußtsein.

Eine Rose, noch halb Knospe, vielleicht die schönste an dem ganzen Strauch, bekam einen Ehrenplatz in dem kunstmäßig gebundenen Blumenstrauß des Gärtners; sie wurde dem jungen gebietenden Herrn des Hauses gebracht und fuhr mit ihm in der Kutsche davon; sie saß als die schönste zwischen anderen Blumen und prächtigem Grün; sie kam

zu Fest und Glanz; Männer und Frauen saßen da gar geputzt und bestrahlt von tausenden von Lampen; die Musik erklang, es war in dem Lichtmeer des Theaters; und als unter stürmischem Jubel die gefeierte junge Tänzerin auf der Bühne einherschwebte, flog Bouquet auf Bouquet wie ein Blumenregen ihr zu Füßen. Da fiel auch das Bouquet, in welchem die wunderschöne Rose als ein Edelstein saß; sie empfand ihr ganzes namenloses Glück, die Ehre und den Glanz, in welche sie hineinschwebte, und indem sie den Fußboden berührte, tanzte sie mit, sprang sie, flog sie über die Bretter dahin, von ihrem Stiel getrennt, indem sie fiel. Sie gelangte nicht in die Hand der Gehuldigten, sie rollte hinter die Coulissen, wo einer der Maschinenleute sie aufhob, bemerkte wie schön, wie voll Duft sie war; aber Stiel hatte sie nicht. Er steckte sie in die Tasche und als er am späten Abend nach Hause gelangte, bekam sie ihren Platz in einem Schnapsglase, welches er mit Wasser füllte und lag hier die ganze Nacht auf dem Wasser. Am frühen Morgen wurde sie der alten Großmutter hingestellt, die siech und kraftlos im Lehnstuhl saß. Sie betrachtete die abgeknickte herrliche Rose, freute sich an ihr und an ihrem Duft.

„Ja, Du kamst nicht auf den Tisch des reichen, feinen Fräuleins, sondern zu der armen

alten Frau; aber hier bist Du wie ein ganzer Rosenstock; wie wunderschön Du bist!"

Und sie schaute mit kindlicher Freude die Rose an und dachte gewiß auch dabei an ihre eigene längst verstrichene frische Jugendzeit.

„In der Fensterscheibe war ein Loch," sagte der Wind, „ich gelangte leicht hinein, sah die jugendstrahlenden Augen der alten Frau und die abgeknickte wunderschöne Rose im Schnapsglase, — die Glücklichste von Allen! Ich weiß es! Ich kann es sagen!"

Jede Rose an dem Stocke im Garten hatte ihre Geschichte. Jede glaubte und dachte sich als die Glücklichste, und der Glaube macht selig. Die letzte Rose sei doch die Allerglücklichste, meinte sie!

„Ich überlebte alle die Anderen! Ich bin die Letzte, die Einzigste, bin das liebste Kind der Mutter!

„Und ich bin die Mutter der Rosen!" sagte der Rosenstrauch.

„Ich bin es!" sagte der Sonnenschein.

„Und ich!" sagte der Thau.

„Jeder von uns hat Theil an ihnen!" sagte der Wind. „Und Jeder soll Theil an ihnen haben!" Und darauf streute der Wind ihre Blätter über den Stock hinaus, an welchem die

Thautropfen lagen und der Sonnenschein. „Auch ich bekam meinen Theil," sagte der Wind. „Ich bekam die Geschichte aller Rosen, und die will ich in alle Welt hinaustragen! Sage mir nun, wer die Glücklichste von Allen war? Ja, Du mußt es sagen, ich habe genug gesagt!"

## Die Lichter.

Es war ein großes Wachslicht, es wußte schon, was an ihm war.

„Ich bin in Wachs geboren und in Form gegossen," sagte es. „Ich leuchte besser und brenne länger als andere Lichter; mein Platz ist im Kronleuchter oder im Silberleuchter!"

„Das muß ein prächtiges Dasein sein!" sagte das Talglicht. „Ich bin nur von Talg, nur ein gezogenes Licht, aber ich tröste mich, daß es immer ein wenig mehr ist, als eine Schleppkerze; die wird nur zwei Mal eingetaucht, ich bin acht Mal eingetaucht, um meine anständige Dicke zu bekommen. Ich bin zufrieden! Es ist ganz gewiß feiner und glücklicher gestellt, Wachs zu sein und nicht Talg, aber man stellt sich ja nicht selbst in dieser Welt. Die wächsernen kommen in die Putz-

stube in die gläsernen Kronleuchter, ich bleibe in der Küche, aber das ist auch ein guter Ort, von dort aus bekommt das ganze Haus das Essen!"

„Aber es giebt ein Etwas, was wichtiger ist als das Essen," sagte das Wachslicht: die Gesellschaftlichkeit! Andere strahlen sehen und selbst strahlen! Hier ist heute Abend Ball, ich und meine ganze Familie werden jetzt bald abgeholt."

Kaum war dies gesagt, so wurden sämmtliche Wachslichter abgeholt, aber auch das Talglicht kam mit. Die gnädige Frau selbst nahm es in ihre feine Hand und trug es in die Küche; dort stand ein kleiner Knabe mit einem Korbe, letzterer wurde mit Kartoffeln gefüllt, auch ein paar Aepfel wurden hineingethan. Alles gab die gute Frau dem armen Knaben.

„Da hast Du auch ein Licht, mein kleiner Freund!" sagte sie. „Deine Mutter sitzt und arbeitet bis tief in die Nacht, sie kann es gebrauchen."

Die kleine Tochter des Hauses stand neben der Mutter, und als sie die Worte „bis in die Nacht" hörte, sagte sie mit inniger Freude: „Ich bleibe auch auf bis in die Nacht, wir haben Ball und ich bekomme die großen rothen Schleifen angeheftet."

Wie strahlte ihr Antlitz! Das war eine

Freude! Kein Wachslicht kann so strahlen, wie zwei Kinderaugen.

„Das war ein prächtiger Anblick!“ dachte das Talglicht, „das vergesse ich nie, und das bekomme ich nie mehr zu sehen.“

Und darauf wurde es in den Korb unter den Deckel gelegt und der Knabe trug es mit sich fort.

„Wo ich wohl jetzt hinkomme!“ dachte das Licht; „ich muß zu armen Leuten hin, bekomme vielleicht nicht einmal einen messingenen Leuchter, während das Wachslicht in Silber steckt und die feinsten Leute sieht. Wie muß es prächtig sein, den feinsten Leuten zu leuchten! Mein Loos wurde es, nur Talg und nicht Wachs zu sein.“

Und das Licht gelangte zu armen Leuten, zu einer Wittwe mit drei Kindern in einem kleinen niedrigen Zimmer grade gegenüber dem reichen Hause.

„Gott segne die gute gnädige Frau für ihre Gabe!“ sagte die Mutter; „das ist ja ein prächtiges Licht, das kann bis in die Nacht brennen!“

Und das Licht wurde angezündet.

„Fut—pfui!“ sagte es. „Das Streichholz roch sehr schlecht, an dem sie mich anzündete. Das wird man drüben in dem reichen Hause kaum einem Wachslicht bieten.“

Auch drüben wurden die Lichter angezündet; sie strahlten über die Straße hinaus; die Wagen mit den geputzten Ballgästen rasselten, die Musik klang.

„Jetzt fangen sie drüben an!" dachte das Talglicht und besann sich dabei auf das strahlende Gesicht des kleinen reichen Mädchens, das noch strahlender war, als alle die Wachslichter. „Das werde ich nie mehr sehen!"

Da trat das kleinste der Kinder des armen Hauses ein, es war ein kleines Mädchen; sie umarmte Bruder und Schwester, — sie habe etwas sehr Wichtiges zu erzählen, es müsse geflüstert werden! „Wir werden heute Abend — denke 'mal! — wir werden heute Abend warme Kartoffeln haben!"

Und ihr Gesicht strahlte in Glückseligkeit, das Licht warf seinen Schein darauf und sah eine Freude, ein Glück so groß wie drüben in dem reichen Hause, wo das kleine Mädchen sagte: „Wir haben heute Abend Ball und ich werde die großen rothen Schleifen anhaben!"

„Ist es denn ein eben so großes Glück, wenn man warme Kartoffeln bekommt?" fragte sich das Licht. „Hier herrscht ja eben so große Freude unter den Kindern!" Und es mußte es benießen, das heißt, es spritzte, mehr vermag ein Talglicht nicht.

Der Tisch wurde gedeckt, die Kartoffeln gegessen. O! wie die schön schmeckten! Es war eine wahre Festmahlzeit, und jedes Kind bekam noch hinterdrein einen Apfel, und das kleinste Kind sprach den kleinen Vers:

„Du guter Gott, Dir danke ich,
Daß satt Du wieder machtest mich!
Amen."

„War das nicht hübsch gesprochen, Mutter?" sagte darauf die Kleine.

„Das darfst Du nicht fragen oder sagen," sprach die Mutter. „Du mußt nur an den guten Gott denken, der Dich gesättigt hat."

Die Kleinen wurden zu Bette gebracht, bekamen einen Kuß von der Mutter und schliefen sofort ein, und die Mutter saß und nähte bis in die Nacht hinein, um das Auskommen für sich und ihre Kinder zu haben. Und drüben von dem reichen Hause schienen die Lichter und die Musik klang herüber. Die Sterne flimmerten über alle Häuser, über die der Reichen und der Armen, gleich hell, gleich freundlich.

„Das war eigentlich ein gemüthlicher Abend!" meinte das Talglicht. „Ob wohl die Wachslichter es besser in ihren silbernen Leuchtern gehabt haben? Das möchte ich schon wissen, ehe ich ausgebrannt sein werde."

Und es dachte an die zwei gleich Glücklichen, das eine kleine Mädchen von Wachslichtern, das andere von einem Talglicht bestrahlt!

Ja, das ist die ganze Geschichte!

---

## Das Unglaublichste.

Derjenige, welcher das Unglaublichste thun könne, solle die Königstochter und das halbe Reich bekommen.

Die jungen Leute, ja selbst die alten, strengten all ihr Denken, alle ihre Sehnen und Muskeln an. Zwei aßen sich zu Tode und Einer trank sich zu Tode, um das Unglaublichste nach ihrem Geschmack zu thun, aber es war nun in der Weise nicht, daß es gethan werden sollte. Kleine Straßenbuben übten sich darin, sich selber auf den Rücken zu spucken, das meinten sie, sei das Unglaublichste.

An einem bestimmten Tage sollte das vorgezeigt werden, was Jeder als das Unglaublichste vorzuzeigen habe. Als Richter waren angestellt Kinder von drei Jahren bis zu Leuten hoch in den Neunzigern hinauf. Es gab eine ganze Aus-

stellung von unglaublichen Dingen, aber Alle einigten sich bald dahin, daß das hier Unglaublichste eine große Wanduhr im Gehäuse sei, merkwürdig ausspeculirt außen und innen. Bei jedem Stundenschlag zeigten sich an derselben lebende Bilder, welche angaben, was die Glock' geschlagen; es waren ganze zwölf Vorstellungen mit beweglichen Figuren und mit Sang und Rede.

Das sei das Unglaublichste, sagten die Leute.

Die Uhr schlug Eins und Moses stand hoch auf dem Berge und schrieb auf die Gesetztafeln das erste Gebot nieder: „Es giebt nur einen einzigen wahren Gott."

Die Uhr schlug Zwei und es zeigte sich der Garten des Paradieses, in welchem Adam und Eva sich begegneten, beide glücklich, obgleich sie gar nichts, nicht einmal einen Kleiderschrank besaßen; sie brauchten ihn auch nicht.

Auf den Schlag Drei zeigten sich die heiligen drei Könige, der eine kohlschwarz, wofür er jedoch nichts konnte, die Sonne hatte ihn geschwärzt. Sie kamen mit Räucherung und Kostbarkeiten an.

Auf den Schlag Vier kamen die Jahreszeiten: der Frühling mit dem Kuckuck auf einem grün ausgeschlagenen Baumzweig, der Sommer mit einer Grasemücke auf der reifen Kornähre, der

Herbst mit einem leeren Storchnest, der Vogel war fortgeflogen, der Winter mit einer alten Krähe, die allerhand Geschichten im Ofenwinkel zu erzählen wußte.

Wenn die Uhr Fünf schlug, zeigten sich die fünf Sinne: das Gesicht kam als Brillenmacher, das Gehör als Kupferschmied, der Geruch bot Veilchen und Waldmeister feil, der Geschmack war als Koch und das Gefühl als Leichenbitter mit Trauerflor, der bis an die Stiefelhacken reichte, dargestellt.

Schlug die Uhr Sechs, so sah man einen Spieler dasitzen, er würfelte und der Würfel zeigte die höchste Zahl: sechs.

Dann kamen die sieben Wochentage oder die sieben Todsünden, darüber konnten die Leute sich nicht einigen, die gehörten ja zusammen und waren nicht zu unterscheiden.

Dann kam um acht Uhr ein Mönchschor zum Vorschein und stimmte die Frühmette an.

Auf den Schlag Neun folgten die neun Musen, eine war bei der Astronomie angestellt, eine bei dem historischen Archiv, die übrigen gehörten zum Theater.

Bei dem Schlage Zehn trat Moses wieder hervor mit den Gesetzestafeln, auf welchen nun

alle die Gebote Gottes geschrieben standen, und zwar zehn Gebote.

Die Uhr schlug wieder und nun hüpften und sprangen kleine Mädchen hervor; sie spielten und sangen dazu: „Husch, da kommen die Wölfe, es hat geschlagen elfe!“ und das hatte es auch geschlagen.

Nun schlug es Zwölf; da trat der Nachtwächter in voller Uniform hervor und sang den alten Wächtervers:

„Um Mitternacht geboren
Uns der Erlöser ward!“

und während er sang, sproßten Rosen hervor und sie wurden zu Engelsköpfen, getragen von regenbogenfarbenen Flügeln.

Das war prächtig zu hören und zu sehen. Das Ganze war ein Kunstwerk sonder Gleichen, war das Unglaublichste, sagten alle Menschen.

Der Künstler war ein junger Mensch, herzensgut, fröhlich wie ein Kind und hilfreich gegen seine armen Eltern; er verdiene die Prinzessin und die Hälfte des Reichs, hieß es.

Der Tag der Entscheidung war da, die ganze Stadt prangte im vollen Staat und die Prinzessin saß auf dem Throne des Landes, der mit neuen Krollhaaren versehen, aber doch nicht ge-

mächlicher und gemüthlicher geworden war. Die Richter ringsum blinzelten Demjenigen, der siegen sollte, zu, und er stand da frisch und fröhlich; sein Glück war gewiß, er hatte das Unglaublichste geleistet.

„Nein, das werde ich jetzt leisten!“ rief plötzlich ein langer knochiger Kraftmensch. „Ich bin der Mann, der das Unglaublichste machen kann!“ Und damit schwang er ein großes Beil gegen das Kunstwerk.

Krach! da lag das Ganze. Räder und Federn flogen ringsum, Alles war zertrümmert.

„Das konnte ich!“ sagte der Mann; „meine That hat die seinige geschlagen und Euch Alle insgesammt geschlagen, ich habe das Unglaublichste gemacht!“

„Ein solches Kunstwerk zu zertrümmern!“ sagten die Richter. „Ja, das sei das Unglaublichste!“

Das ganze Volk sagte es gleichfalls und so war er denn Derjenige, der die Prinzessin und die Hälfte des Reichs haben müsse, denn Gesetz bleibt Gesetz, wenn es auch das unglaublichste ist.

Es wurde nun geblasen von den Wällen und von allen Thürmen der Stadt: „die Hochzeit soll gefeiert werden!“ Die Prinzessin war ganz und gar nicht damit zufrieden, aber sie sah

liebenswürdig aus und sie war köstlich gekleidet. Die Kirche strahlte im Lichte am späten Abend, das nimmt sich am Besten aus. Die adeligen Jungfrauen der Stadt sangen und führten die Braut zum Altar. Die Ritterschaft sang und schritt hinter dem Bräutigam einher; er stolzirte dahin als wenn er niemals geknickt werden könnte. Der Gesang verstummte, es wurde so still, daß man hätte können eine Stecknadel zu Boden fallen hören, aber inmitten dieser Stille flog die große Kirchenthüre auf mit großem Lärm und — „bum! bum!" — da kam das ganze Uhrwerk den Kirchgang heraufmarschirt und stellte sich zwischen Braut und Bräutigam. Todte Menschen können nicht wiederkehren, das wissen wir sehr gut, aber ein Kunstwerk kann es, der Körper war entzweigeschlagen aber der Geist nicht, der Kunstgeist spukte, und das war kein Scherz.

Das Kunstwerk stand da leibhaftig wie damals, wo es ganz und unberührt gewesen war. Die Glockenschläge ertönten, ein Schlag nach dem andern, bis zwölf, und die Gestalten drängten sich hervor; erst Moses; es leuchtete gleichsam wie Feuerflammen aus seiner Stirne hervor, er warf die schweren steinernen Tafeln auf die Füße des Bräutigams und fesselte dadurch dieselben an den Fußboden der Kirche.

„Ich vermag sie nicht wieder aufzuheben!“ sagte Moses. „Du hast mir die Arme abgeschlagen! Bleibe stehen, wie ich stehe!“

Darauf kam Adam und Eva, die Weisen des Orients und die vier Jahreszeiten, Alle sagten sie ihm unangenehme Wahrheiten. „Pfui, schäme Dich!“

Aber er schämte sich nicht.

Alle Gestalten, welche jede Stunde vorzuzeigen hatte, traten aus der Uhr heraus und alle wuchsen und erreichten eine erschreckliche Größe, es war als würden die wirklichen Menschen gar keinen Platz mehr in der Kirche haben.

Und als bei dem Schlage zwölf der Nachtwächter in voller Uniform mit seinem Stabe mit dem Morgenstern heraustrat, entstand eine sonderbare Bewegung unter den Leuten; der Wächter schritt gerade auf den Bräutigam zu und schlug ihn nieder.

„Liege Du da!“ sagte er. „Gleiches mit Gleichem! Wir sind gerächt und der Meister ist gerächt! Wir verschwinden!“

Und das ganze Kunstwerk verschwand, aber die Lichter rings in der Kirche gestalteten sich zu großen Lichtblumen und die vergoldeten Sterne sandten lange helle Strahlen aus, die Orgel klang

von selbst. Alle Menschen sagten, das sei das Unglaublichste, was sie erlebt hätten.

„Wollen Sie nun den Richtigen herbeiholen!" sagte die Prinzessin, „den, der das Kunstwerk gemacht hat, er sei mein Ehegemahl!"

Und er war in der Kirche, das ganze Volk gab ihm das Geleite, Alle freuten sich, Alle segneten ihn, nicht ein Einziger war neidisch, — ja, das war das Unglaublichste!

---

# Was die ganze Familie sagte.

Was sagte die ganze Familie? — Ja, hören wir zuerst, was die kleine Marie sagte.

Es war der Geburtstag der kleinen Marie, der schönste Tag von allen Tagen, so schien es ihr. Alle kleinen Freunde und Freundinnen kamen, um mit ihr zu spielen und sie selbst hatte ihr feinstes Kleid an; das hatte sie von der Großmutter geschenkt erhalten, die nun bei dem lieben Gott war, aber die Großmutter selbst hatte es zugeschnitten und genäht, bevor sie in den lichten prächtigen Himmel hineinging. Der Tisch in dem Zimmer Marie's strahlte von Geschenken; es war da die niedlichste kleinste Küche mit Allem versehen,

was zu einer Küche gehörte, und eine Puppe, welche die Augen verdrehen und „Au!“ sagen konnte, wenn man sie an den Bauch drückte; ja auf dem Tische lag auch ein Bilderbuch mit den schönsten Geschichten, wie man sie nur lesen konnte! Aber schöner als alle Geschichten sei es doch, recht viele Geburtstage zu erleben.

„Ja, es ist zu schön zu leben!“ sagte die kleine Marie. Der Pathe fügte hinzu, daß das Leben das schönste Märchen sei.

In dem Zimmer nebenan waren die beiden Brüder der Marie; es waren große Knaben, der eine neun Jahr alt, der andere elf. Auch ihnen schien es herrlich, zu leben, nach ihrer Art zu leben, nicht Kind zu sein, wie Marie, nein, flotte Schulknaben mit der besten Censur, und sich mit den Kameraden zu balgen in aller Gemüthlichkeit, auf Schlittschuh laufen des Winters, auf Velocipede des Sommers, von Ritterburgen, Zugbrücken und Burgverließen erzählen, von Entdeckungen in dem inneren Afrika lesen. Der eine dieser Knaben hatte aber doch einen Kummer dabei, den nämlich, daß Alles wohl entdeckt sein würde, ehe er groß werde, denn erst dann könne er auf Abenteuer ausgehen, was er auch wollte. Das Leben ist das schönste Abenteuer; das schönste Märchen, sagte

ja der Pathe, und in dem Märchen ist man ja selbst dabei.

Es war in der Parterrewohnung, wo diese Kinder lebten und sich tummelten; im ersten Stock wohnte ein anderer Zweig der Familie, die gleichfalls Kinder hatten, aber diese hatten schon ihre Kinderschuhe ausgetreten, so groß waren sie; der eine Sohn war siebzehn Jahre alt, der andere zwanzig, und der dritte sei sehr alt, sagte die kleine Marie, er war fünfundzwanzig Jahre alt und verlobt. Alle waren sie im Leben gut gestellt, hatten gute Eltern, gute Kleider, waren auch geistig gut begabt, und sie wollten auch in der Welt vorwärts; hinweg mit allen alten Schranken! freie Aussicht in die ganze weite Welt! Sie ist die schönste, die wir kennen, der Pathe hat Recht: das Leben ist das herrlichste Märchen!

Vater und Mutter, beide ältere Leute, — älter als die Kinder mußten sie sein — sagten mit lächelndem Mund, mit Lächeln im Aug' und Herzen: „Wie sie jung sind die jungen Menschen! Ganz so wie sie es sich denken, geht es nun aber nicht in der Welt her, aber es geht. Das Leben ist ein seltsames, prächtiges Märchen!"

Oben, ein wenig näher am Himmel, wie man sagt, wenn die Leute im Giebel wohnen,

wohnte der Pathe. Alt war er und doch gar jung von Gemüth, immer in guter Laune, und Geschichten konnte er erzählen, viele und lange Geschichten. Weit in der Welt war er gewesen und aus aller Herren Länder standen die schönsten Sachen in seinem Zimmer. Von der Decke bis an den Fußboden herab hingen dort Bilder und mehrere der Fensterscheiben waren von rothem und gelbem Glas; wenn man durch sie sah, lag die ganze Welt im Sonnenschein, wenn auch das Wetter draußen noch so grau war. In einem großen Kasten von Glas wuchsen grüne Pflanzen, und in einem Behälter darin schwammen Goldfische umher; die sahen Einen an, als wüßten sie gar Vieles, wovon sie nicht sprechen möchten. Immer, selbst im Winter, duftete es hier von Blumen, und um die Zeit flammte ein lustiges Feuer im Kamine; es war ein großes Vergnügen, in das Kaminfeuer hineinzuschauen und zu hören, wie es dort knackte und knitterte. „Der Kamin erzählt mir aus alten Zeiten," sagte der Pathe, und der kleinen Marie schien es auch, als zeigten sich viele Bilder im Feuer.

Aber in dem großen Bücherschranke standen die richtigen Bücher; in einem derselben las der Pathe oft und er nannte es das Buch der Bücher, es war die Bibel. Darin stand in Gleichnissen

die Geschichte der ganzen Welt und aller Menschen, der Schöpfung, der Sündfluth, der Könige und des Königs der Könige.

„Alles was geschehen ist und geschehen wird, steht in diesem Buche!“ sagte der Pathe. „Ja, Alles, was ein Mensch zu erbeten und erflehen hat, ist gesagt und in wenigen Worten in das Gebet „„Vater unser!““ gelegt. Das ist ein Tropfen der Gnade, eine Perle des Trostes von Gott. Es wird als Gottesgabe auf die Wiege des Kindes, an das Herz des Kindes gelegt. Hebe sie gut auf, mein Kind! verliere sie nie, wie groß Du auch wachsen magst, und Du bist auf allen den wechselnden Wegen nie verlassen! sie strahlt in Dich hinein und Du bist nicht verloren!“

Und die Augen des alten Pathen leuchteten dabei, strahlten in Freude. Ein Mal in jungen Jahren hatten sie geweint; „und auch das war gut,“ sagte er, „das waren die Zeiten der Prüfung, damals sah es trübe aus. Jetzt habe ich Sonnenschein um mich und in mir. Je älter man wird, um so besser sieht man im Glück und Unglück, daß der liebe Gott stets dabei ist, daß das Leben das prächtigste Märchen ist, und das vermag nur Er uns zu schenken, und es dauert fort, bis in die Ewigkeit hinein!“

„Es ist wunderschön, zu leben!“ sagte die kleine Marie.

Und das sagten auch die kleinen und die großen Knaben; Vater und Mutter, die ganze Familie sagte es, aber vor Allem sagte es der alte Pathe, und er hatte viel Erfahrung, er war der Aelteste von Allen, er kannte alle Geschichten, alle Märchen und er sagte, und aus vollem Herzen: „Das Leben ist das schönste Märchen!“

---

## „Tanze, tanze Püppchen mein!“

„Ja, das ist nun ein Lied für ganz kleine Kinder!“ versicherte Tante Amalie, „ich kann mit dem besten Willen nicht mitsingen.“

Aber die kleine Amalie, die konnte das Lied singen; sie war nur drei Jahre alt, spielte mit Puppen und erzog diese, daß sie eben so klug werden möchte, wie die Tante Amalie.

Ein Student, der die Schulaufgaben mit den Brüdern durchging, kam oft ins Haus; er sprach immer viel mit der kleinen Amalie und ihren Puppen, sprach ganz anders als alle die Anderen; das sei sehr vergnüglich, meinte die Kleine, und doch sagte Tante Amalie, daß er es gar nicht verstehe mit Kindern umzugehen, die

kleinen Köpfe könnten unmöglich all das Gerede vertragen. Die kleine Amalie konnte es aber, ja, sie lernte gar vom Studenten ein ganzes Lied auswendig: „Tanze, tanze Püppchen mein!“ und sie sang es ihren drei Puppen vor, die waren neu, die eine ein Fräulein, die andere ein Herr, aber die dritte Puppe war alt und hieß Lise. Sie bekam auch das Lied zu hören und war mit dabei.

Tanze, tanze Püppchen mein!
Nein, wie ist das Fräulein fein!
Und der Cavalier erst dann —
Er hat Hut und Handschuh' an,
Blauen Rock und Höschen weiß, —
In der Hand ein Bambusreis,
Hühneraug' am großen Zeh',
Daß es manchmal thut ihm weh.
Er ist fein nnd sie ist fein!
Tanze, tanze Püppchen mein!

Hier die alte Lise auch!
Sie kommt doch nicht aus dem Brauch;
Neues Haar von Flachs fürwahr,
Und die Stirn mit Butter gar
Schön gewaschen — welcher Schwung!
Sie ist fast geworden jung.
Komm' nur mit, Du alte Haut!
Tanzen sollt' ihr Alle, schau't!
Wie es wunderherrlich geht,
Es ist werth, daß Ihr es seht!

Tanze, tanze Püppchen mein!
Mach' die richt'gen Tritte fein!
Auswärts setz' das Füßchen leicht,
Wje ich dir es hab gezeigt.
Frisch und fröhlich, frei und frank;
So bist Du gar süß und schlank!
Schwing' Dich lustig in die Rund,
Das ist übermäßig g'sund!
Niedlich tanzt ihr alle drei
Polka, Walzer, Allerlei.

Und die Puppen verstanden das Lied, die kleine Amalie verstand es, der Student verstand es, er selbst hatte es gedichtet und er sagte, es sei sehr schön; nur die Tante Amalie verstand es nicht, sie war über die Schranke der Kindlichkeit hinaus, „kindisches Geplärre" sagte sie, aber die kleine Amalie war nicht so weit, sie singt es.

Von ihr haben wir es.

---

# Der Gärtner und die Herrschaft.

Eine kleine Meile von der Hauptstadt entfernt lag ein alter Herrensitz mit dicken Mauern, Thürmen und zackigen Giebeln.

Hier wohnte, aber doch nur während der Sommerzeit, eine reiche, hochadelige Herrschaft; dieses Gut war das beste und schönste von allen

den Gütern, die sie besaß; das Herrenhaus war auswendig abgeputzt und stand da wie neugeboren in seiner zweiten Jugendzeit, und inwendig herrschte Gemüthlichkeit und Bequemlichkeit. Das Wappen der Familie war über dem Portal in Stein gehauen, prächtige Rosen schlängelten sich um Wappen und Erker, ein ganzer Grasteppich breitete sich vor dem Hause aus, hier standen Rothdorn und Weißdorn und seltene Blumen, auch außerhalb des Treibhauses.

Die Herrschaft hatte auch einen tüchtigen Gärtner; es war eine Freude den Blumengarten, den Obst- und Gemüsegarten zu sehen. An den letzteren stieß noch ein Ueberbleibsel von dem ursprünglichen alten Garten, einige Buchsbaumhecken, so beschnitten, daß sie Kronen und Pyramiden bildeten. Hinter denselben standen zwei gewaltige alte Bäume; sie waren fast immer blattlos, und man hätte leicht auf den Gedanken kommen können, daß irgend ein Sturmwind oder eine Windhose sie mit großen Klumpen von Schmutz oder Dünger überstreut habe, allein jeder Klumpen war ein Vogelnest.

Hier nisteten seit undenklichen Zeiten ein ganzes Gewimmel von Krähen und Dohlen, es war ein ganzes Vogeldorf und die Vögel waren die Besitzer, das älteste Geschlecht und die eigent-

liche Herrschaft. Von den Menschen dort unten ging ihnen Niemand etwas an, aber sie duldeten diese niedrig gehenden Geschöpfe, ungeachtet diese dann und wann mit der Büchse knallten, daß es ihnen im Rückgrat kribbelte und jeder Vogel in Schrecken aufflog und schrie: „Rack! Rack!“

Der Gärtner sprach oft mit seiner Herrschaft von den alten Bäumen, daß sie nicht gut aussähen, daß man sie eigentlich umhauen müsse und daß, wenn sie fort kämen, man wahrscheinlich doch auch die schreienden Vögel los werden würde, die dann anderswo nisten würden. Aber die Herrschaft wollte so wenig die Bäume, als die schreienden Vögel missen, Beides sei nicht auszurotten, es sei ein Ueberbleibsel der alten Zeit und die solle man nicht so ganz mit Stumpf und Stiel verwischen.

„Die Bäume sind nun einmal das Erbgut der Vögel, mögen sie es behalten, mein lieber Larsen!“

Der Gärtner hieß Larsen, wenn es hier auch weiter nichts zur Sache thut.

„Haben Sie denn nicht Platz genug für Ihre Thätigkeit, guter Larsen? Haben Sie doch den ganzen Blumengarten, die Treibhäuser, den Obst- und Gemüsegarten!“

Ja, die hatte er, und er pflegte und hegte

sie mit Eifer und Tüchtigkeit, was die Herrschaft auch erkannte, wenn sie ihm andererseits auch nicht verheimlichte, daß sie bei anderen Herrschaften oft Obst genossen und Blumen sahen, welche die übertrafen, die sie in ihrem Garten hatten, und das machte den Gärtner betrübt, denn er wollte das Beste und that sein Bestes. Er war ein herzensguter und auch tüchtiger Mensch.

Eines Tages ließ ihn die Herrschaft zu sich rufen und sagte ihm in aller Freundlichkeit und Leutseligkeit, daß sie Tags zuvor bei vornehmen Freunden eine Art Aepfel und Birnen gegessen hätten, die so saftig und wohlschmeckend waren, daß sie und alle Gäste sich mit Bewunderung über sie ausgesprochen hatten. Das Obst sei freilich kein inländisches gewesen, aber es müsse eingeführt, müsse im Lande heimisch werden, wenn das Klima es erlaube. Man wußte, daß jene Aepfel und Birnen in der Stadt bei dem ersten Obsthändler gekauft waren, der Gärtner solle zur Stadt reiten und sich erkundigen, von woher das Obst gekommen sei und dann Impfreiser verschreiben.

Der Gärtner kannte den Obsthändler sehr gut, es war gerade derselbe, an den er das überschüssige Obst aus dem Garten des Herrensitzes verkaufte.

Und der Gärtner ritt zur Stadt und fragte den Obsthändler, woher er seine hochgepriesenen Aepfel und Birnen habe.

„Die sind ja aus Ihrem eigenen Garten!“ antwortete der Obsthändler und zeigte ihm Aepfel und Birnen, die er sofort wieder erkannte.

Wie unser Gärtner sich freute! Er beeilte sich nach Hause zurückzukehren, stellte sich bei der Herrschaft ein und erzählte ihr, daß sowohl die Aepfel als die Birnen aus ihrem eigenen Garten seien.

Das wollte die Herrschaft nun gar nicht glauben. „Das ist nicht möglich, Larsen! Können Sie die schriftliche Versicherung des Obsthändlers dafür beschaffen?“

Und das konnte er; er beschaffte eine schriftliche Bestätigung.

„Nein, das ist merkwürdig!“ sagte die Herrschaft.

Von nun an gelangten täglich große Schüsseln mit diesen prächtigen Aepfeln und Birnen aus ihrem eigenen Garten auf den herrschaftlichen Tisch; es wurden von diesem Obst scheffelweise an Freunde in der Stadt und außer der Stadt, ja selbst nach dem Ausland gesandt. Das war ein wirkliches Vergnügen! aber sie fügten doch hinzu, daß es freilich zwei merkwürdig gute Sommer für

Baumobst hintereinander gewesen und daß dieses Obst überall im Lande gut gediehen sei.

Es verstrich einige Zeit; die Herrschaft speiste eines Mittags am Hofe. Tags darauf wurde der Gärtner zu der Herrschaft gerufen. Diese hatte an der königlichen Tafel Melonen gespeist, gar saftvoll und schmackhaft, aus dem Treibhaus der Majestät.

„Sie müssen zu dem Hofgärtner gehen, lieber Larsen, und uns einige Saatkerne von diesen köstlichen Melonen verschaffen!"

„Aber der Hofgärtner hat die Kerne von uns erhalten," sagte der Gärtner ganz erfreut.

„Dann hat der Mann es verstanden, die Frucht zu einem erhöhten Grad von Entwicklung zu bringen!" antwortete die Herrschaft. „Jede Melone war ausgezeichnet!"

„Dann kann ich stolz sein!" sagte der Gärtner. „Ich muß nämlich der gnädigen Herrschaft sagen, daß der Hofgärtner dieses Jahr kein Glück mit seinen Melonen gehabt hat, und als er sah, wie prächtig die unseren aussahen und sie kostete, so bat er mich, ich möchte ihm drei Stück von denselben aufs Schloß schicken."

„Aber, Larsen, bilden Sie sich doch nicht ein, daß es die Melonen von unserem Garten gewesen sind."

Das glaube ich aber ganz bestimmt!" sagte der Gärtner, begab sich zum Hofgärtner und erhielt von ihm schriftliche Bescheinigung darüber, daß die Melonen auf der königlichen Tafel aus dem Garten des Herrensitzes gewesen seien.

Das war der Herrschaft eine wirkliche Ueberraschung, und sie verschwieg auch diesen Fall nicht, sondern zeigte vielmehr die Bescheinigung überall vor, ja es wurden Melonenkerne weit und breit versandt wie früher Aepfel, Birnen und Impfreiser.

Ueber die Impfreiser bekam man die Nachricht, daß sie anschlugen, Frucht ansetzten, ganz ausgezeichnete Frucht, und daß man derselben den Namen des Herrensitzes gegeben habe, so daß dieser Name nun dadurch englisch, deutsch und französisch zu lesen war.

Das hatte man sich vorher nicht gedacht.

„Wenn nur der Gärtner nicht eine zu hohe Meinung von sich bekommt!" sagte die Herrschaft.

Der Gärtner nahm das nun anders: er wollte sich von nun an gerade bemühen, seinen Namen als den eines der besten Gärtner des Landes hinzustellen, wollte jedes Jahr versuchen, etwas Vorzügliches von allen Arten Gartengewächsen zu ziehen, und that es auch; aber er mußte doch oft hören, daß die allerersten Früchte, die er gebracht hatte, die Aepfel und Birnen, die eigentlich besten

waren, daß alle späteren Arten weit hinter denselben zurückständen. Die Melonen seien dieses und jenes Jahr zwar sehr gut gewesen, aber es sei ja eine ganz andere Art; die Erdbeeren könne man vortrefflich nennen, aber sie seien nicht besser als die, welche andere Herrschaften hatten, und als die Radieschen eines Jahres mißlangen, so sprach man nur von den schlechten Radieschen und nicht von den anderen guten Früchten, die gebracht worden waren.

Es war fast als fühle die Herrschaft eine Erleichterung, wenn sie sagte:

„Dieses Jahr, lieber Larsen, wollte es nicht recht gehen!" Sie waren ganz erfreut, sagen zu können: „es war dieses Jahr nichts rechtes!"

Ein paar Mal wöchentlich brachte der Gärtner frische Blumen in das Zimmer der Herrschaft hinauf, und hatte sie stets geschmackvoll geordnet; die Farben kamen durch die Zusammenstellung gleichsam in ein stärkeres Licht. „Sie haben Geschmack, Larsen!" sagte die Herrschaft; „das ist eine Gabe von Gott, nicht von Ihnen selbst."

Eines Tages trat der Gärtner ins Zimmer mit einer großen Glasschale, in welcher ein Wasserlilienblatt auf dem Wasser lag, auf diesem Blatte lag wiederum, mit ihrem langen dicken Stengel ins

Wasser hängend, eine strahlende blaue Blume, groß wie eine Sonnenblume.

„Der Lotus des Hindostans!“ rief die Herrschaft.

Eine solche Blume hatten sie noch nie gesehen; und sie wurde am Tage in den Sonnenschein, Abends ins Reflex-Licht gestellt. Jeder, der sie sah, fand sie merkwürdig schön und selten, ja das sagte selbst die vornehmste der jungen Damen des Landes, und sie war eine Prinzessin; klug und herzensgut war sie auch.

Die Herrschaft setzte eine Ehre darin, ihr die Blume zu überreichen, und dieselbe gelangte mit der Prinzessin ins Schloß.

Nun begab sich die Herrschaft in den Garten, um selbst eine Blume derselben Art zu pflücken, wenn eine solche noch vorhanden sei, aber sie war nicht aufzufinden. Sie riefen den Gärtner und fragten von wo er die blaue Lotus habe.

„Wir haben vergeblich gesucht!“ sagte sie. „Wir sind in den Treibhäusern und ringsum, überall in dem Blumengarten gewesen.

„Nein, dort ist sie freilich nicht!“ sagte der Gärtner. „Sie ist nur eine geringe Blume aus dem Gemüsegarten! Aber, nicht wahr, sie ist sehr schön! Sieht sie doch aus, als sei sie ein blauer Lotus und ist doch nur die Blüthe des Artischocks!“

„Aber das hätten Sie uns gleich sagen müssen!“ sagte die Herrschaft. „Wir mußten ja denken, es sei eine fremde seltene Blume. Wir haben uns der jungen Prinzessin gegenüber blamirt! Sie sah die Blume bei uns, fand sie sehr schön, kannte sie nicht, obgleich sie in der Botanik sehr weit ist, aber die Wissenschaft hat nichts mit Gemüsepflanzen zu thun. Wie konnte es Ihnen einfallen, guter Larsen, eine solche Blume uns ins Zimmer zu bringen. Das heißt ja, uns lächerlich machen!“

Und von der schönen blauen Prachtblume, die aus dem Gemüsegarten geholt war, gelangte vor der Hand kein zweites Exemplar in das herrschaftliche Zimmer, „woselbst sie nicht hingehöre“; ja, die Herrschaft entschuldigte sich bei der Prinzessin und erzählte, daß die Blume nur ein Gemüsekraut sei, daß der Gärtner den Einfall gehabt habe, es als etwas Besonderes zur Schau zu stellen, daß ihm aber dafür eine ernste Zurechtweisung ertheilt worden sei.

„Aber das ist ja Sünde und Unrecht gewesen!“ sagte die Prinzessin. „Hat er doch unsern Blick auf eine Prachtblume gelenkt, die wir gar nicht zu würdigen gewußt haben, und die Schönheit dort gezeigt, wo wir sie nicht gesucht haben! Der Schloßgärtner soll jeden Tag, so lange die

Artischocks blühen, mir eine Blume in mein Zimmer heraufbringen!"

Und so geschah es auch.

Die Herrschaft ließ auch dem Gärtner sagen, daß er wieder eine frische Artischockblume bringen könne.

„Sie ist eigentlich schön!" sagte sie, „höchst merkwürdig!" Und der Gärtner wurde gelobt.

„Ja, das liebt der Larsen sehr!" sagte die Herrschaft. „Er ist wie ein verhätscheltes Kind!"

An einem Herbsttage erhob sich ein entsetzlicher Sturm; derselbe steigerte sich noch zur Nachtzeit und wurde so gewaltig, daß am Waldsaum viele große Bäume mit den Wurzeln aus dem Boden gerissen wurden, und zur großen Betrübniß der Herrschaft, aber zur Freude des Gärtners, bliesen auch die beiden großen Bäume mit allen den Vogelnestern um. Durch den Sturm hörte man das Geschrei und Gekreische der Krähen und Dohlen, sie schlugen mit den Flügeln an die Fensterscheiben an, sagten die Leute.

„Jetzt sind Sie wohl recht erfreut, Larsen!" sagte die Herrschaft; „der Sturm hat die Bäume zu Boden geschlagen und die Vögel haben den Wald aufgesucht. Hier ist nun nichts mehr von der alten Zeit zu sehen, jedes Zeichen, jede Andeutung ist fort! Uns hat es betrübt!"

Der Gärtner sagte nichts, aber er überlegte sich, wie er den prächtigen sonnigen Platz, den er früher nicht zur Verfügung gehabt, benutzen werde; derselbe solle dem Garten zum Schmuck und der Herrschaft zur Freude werden.

Die großen umgeblasenen Bäume hatten die uralten Buchsbaumhecken mit ihren Kronen und Pyramiden gänzlich zerstört. Er setzte an deren Stelle ein Gebüsch von einheimischen Pflanzen und Sträuchern aus Feld und Wald.

Das, was keinem andern Gärtner eingefallen war in Fülle in den herrschaftlichen Garten einzupflanzen, setzte er hier in für jedes Gewächs bereiteten Boden und in Sonenschein und in Schatten, wie es jede Art bedürftig war, und er pflegte es mit Liebe und es wuchs prächtig.

Der Wachholder aus der jütländischen Haide, in Form und Farbe wie die Cypresse Italiens, der blanke Christdorn, immer grün bei Winterkälte und Sommersonne hoben sich hier prächtig empor. Vor ihnen wuchsen die Farren, viele verschiedene Arten, einige sahen aus als seien sie die Kinder der Palme und andere als seien sie die Eltern der feinen schönen Pflanze, die wir Venushaar nennen. Hier stand die gering geschätzte Distel, die in ihrer Frische so schön ist, daß sie sich in einem Blumenstrauß ausnimmt. Die Distel stand

im Trocknen; aber niedriger, in dem feuchten Boden wuchs das Klettenkraut, gleichfalls eine gering geschätzte Pflanze und doch durch ihre Höhe und ihr mächtiges Blatt so malerisch schön. Klafterhoch, Blume an Blume gereiht, wie ein großer vielarmiger Candelaber, erhob sich die Königskerze, vom Felde hier eingepflanzt. Hier standen Waldmeister, Kuhblume, die wilde Calla und der dreiblättrige feine Buchampfer. Es war ein prächtiger Anblick.

Vor diesem Gebüsch, gestützt auf ein feines Drahtgeländer, wuchsen in Reihen ganz niedrige Birnenbäume aus Frankreich; sie hatten Sonne und gute Pflege und trugen bald große saftige Früchte wie in dem Lande, aus welchem sie herstammten.

Anstatt der beiden alten blattlosen Bäume war eine hohe Flaggenstange aufgerichtet, von welcher der Danebrog wehte und dicht bei derselben noch eine Stange, um welche zur Sommerzeit und zum Herbst die Hopfenranke mit ihren duftenden Blüthenbüscheln sich schlängelte, wo aber im Winter nach alter Sitte eine Hafergarbe befestigt wurde, damit die Vögel während der fröhlichen Weihnachtszeit eine Mahlzeit hätten.

„Der gute Larsen wird sentimental auf seine alten Tage!“ sagte die Herrschaft. „Aber er ist uns treu und ergeben.“

Um die Neujahrszeit befand sich in einem der illustrirten Blätter der Hauptstadt ein Bild von dem alten Herrensitz; man sah hier die Flaggenstange und auch die andere Stange mit der Hafergarbe für die Vögel zur fröhlichen Weihnachtszeit und im Text zu dem Bilde war es bemerkt und als ein schöner Gedanke hervorgehoben, daß eine alte Sitte hier zu Ehren gelangt sei, bezeichnend grade für den alten Herrensitz.

„Für Alles, was dieser Larsen thut, rührt man die Trommel," sagte die Herrschaft. „Er ist ein glücklicher Mann! Wir müssen ja fast stolz darauf sein, daß wir ihn haben!"

Aber sie waren gar nicht stolz darauf! Sie wußten schon, daß sie die Herrschaft seien, sie konnten ja Larsen seine Stelle kündigen, aber sie thaten es nicht, sie waren gute Menschen und von ihrer Art giebt es viele gute Menschen, und das ist für jeden Larsen erfreulich.

## Anmerkung.

In verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften meines Vaterlandes und Amerikas finden sich seit einiger Zeit einzelne meiner neuesten Märchen und Geschichten zerstreut vor; einige derselben habe ich in diesem Heftchen gesammelt und noch eine Geschichte: „Der Gärtner und die Herrschaft,“ in diesem Jahre geschrieben, aber bisher noch nirgends gedruckt, hinzugefügt.

Kopenhagen, im März 1872.

**H. C. Andersen.**

Leipzig.
Druck von A. Th. Engelhardt.